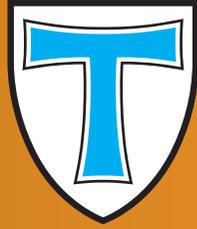


Jahrgang 42 | 2009

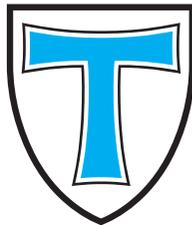


Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 42 | 2009

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft



Gießener Universitätsblätter

Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen. Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.

Inserenten: Volksbank Mittelhessen
Ringel & Sohn GmbH & Co. KG
Sparkasse Gießen
Karstadt AG
Lehmanns Fachbuchhandlung

*Abbildung auf der Umschlagseite von Francisco Goya: „Ob der Schüler wohl mehr wissen wird?“
siehe Beitrag von Wilfried Floeck (ab Seite 27)*

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
Institut für Altertumswissenschaften
Justus-Liebig-Universität
Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
35394 Gießen
peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

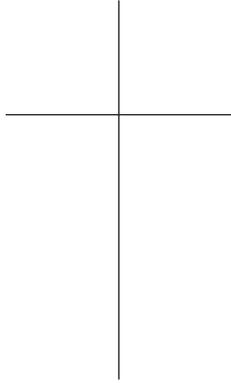
Redaktion Prof. Dr. Irmtraut Sahmland
Postfach: Ludwigstraße 23, 35392 Gießen
Telefon: 064 03/765 98
Sahmland@t-online.de

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte aus Universität und Stadt	
Bericht des Präsidenten der JLU	5
Bericht des Oberbürgermeisters der Stadt Gießen	7
Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der GHG	9
<i>Brigitte Zypries</i> , Bundesministerin der Justiz, MdB: Rede beim zentralen Festakt „100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen“ am 26. Oktober 2008 in Gießen	11
<i>Helmut Berding</i> : Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933–1945 (Festrede vom 28. November 2008)	17
II. Wissenschaftliche Beiträge	
<i>Hans-Dietrich Kahl</i> : Die „Heidenfrage“ – ein vergessenes Kapitel abendländischer Mentalitätsgeschichte ..	23
<i>Wilfried Floeck</i> : Goya und die Aufklärung	27
<i>Raimund Borgmeier</i> : Der englische Garten – eine frühe Manifestation der Romantik	39
<i>Christian Diller, Jan Hebecker</i> : Klimawandel in Deutschland: Regionale Betroffenheiten und Handlungsmöglichkeiten der Regionalplanung	51
<i>Peter Winker</i> : Von Hamburgern, Ameisen und dem Dollar-Wechselkurs	63
III. Forscher, Fächer, Perspektiven	
<i>Britta Bannenberg</i> : Korruptionsforschung: Korruption in Wirtschaft und Verwaltung	71
<i>Irene Häderle</i> : Vom Ausschluss zur Förderung: Frauen an der Universität Gießen von 1908 bis 2008	77
IV. Aktuelle Forschungsprojekte an der JLU	
<i>Sylvia Weissmann</i> : Exzellenzcluster „Cardiopulmonary System“	91
<i>Kirsten Dickhaut</i> : Netzwerk „Liebessemantik – Repräsentation menschlicher Affekte in Texten und Bildern von 1500 bis 1800 in Italien und Frankreich“	103
<i>Manfred F. Prinz et al.</i> : TUCANO – Ein Feldforschungsprojekt der Universidad Federal de Bahia: Entwicklung von „Bürgererziehung“	115
<i>Manfred F. Prinz, Stephan Treuke</i> : Exkursionsbericht Salvador da Bahia, September 2007	123
V. Berichte aus geförderten Projekten	
<i>Jörn Ahrens, Jürgen Schraten</i> : Öffentliche Ringvorlesung am Institut für Soziologie im WS 2008/09: Kultur und Konflikt. Interdisziplinäre Analysen der Gegenwart	131
<i>Ivo Bischoff</i> : „Ownership utility effect“ – eine experimentelle Studie	135
<i>Carsten Gansel, Norman Ächtler</i> : Ikonographie des Terrors? 30 Jahre „Deutschland im Herbst“. Formen filmischer Erinnerung an den Terrorismus in der BRD 1978–2008	139
<i>Thomas Groß</i> : Chancen und Grenzen von sozialen Netzwerken im Web 2.0: Herbsttagung 2008 des Zentrums für Medien und Interaktivität zum Thema „Das Internet zwischen egalitärer Teilhabe und ökonomischer Vermachtung“	143
<i>Jan Philipp Hofmann, Herbert Over</i> : Regionales Stipendiatentreffen des Fonds der Chemischen Industrie in Gießen	145
<i>Michael Krawinkel, Stephan Nolte</i> : Bericht von der 27. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Tropenpädiatrie, Gießen, 30. 1.–1. 2. 2009	147
<i>Stefan Ottersbach</i> , UMD: Semesterabschlusskonzert am 21. und 22. Juni 2008 im Audimax der Justus-Liebig-Universität Gießen	151
VI. Personalía	155
VII. Biographische Notizen	158



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Dr. Gerhard Bonarius
Prof. Dr. Werner Gruppe
Prof. Dr. Arthur Holl
Prof. Dr. Georg Wilhelm Rieck
Prof. Dr. Dieter Ringleb
Prof. Dr. Karl-Heinrich Schulze
Dr. Wilhelm Stack
Ernst Thienemann
Dr. Hans T. Uhlenbruck
Prof. Dr. Erich Wagner
Prof. Dr. Focko Weberling
Prof. Dr. Armin Wessing

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft

Die Jubiläen lassen die Justus-Liebig-Universität auch nach dem erfolgreichen Jubiläumsjahr 2007, in dem sich die Universität in der regionalen und überregionalen Öffentlichkeit hervorragend präsentiert hat, nicht ganz los: Im Jahr 2008 feierte die Universität Gießen 100 Jahre Frauenstudium. 100 Jahre war es her, dass Frauen zum ersten Mal zur ordentlichen Immatrikulation an der damaligen Ludwigs-Universität zugelassen wurden. Die Universität hat dieses historische Ereignis mit einer Reihe von Feierlichkeiten in Erinnerung gerufen. Und auch im laufenden Jahr 2009 begeht die JLU wieder ein Jubiläum, denn der Botanische Garten feiert sein 400-jähriges Bestehen.

Besondere Schwerpunkte des letzten Jahres waren beispielsweise das Engagement unserer Wissenschaftler im LOEWE-Programm des Landes Hessen oder die Vorbereitung der Universität auf die kommenden Bauprojekte, die zur Auflösung des Sanierungsstaus und für die Entwicklung der JLU von großer Bedeutung sind: Die nunmehr konkreten Aussichten auf die Realisierung der zahlreichen, dringend notwendigen Bauprojekte aus Mitteln des hessischen Sonderinvestitionsprogramms „Schulen und Hochschulen“, aus Mitteln des Konjunkturprogramms II des Bundes sowie des HEUREKA-Programms sind sehr erfreulich und machen mich optimistisch. Die Neubauten und Sanierungen stellen den notwendigen Rahmen für eine weitere positive Entwicklung in Forschung und Lehre dar, die die Wettbewerbsfähigkeit der JLU auch in baulich-struktureller Hinsicht sichert. Aus Bundesmitteln fließen der Universität Gießen insgesamt 31 Millionen Euro zur Finanzierung kleinerer und mittlerer Projekte zu. Mit vorgezogenen Mitteln aus dem Hochschulbauprogramm HEUREKA soll außerdem noch in diesem Jahr mit dem Neubau der Chemie (rund 107,6 Millionen Euro) begonnen



werden – früher als ursprünglich geplant. Schwerpunkte der vorgesehenen Baumaßnahmen sind die Sportwissenschaft sowie Sanierungsmaßnahmen im Philosophikum I und II sowie am Campus Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Ein weiteres wichtiges Projekt ist die technische Sanierung des Carl-Vogt-Hauses, eines naturwissenschaftlichen Forschungsgebäudes am Heinrich-Buff-Ring. Das „Consilium Campusentwicklung“ hat die Potenziale kompakter und in sich schlüssiger Campusbereiche aufgezeigt sowie einer attraktiven städtebaulichen Verbindung untereinander und einer verbesserten Wahrnehmung im Stadtgebiet. Die Chancen für Universität und Stadt sind groß. Auch in der Veterinärmedizin sind große Projekte nunmehr in der konkreten Planung (z. B. die Kleintierklinik und die Vogelklinik). Im Bereich Lehre und Studium hat die JLU im vergangenen Jahr die Umstellung auf das konsekutive Studiengangssystem abgeschlossen. Zahlreiche Akkreditierungen und inzwischen auch Re-Akkreditierungen wurden erfolgreich auf den Weg gebracht, zahlreiche neue Bachelor- und Master-Studiengänge wurden eingerichtet. Das Wintersemester 2008/2009 begann an der Universität Gießen mit 4.952 Erstsemestern (Studierende im 1. FS) – das ist der zweite Einschreibungsrekord in Folge (im WS 2007/08 waren es 4.417 Erstsemester). Erfreulich ist dabei insbesondere, dass die JLU den Studienbetrieb – trotz Rekordeinschreibungen – auch mit den Mitteln aus Studienbeiträgen und aus QSL nahezu reibungsfrei

organisieren konnte. Die Qualität von Lehre und Studium konnte mit diesen Mitteln sichtbar verbessert werden. Eine Bestätigung der Lehrqualität an der JLU war insofern auch das wiederum erfolgreiche Abschneiden beim „Hessischen Hochschulpreis für Exzellenz in der Lehre“, bei dem im Dezember 2008 zwei der fünf Preise nach Gießen gingen: Die Anglistik und die Chemie waren dieses Mal erfolgreich bei der Verleihung. Die Auszeichnungen gingen an Prof. Legutke (Einzelpreis) sowie Prof. Schindler und Prof. Göttlich. Beide Preise wurden für Leistungen im Rahmen der Lehramtsausbildung vergeben. Insgesamt war in diesem Wettbewerb die JLU die erfolgreichste hessische Hochschule.

In der Forschung konnte die JLU im vergangenen Jahr ebenfalls ihre gute Position halten. Erfreulicherweise wurde der Sonderforschungsbereich/Transregio „Subnuclear Structure of Matter“ durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) für weitere vier Jahre verlängert. Damit fließen den Gießener Wissenschaftlern am II. Physikalischen Institut und am Institut für Theoretische Physik insgesamt 1,45 Millionen Euro zu. Das Projekt war vor vier Jahren in Kooperation mit den beiden Universitäten Bonn und Bochum gegründet worden. – Darüber hinaus gab es wie in den vergangenen Jahren zahlreiche Initiativen zu neuen interdisziplinären Forschungsprojekten auch mit Wissenschaftlern anderer Universitäten und Institutionen. Der DAAD fördert nunmehr in den Literatur- und Kulturwissenschaften ein europäisches Promotionsnetzwerk (European Phdnet „Literary and Cultural Studies“), eine weitere Stärkung des Schwerpunkts der JLU in den Geistes- und Kulturwissenschaften und in der Doktorandenausbildung. Die gute Position der JLU in der Forschung und die Anerkennung von Leistungen ihrer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zeigte sich auch im vergangenen Jahr wiederum an zahlreichen Preisen, Ehrungen und Auszeichnungen: Zu nennen sind hier etwa die Vergabe eines Dilthey-

Fellowships der Fritz-Thyssen- und Volkswagen-Stiftung an einen Nachwuchswissenschaftler des Instituts für Kunstgeschichte (Dr. Markus Späth), das Bundesverdienstkreuz an Prof. Dr. Horst Löb für seine Pionierarbeit zur Entwicklung des Ionentriebwerks, das Bundesverdienstkreuz an Prof. Dr. Dr. h.c. Odo Marquard für sein wissenschaftliches Werk und den damit verbundenen weit reichenden Einfluss auf das gesellschaftliche Bewusstsein. Ferner sind verschiedene renommierte Preise in der Medizin zu nennen, wie der „Forschungspreis der René-Baumgart-Stiftung 2009“ für Dr. Grazyna Kwapiszewska oder der „Robert-Pfleger-Forschungspreis 2008“ für Prof. Dr. Werner Seeger. Und der Theaterwissenschaftler und Komponist Prof. Heiner Goebbels bekam kürzlich den renommierten „2009 BBC Music Magazine Award“ für seine Oper „Landschaft mit entfernten Verwandten“ verliehen.

Mit Elan hat die JLU im vergangenen Jahr auch ein neues Gleichstellungskonzept auf den Weg gebracht und damit die Voraussetzung geschaffen, um sich erfolgreich an der ersten Ausschreibungsrunde am „Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder“ beteiligen zu können. Eine weitere Auszeichnung konnte die JLU als familiengerechte Hochschule seitens der Hertie-Stiftung erhalten, die der JLU wieder die erfolgreiche Durchführung des „audits familiengerechte hochschule“ bescheinigte. Hier hat sich in den vergangenen Jahren viel an der JLU getan.

Meine Damen und Herren, das vergangene Jahr war wiederum durch erkennbare gemeinsame Anstrengungen zur Weiterentwicklung unserer Universität und durch vielerlei Erfolge gekennzeichnet. Dazu haben auch dieses Mal viele Mitglieder der Universität beigetragen: Ich danke insbesondere auch der Gießener Hochschulgesellschaft und ihren Mitgliedern herzlich für ihre Unterstützung.

Prof. Dr. Stefan Hormuth

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht des Oberbürgermeisters der Stadt Gießen

An der Justus-Liebig-Universität Gießen sind zurzeit mehr als 20.000 Studierende eingeschrieben, und zusammen mit den anderen Bildungseinrichtungen studieren damit in Gießen annähernd 30.000 Personen. Allein dies ist zweifelsohne schon eine im nationalen Vergleich imponierende Zahl. Die Stadt Gießen selbst hat dabei eine Einwohnerzahl von rund 75.000. Das Verhältnis von Studierendenzahl zur Einwohnerschaft ist sehr hoch und eine der besten Relationen „Studenten zur Einwohnerschaft“ in Deutschland. Die Stadt Gießen ist bestrebt, die Stadt durch bauliche Erneuerung, attraktive Gestaltung der innerstädtischen Räume und die Förderung eines ansprechenden kulturellen Angebots weiterhin für die Studierenden aus dem ganzen Land und dem Ausland interessant zu halten und neue Studierende in die Universitätsstadt an der Lahn zu locken.

Die Justus-Liebig-Universität selbst hat eine Phase der Umstellung hinter sich. Die Studiengänge sind im Zuge des „Bologna-Prozesses“ auf die Master- und Bachelor-Abschlüsse umgestellt worden. Nun folgt die bauliche Erneuerung der Universität. Das imposante gläserne Gebäude des Interdisziplinären Forschungszentrums kündigt bereits von der angefangenen Erneuerung des universitären Baukörpers. Das Biomedizinische Forschungszentrum nähert sich in großen Schritten seiner Fertigstellung. Ein weitläufiger Neubau für die Chemie ist ebenfalls in Planung. Nicht zu vergessen sind die Planungen der Fachhochschule Gießen, zu der die JLU ein freundschaftliches Verhältnis unterhält. Hier wird ein grüner und großzügiger Campus entlang der Wieseck entstehen und zu einer Aufwertung des gesamten innerstädtischen Quartiers führen. Die vielleicht augenfälligste Baustelle in der Stadt ist der Neubau des Univer-



sitätsklinikums durch den privaten Investor Rhön-Klinik GmbH, die für über 220 Mio. € dem Fachbereich Medizin der Universität eine erstklassige und hochmoderne Klinik bescheren wird; zudem ist auch die architektonische Gestaltung des Neuba-

baus anspruchsvoll und setzt einen interessanten Akzent im universitären Südviertel unserer Stadt. Durch die verschiedenen Neubaumaßnahmen staatlicher und privater Natur fließt der Gießener Universität und der Klinik über einen Zeitraum von wenigen Jahren eine Summe von über 770 Mio. € zu. Dies ist eine beeindruckende Zahl, die vor Jahren niemand für möglich gehalten hätte. Ebenso gilt auch: Alle Schritte und Maßnahmen, die zu einer weiteren Aufwertung der Universität führen, sei es auf Landesebene oder auf der Ebene kommunaler Projekte, werden durch die Stadt Gießen begrüßt und weiter gefördert werden.

Die JLU ist aufgrund ihrer Größe ein wirtschaftlich bedeutender Faktor in der Stadt und der Region Gießen. Viele Geschäfte und Handwerksbetriebe profitieren von den Aufträgen der Universität, und mittelbar stellen auch die privaten Ausgaben der Studierenden, der Universitätsangestellten und Lehrkräfte eine hohe Nachfrage für das kommunale Wirtschaftsgefüge sicher.

Seitdem Kaiser Rudolf II. von Habsburg 1607 die Gründung einer Universität in der damaligen Festungsstadt Gießen genehmigte, können wir von einer gleichsam symbiotischen Entwicklung von Stadt und Universität, können

wir von einem wechselseitigen Austausch von Stadtbürgertum und der Universität sprechen. Ursprünglich vorrangig eine akademische Ausbildungsstätte für den Klerus und die Beamten-schaft der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, hat sich die heutige Justus-Liebig-Universität über nun schon vierhundert Jahre beständig weiterentwickelt und stellt im Konzert der bundesdeutschen Universitäten eine mittelgroße Universität mit einem breiten akademischen Angebot dar.

Die Justus-Liebig-Universität ist dabei auch immer eine „Stadtuniversität“, eine Akademie in-mitten einer lebendigen Stadt geblieben und war baulich durch ihre verschiedenen Gebäude und Fachbereiche stets in Gießen präsent. Nie ist es passiert – wie andernorts geschehen –, dass sich die Universität auf ein Gelände am Rande der Stadt zurückzog und dort eine quasi-monastische Existenz führen konnte. Durch die vielen über die ganze Stadt verteilten Fach-bereiche ist die Universität, ist studentisches Leben in fast allen Stadtteilen vertreten: Dies unterstreicht den Charakter einer „Universität mit einer angeschlossenen Stadt“.

Das objektive Verhältnis zwischen Stadt und Universität hat sich in den letzten Jahren denn auch stark verbessert. Es ist den politischen Gremien bewusst, dass das Ansehen Gießens in der bundesdeutschen Öffentlichkeit neben den kulturellen und sportlichen Aushänge-schildern der Stadt zu einem Gutteil durch die Justus-Liebig-Universität geprägt wird.

Gemeinsam verfolgen Stadt und Universität daher den Gedanken eines wechselseitigen Austausches zwischen Stadt und Universität, zwischen Senat und Magistrat. Ein Meilenstein war in diesem Jahr die erste gemeinsame Sit-zung des Magistrats der Stadt Gießen und des Senats der Justus-Liebig-Universität Gießen: dies zum ersten Mal in über 400 Jahren Univer-

sitätsgeschichte. Ich hoffe sehr, dass es in der nahen Zukunft weitere solcher befruchtenden Zusammenkünfte geben wird.

Auf der „Arbeitsebene“ gibt es schon jetzt zahlreiche gut funktionierende Beziehungen zwischen Stadt und Universität. So ist es gelungen, mit dem Fachbereich Sport der Universität und den städtischen Sport-Liegenschaften zu einer gemeinsamen Planung eines zukünftigen Sportzentrums im Bereich des Waldstadions zu kommen – ein gelungenes Beispiel für eine erfolgreiche Kooperation zum Wohle aller Be-teiligten, das für die zukünftigen Planungen im Bereich der Stadt und Universität Schule ma-chen sollte.

Auf der politischen Ebene, in der Stadtverord-netenversammlung der Stadt Gießen, fehlt aller-dings die Stimme der Universität. Kein Dozent nimmt die oft anstrengende Arbeit eines ehren-amtlichen Stadtverordneten noch zusätzlich zu seinen bestehenden Belastungen auf sich. Lang-fristig sollte die Universität aus eigenem Inte-resse am mühseligen demokratischen Alltags-geschäft, an den kommunalpolitischen Ent-scheidungsprozessen in der Stadt Gießen durch die Einbindung zumindest eines ihrer maßgeb-lichen Repräsentanten beteiligt sein und auf die politischen Entscheidungen auf kommuna-ler Ebene Einfluss nehmen.

Die Stadt Gießen selbst, und dies lässt sich ab-schließend sagen, profitiert auch heute noch von „ihrer“ Universität auf vielfältige Art und Weise. Auch für die zukünftigen Jahre wird es immer das Bestreben der Stadt Gießen sein, in gutem Einvernehmen mit der Justus-Liebig-Universität die weitere Entwicklung von Stadt und akademischer Bildungsstätte zum beider-seitigen Nutzen voran zu treiben.

Heinz-Peter Haumann

Oberbürgermeister der Stadt Gießen

Bericht über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft

Der gemeinsame Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorsitzenden des Vorstands in den *Gießener Universitätsblättern* resümiert die Entwicklung des zurückliegenden Jahres. Zusammen mit den auf der jährlichen Mitgliederversammlung vorgetragenen Berichten, die Sie auch auf der Gießener Hochschulgesellschafts-Homepage (www.giessener-hochschulgesellschaft.de) finden, wollen wir Sie hiermit über die Arbeit der *Gießener Hochschulgesellschaft* informieren.



Vorstand und Verwaltungsrat

Auf der Mitgliederversammlung 2008 wurden alle bisherigen Vorstandsmitglieder der *Gießener Hochschulgesellschaft* in ihrem Amt bestätigt. Der Vorstand besteht weiterhin aus Prof. Dr. Wolfgang Scherf (Vorsitzender), Manfred Kenntemich (Schatzmeister), Prof. Dr. Peter v. Möllendorff (Schriftführer), Prof. Dr. Joybrato Mukherjee (1. Vizepräsident der JLU), Dr. Michael Breitbach (Kanzler der JLU) und Dr. Klaus Ringel (Vertreter der Wirtschaft). Auch die Mitglieder des Verwaltungsrats mit Dr. Wolfgang Maaß als Präsident sowie Dr. Dagobert Kotzur und Klaus Rinn als Vizepräsidenten wurden wieder gewählt. Neues Mitglied des Verwaltungsrats ist der Landtagsabgeordnete Thorsten Schäfer-Gümbel. Nicht mehr kandidiert hatte Ralf Stobbe.

Fördermittel und Leistungen der GHG

Ziele der *Gießener Hochschulgesellschaft* sind laut ihrer Satzung die Förderung der Wissen-

schaften, die Verbreitung von wissenschaftlicher Bildung und die Pflege der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Praxis. Hierfür stehen Mittel in Höhe von knapp 60.000 Euro jährlich zur Verfügung. Etwas mehr als die Hälfte stammt aus Mitglieder-Beiträgen und Spenden, der Rest aus den Erträgen des Vermögens der GHG und ihrer Stiftung. Die Mittel fließen in eine Vielzahl von Projekten. Im Jahr 2008 wurden ca. 30 Anträge genehmigt. Dabei kann die Hochschulgesellschaft oftmals nur einen Teil der beantragten Mittel bereitstellen. Auch Projekte, die der Unterstützung wert wären, lassen sich nicht immer in wünschenswertem Umfang fördern.



Die Entscheidungsprozeduren wurden neu geregelt, um die richtigen Prioritäten setzen zu können. Es gibt nun drei feste Antragstermine (Ende Februar, Ende Juni, Ende Oktober). In der anschließenden Vorstandssitzung werden die Anträge gemeinsam beraten. Der Vorsitzende trifft nur in Ausnahmefällen eine Eilentscheidung. Bei der Auswahl bewertet der Vorstand vor allem die Bedeutung der Projekte für Forschung und Lehre. Die Antragsteller sollen aber auch deutlich machen, dass sie die üblichen Förderquellen berücksichtigt haben, einen zumutbaren Eigenanteil leisten und sich um weitere Sponsoren bemühen. Die GHG sieht ihre Aufgabe insbesondere darin, verbleibende Finanzierungslücken für inhaltlich wichtige Projekte zu schließen.

Um ihre in der Satzung festgelegten Förderziele nachhaltig zu erreichen, muss die *Gießener*

Hochschulgesellschaft weiter daran arbeiten, ihre finanzielle Basis zu stärken. Ein entscheidender Schritt in die Zukunft war die Umsetzung der *Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft*. Hiermit wurde das vorhandene Vermögen langfristig für die Unterstützung der Justus-Liebig-Universität gesichert und kann durch Zustiftungen vergrößert werden. Leider hat die Finanzmarktkrise auch den Wert des Vermögens der Hochschulgesellschaft gemindert. Die GHG befindet sich hiermit zwar in der guten Gesellschaft einer Vielzahl gemeinnütziger Einrichtungen. Gleichwohl schmälern die Verluste an Vermögenssubstanz die Fördermöglichkeiten. Freilich ist der Effekt auf die laufende Fördertätigkeit begrenzt, denn die entgangenen Vermögenserträge machen etwa 7 Prozent der laufenden Mittel aus. Der Vorstand hat sich entschlossen, für die Vermögenspolitik Konsequenzen zu ziehen und noch stärker als bisher auf risikoarme Anlagen zu setzen, um in Zukunft vielleicht geringere, aber sichere Erträge zu erzielen.

Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft

Nach Gründung der Stiftung bilden die Erträge des Stiftungsvermögens neben den Mitgliedsbeiträgen die Hauptsäule der Finanzierung der Fördermaßnahmen. Um ihrem Auftrag langfristig und nachhaltig nachkommen zu können, ist die Stiftung gehalten, das Stiftungsvermögen nicht nur in seinem Wert zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Dies kann jedoch nur sehr begrenzt durch Rückstellungen aus den Erträ-

gen erfolgen, die möglichst in vollem Umfang der Förderung von Forschung und Lehre an der Justus-Liebig-Universität Gießen zu Gute kommen sollen. Die Stiftung ist daher auf Zustiftungen angewiesen. Die Freunde der Justus-Liebig-Universität und Mitglieder der *Gießener Hochschulgesellschaft* sind herzlich eingeladen, durch ihren Einsatz das gemeinsame Anliegen zu unterstützen und für die gute Sache zu werben.

Stiftung und Hochschulgesellschaft sind sich der Grenzen der durch sie ausgelobten Fördermöglichkeiten wohl bewusst. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre haben jedoch gezeigt, dass die Förderung einen hohen Wirkungsgrad hat. Sie erfolgt dort, wo andere Mittel nicht oder nicht ausreichend verfügbar sind. So können Entwicklungen unterstützt und angesprochen werden, die – wie im Fall des *International Centre for the Study of Culture* – eine spätere Förderung im Rahmen der von Bund und Land getragenen Exzellenzinitiative erfahren haben. Das Ziel, die Position der Justus-Liebig-Universität im intensiven internationalen Wettbewerb mit anderen Hochschulen zu sichern und zu stärken, verlangt ein dauerhaftes Engagement zahlreicher Förderer. Von einer starken und leistungsfähigen Universität profitieren Bürger, Unternehmer und Politiker in der Region Gießen. Zu wünschen ist, dass sie sich auch in schwierigen Zeiten für „ihre“ Universität engagieren und die *Gießener Hochschulgesellschaft* unterstützen. Unsere zahlreichen Mitglieder leisten jedenfalls einen wichtigen Beitrag für eine weiterhin positive Entwicklung der Justus-Liebig-Universität.

Wir hoffen, dass Sie möglichst zahlreich an der diesjährigen Mitgliederversammlung am 9. Juli 2009 teilnehmen werden, und verbleiben bis dahin

mit freundlichen Grüßen

Dr. Wolfgang Maaß
(Präsident des Verwaltungsrats)

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
(Vorsitzender des Vorstands)



Brigitte Zypries, Bundesministerin der Justiz

Rede beim zentralen Festakt „100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen“ am 26. Oktober 2008 in Gießen

**Sehr geehrter Herr Präsident,
liebe Frau Bürgermeisterin,
liebe Marion Oberschelp,
meine sehr geehrten Damen und Herren!**

Ich freue mich sehr über Ihre Einladung und die Gelegenheit, heute etwas über das Frauenstudium, seine Geschichte und seine Bedeutung sagen zu können. Ich tue das hier in meiner alten Uni-Stadt natürlich ganz besonders gern. Hier habe ich nicht nur studiert, sondern auch lange Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin gearbeitet.

Meine Damen und Herren,

im Jahr 1908 wurde die Welt tatsächlich in ihren Grundfesten erschüttert. Nämlich durch den Einschlag eines Meteoriten in Sibirien. Das ging – nach allem, was man darüber inzwischen weiß – ziemlich Knall auf Fall. Damit unterscheidet sich dieses Ereignis sehr von dem Geschehen, das Anlass für die heutige Veranstaltung ist. Die Öffnung der Universitäten für Frauen vor 100 Jahren hat zwar auch eine männliche Bastion grundlegend erschüttert, aber dieses Ereignis ist Teil eines langen Kampfes um die Gleichberechtigung der Frauen. Diese Gleichberechtigung umfasst weit mehr als den Zugang zur Bildung, es geht letztlich auch um die politische Macht. Es geht um die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Geschlechter, und es geht um gleiche Rechte für Männer und Frauen in allen Lebensbereichen, zum Beispiel in der Familie und im Familienrecht.

Wenn wir heute an 100 Jahre Frauenstudium erinnern, dann reiht sich dieses Ereignis ein in eine Reihe anderer Jubiläen der Gleichberechtigung:

- Vor 100 Jahren wurde Frauen in Deutschland erstmals erlaubt, politische Versammlungen zu besuchen und Parteien beizutreten.

- Vor 90 Jahren wurde in Deutschland das Frauenwahlrecht eingeführt.
- Vor 60 Jahren begann der Parlamentarische Rat seine Arbeit und schrieb die hessische Juristin Elisabeth Selbert den wichtigen Satz ins Grundgesetz: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“
- Und vor 20 Jahren hat meine Partei die Frauenquote eingeführt und damit der politischen Teilhabe von Frauen einen kräftigen Schub gegeben.

Meine Damen und Herren,

wer nach den geistesgeschichtlichen Wurzeln der Gleichberechtigung und der allgemeinen Rechtsgleichheit fragt, der landet bei der Aufklärung. Als 1789 im Zuge der Französischen Revolution die Menschen- und Bürgerrechte verkündet wurden, war dabei nur an Männer gedacht. Allein die Frauenrechtlerin Olympe de Gouges sah das anders. Sie verkündete 1791 die „Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin“. In ihrer Präambel übte sie scharfe Kritik an der Vorherrschaft der Männer. Die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts war für sie ein Widerspruch zur Natur. Sie schrieb:

„Nur der Mann hat sich aus der Ausnahme ein Prinzip zurechtgeschneidert. Extravagant, blind, von den Wissenschaften aufgeblasen und degeneriert, will er in diesem Jahrhundert der Aufklärung und des Scharfsinns, doch in krassester Unwissenheit, despotisch über ein Geschlecht befehlen, das alle intellektuellen Fähigkeiten besitzt.“

Gehör fand de Gouges mit ihrer Kritik damals kaum; sie starb 1791 auf dem Schafott.

In Deutschland machten sich von den Denkern der Aufklärung nur sehr wenige die Idee der Gleichberechtigung zu Eigen. Einer von ihnen war der Göttinger Jura-Professor August Lud-

wig Schlözer. Er setzte sich nicht nur für das Frauenwahlrecht ein, sondern gab auch seiner Tochter eine umfassende wissenschaftliche Ausbildung und bewies damit, dass Intelligenz und Verstand keine Frage des Geschlechts waren: Dorothea Schlözer wurde 1787 zur ersten Doktorin der Philosophie in Deutschland promoviert.

Im 19. Jahrhundert gärten zwar auch in Deutschland überall fortschrittliche Ideen, aber mit der Gleichberechtigung der Frauen war es nicht weit her. Das berühmte liberale Staatslexikon vermittelt einen guten Eindruck vom bürgerlichen Frauenbild zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Dort kann man lesen: Während es den „stärkeren, kühneren, freieren Mann“ hinaustreibe „ins äußere Leben zum äußeren Wirken und Schaffen“, sei die „schwächere, abhängige, schüchterne Frau“ ein „Schützling des Mannes“. Ihr Wirken beschränke sich „auf die häusliche Pflege und Bewirtung des Mannes und der häuslichen Familie“. Bei dieser Weltsicht ist es nicht erstaunlich, wie das Staatslexikon die Universitäten definierte, nämlich als einen Ort, an dem – so wörtlich – „die hochgelehrtesten Männer den hochstrebenden Jünglingen die Früchte ihres Studiums vermitteln.“

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts veränderte sich die gesellschaftliche Rolle der Frauen: Die Industrialisierung führte zu einer enormen Ausdehnung der Frauenerwerbstätigkeit und zugleich wurden die Bildungschancen von Frauen behutsam erweitert: 1896 bestanden die ersten sechs Frauen die Abiturprüfung und nach und nach wurden Frauen zumindest als Gasthörerinnen an den Universitäten zugelassen.

Vor allem die bürgerliche Frauenbewegung engagierte sich damals für die Öffnung der höheren und höchsten Schulen. Das hatte auch ganz handfeste Gründe: Es ging nicht zuletzt um die Versorgung unverheirateter Frauen der bürgerlichen Gesellschaft. Nicht alle wollten als Gouvernante ein Auskommen fristen oder in der Familie eines männlichen Verwandten leben. Für die Frauen aus dem Arbeitermilieu scheiterte der Zugang zur Bildung allerdings weniger am Geschlecht, sondern vielmehr am Geld. Bildung war vor 100 Jahren vor allem eine

Geldfrage: Sie blieb den Arbeitern – Männern wie Frauen – weitgehend verwehrt. Für die Frauen der Arbeiterbewegung war nicht Bildung, sondern vor allem politische Macht der Schlüssel zur Gleichberechtigung. In Deutschland wurde daher die Arbeiterbewegung zur Vorkämpferin des Frauenwahlrechts, und die Sozialdemokratie war die erste politische Partei, die es 1891 in ihr Programm aufnahm.

Das Frauenwahlrecht wurde erst 1918 realisiert – am 12. November ist es 90 Jahre her. Mit dem Frauenstudium ging es zumindest auf den ersten Blick schneller. Im Jahr 1900 ließ Baden die ersten Frauen zur ordentlichen Immatrikulation zu. 1904 folgten Württemberg, zwei Jahre später Sachsen und Preußen. Dies war allerdings nur ein erster Schritt. Denn mit der Zulassung zum Studium war es nicht getan; wichtig waren auch die Zulassung zu den Prüfungen und der Zugang zu den Berufen. Wenn ich etwa an das Jura-Studium denke, dem ich persönlich und beruflich besonders eng verbunden bin, dann zeigt sich, dass die Ereignisse vor 100 Jahren keineswegs das Ende der Frauendiskriminierung waren. Zum juristischen Staatsexamen wurden Frauen in Preußen erst 1919 zugelassen; sie durften aber weiterhin nicht Referendarin werden. Als drei Jahre später endlich die Zulassung von Frauen zum Richteramt anstand, stieß dies auf scharfen Protest. Eine Versammlung des deutschen Richterbundes stimmte mit 250 zu 5 Stimmen gegen weibliche Richter: Frauen seien zu emotional, um objektiv urteilen zu können, es würde eine Verweichlichung des Strafrechts eintreten, und überhaupt würde das Ansehen der Justiz durch weibliche Richter schwer geschädigt.

Die Politik setzte damals die weiblichen Richter durch, aber selbst als die ersten ausgebildeten Juristinnen ihren Beruf ausüben konnten, blieb es an den Universitäten bei vielen Diskriminierungen. Elisabeth Selbert, wie gesagt, eine der Mütter des Grundgesetzes, schildert dies in ihren Erinnerungen sehr anschaulich: Sie studierte Ende der 20er Jahre in Marburg Jura. Zusammen mit ihrer einzigen Kommilitonin wurde sie vom Professor regelmäßig aus dem Hörsaal gebeten: Das Sexualstrafrecht wollte

der Professor mit den männlichen Studenten allein erörtern. Alle diese Beispiele zeigen, dass das Jahr 1908 bestenfalls ein Etappensieg im Kampf um die Gleichberechtigung der Frauen an den Universitäten war.

Meine Damen und Herren,

heute ist zum Glück vieles ganz anders, aber ist deshalb auch alles gut? Mittlerweile hält sich die Zahl weiblicher und männlicher Studierender in etwa die Waage. Im letzten Wintersemester lag der Frauenanteil bei 47 Prozent, in manchen Fächern wie dem Jurastudium sind die Frauen mit 52 Prozent sogar in der Überzahl. Auch ihre Abschlüsse sind in diesem Bereich etwas besser als die der Männer. Der alte Spruch, dass eine Frau, die so gut sein will wie ein Mann, keinen Ehrgeiz habe, ist hier zur Wahrheit geworden.

Wenn man diese Entwicklung und das Geschlechterverhältnis der Studierenden betrachtet, könnte man vorschnell sagen: „Prima, wir haben in Sachen Frauenstudium alles erreicht“. So ist es aber leider nicht, denn die Statistiken der Hochschulabsolventinnen spiegeln nicht annähernd die Wirklichkeit im beruflichen Alltag wider. Das Auseinanderfallen von Abschlussquoten und Beschäftigungszahlen beginnt bereits an den Hochschulen selbst. In vielen Fachbereichen liegt etwa der Anteil der Professorinnen unter 10 Prozent; hier in Gießen sind es – wenn ich recht sehe – insgesamt nur 16 Prozent.

Nun erfolgt die tatsächliche Gleichberechtigung der Frauen zumeist schrittweise. Wir kennen das ja auch aus der Politik: Da gab es zunächst weibliche Abgeordnete, dann die erste Ministerin, dann die erste Kanzlerin und vielleicht demnächst sogar eine Bundespräsidentin. In der Wissenschaft ist das nicht anders. Zwar wurde schon 1754 die erste Frau in Deutschland promoviert, aber bis zur ersten Habilitation hat es dann noch einmal 170 Jahre gedauert, die erfolgte erst 1923. Inzwischen ist aber genug Zeit ins Land gegangen. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg gab es über 10.000 promovierte Frauen. Die noch immer geringe Zahl der Professorinnen wirft daher kritische Fragen nach den Gründen auf. Am Mangel

an Absolventinnen kann es nicht liegen, denn hoch qualifizierte Frauen gibt es in großer Zahl. Auch im Kampf um die besten Köpfe haben die Hochschulen eigentlich ausgezeichnete Möglichkeiten: Sie könnten die guten Absolventinnen vom Fleck weg an sich binden, sie sind ja die Quelle, aus der all die weiblichen Talente sprudeln. Gegenüber anderen Arbeitgebern hat die Hochschule zudem den Vorteil, dass sie den Studentinnen über die Jahre hinweg Forschung und Lehre schmackhaft machen kann. Vielleicht haben wir es hier mit einem Problem zu tun, das uns auch in anderen Bereichen begegnet: Die noch immer schwierige Vereinbarkeit von Familiengründung und beruflicher Karriere. Die Entscheidung für eine Habilitation fällt gewöhnlich in einem Alter, in dem auch über die Familienplanung zu entscheiden ist, im Alter zwischen 30 und 40 Jahren. Maßgeblichen Einfluss auf diese Entscheidung hat dabei sicher auch die Betreuungssituation für mögliche Kinder während der langen Habilitationszeit; die liegt je nach Fach zwischen 5 und 8 Jahren.

Die Politik hat in den vergangenen Jahren eine Menge getan, um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern:

- Wir haben die Betreuung der Unter-Drei-Jährigen ausgebaut,
- der Bund hat vier Milliarden Euro für den Ausbau von Ganztagschulen bereitgestellt,
- und wir haben das Elterngeld eingeführt, das nur dann voll gezahlt wird, wenn sich auch die Väter eine Zeit lang um die Kinder kümmern.

Gerade mit dem Elterngeld ist ein wichtiger Schritt getan, um auch Männern einen Anreiz zu geben, für einen gewissen Zeitraum die Elternzeit in Anspruch zu nehmen. Der Ausbau von staatlichen Betreuungsplätzen für Kinder jeglichen Alters ist ein weiterer Schritt in die richtige Richtung. Alles dies kommt nicht zuletzt den Frauen zugute: Es ist nicht gerecht, dass die Familiengründung vor allem für Frauen zum Karriereknick wird, während Männer ihren Weg nach oben ungerührt fortsetzen.

Bessere öffentliche Betreuungsangebote sind aber nur ein Baustein. Ich meine, auch die Universitäten müssen flexibler werden. Sie sind

zusätzlich gefordert, durch eigene Betreuungsangebote den Betroffenen die Vereinbarkeit von Familie und Karriere zu erleichtern. Wir brauchen im Berufsleben auch mehr Teilzeitangebote, und zwar nicht nur für Frauen. Es muss auch für Männer selbstverständlich werden, dass sie eine Zeit lang halbtags arbeiten oder vielleicht ihre Kinder einmal mit ins Büro nehmen. Heute gibt es noch immer viele Männer, deren Selbstwertgefühl und Renommee davon abhängen, dass sie möglichst viel Zeit im Büro und möglichst wenig Zeit mit ihrer Familie verbringen. Permanente Überstunden sind aber kein Zeichen von Bedeutung, sie sind ein Zeichen für schlechtes Zeitmanagement. Ich denke, hier muss an vielen Stellen noch ein Kulturwandel stattfinden.

Eine weitere Ursache für die Unterrepräsentation von Frauen liegt vielleicht auch im Fehlen von Rollenmodellen und Netzwerken. 16 Prozent Professorinnen, das heißt eben auch: 84 Prozent Männer, die das Berufsbild „Prof“ prägen und die durch die Vergabe von Stellen und in Berufungskommissionen über Karrierewege entscheiden. Es gibt hier sicher noch eine Menge zu tun – für die Wissenschaftspolitik, für die Universitäten und für engagierte Frauen. Trotzdem besteht kein Anlass zum Verzagen, denn wenn man die Situation an den Hochschulen mit dem Management deutscher Unternehmen vergleicht, dann stehen die Universitäten noch immer blendend da.

In keiner anderen Industrienation sind die Cheftagen der Wirtschaft eine so frauenfreie Zone wie in Deutschland. Deutsche Unternehmen sind fast eine reine „Männerwirtschaft“. In den hundert größten deutschen Unternehmen gibt es nur eine einzige Frau im Vorstand. Die 30 DAX-Unternehmen haben insgesamt 526 Aufsichtsratsmandate zu vergeben – Frauen besetzen davon ganze 11 Prozent, und ganz überwiegend auf der Arbeitnehmerbank.

Heute ist viel von Corporate Governance die Rede. Eine gute Unternehmensführung hat viele Aspekte, aber ich denke, wer dauerhaft wirtschaftlichen Erfolg haben will, der wird dies nicht erreichen, wenn er seine Unternehmensspitze von der Lebenswelt der Mehrheit der Bevölkerung abkoppelt. Wir brauchen

daher mehr Frauen in den Aufsichtsräten und Vorständen.

Allerdings muss sich auch die Politik an die eigene Nase fassen: Im Bundestag beträgt der Frauenanteil insgesamt nur ein knappes Drittel – allerdings mit beträchtlichen Unterschieden zwischen den einzelnen Fraktionen; im linken politischen Spektrum – und dazu zähle ich auch meine Partei – herrscht mittlerweile fast Parität.

Meine Damen und Herren,

wenn ich hier auf die Defizite in den Universitäten, in der Wirtschaft und in der Politik hinweise, dann will ich aber einen Bereich nicht unerwähnt lassen, in dem Frauen heute sehr gut dastehen. Dies ist ein Bereich, der mir nahe steht, nämlich die Justiz. Die großen historischen Schwierigkeiten der Frauen beim Zugang zu den juristischen Berufen liegen heute weit hinter uns. Inzwischen sind Frauen in kaum einem anderen Beruf so stark vertreten wie in der Juristerei:

- Heute studieren mehr Frauen als Männer Jura,
- von den neu zugelassenen Anwälten sind heute 43 Prozent weiblich, und
- von den jungen Richtern sind sogar 52 Prozent Frauen.

Angesichts dieser Zahlen ist manchmal die Rede davon, die Justiz werde weiblich. Das ist natürlich Unsinn: Die Justiz wird endlich repräsentativ, denn schließlich sind 51 Prozent der deutschen Bevölkerung Frauen. Vielleicht ist der Grund für den hohen Frauenanteil die Tatsache, dass die Auswahl der Richter sehr stark von der Qualität der Examen bestimmt wird. Persönliche Verbindungen und die Gabe zur Selbstdarstellung spielen hier keine Rolle. Ich finde, das ist ein sehr ermutigendes Zeichen, denn es besagt: Wenn nur Qualität entscheidet, haben Frauen nichts zu fürchten. Ich meine, wir müssen weiter daran arbeiten, dass nur die Qualität entscheidet, wenn es um den Zugang zu den hohen und höchsten Funktionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft geht. Wenn es erstklassige Frauen gibt, dürfen Jobs nicht mit den zweitbesten Männern besetzt

werden. Das ist ein Gebot der Gerechtigkeit, und alles andere ist eine Vergeudung von Ressourcen, die unserem Land schadet.

Meine Damen und Herren,

ich freue mich sehr, dass die Erinnerung an die Einführung des Frauenstudiums hier in Gießen so eindrucksvoll gepflegt wird. Ich bin gespannt auf den Erfahrungsbericht aus dem

Wissenschaftsbetrieb und auch auf die Ausstellung zur Universitätsgeschichte. Ich weiß nicht, ob vor 100 Jahren hier eine Festrede gehalten worden ist. In 25 Jahren findet aber bestimmt wieder eine Festveranstaltung statt. Dann wird erneut an die Einführung des Frauenstudiums erinnert, und ich hoffe sehr, dass dann all die Probleme, die wir heute noch beklagen, genau das sind, was die männliche Dominanz der Universitäten seit 100 Jahren ist: Geschichte!





Helmut Berding

Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933–1945*

Der Akademische Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen anlässlich der Verleihung von Preisen und Auszeichnungen für besondere wissenschaftliche Leistungen bietet in diesem Jahr eine willkommene Gelegenheit, die neu geschaffene Gedenktafel zur Aberkennung von Doktorgraden in der Zeit des Nationalsozialismus vorzustellen. Mit der im Gustav-Krüger-Saal angebrachten Tafel lenkt die Universität den Blick auf ein unrühmliches Kapitel ihrer 400-jährigen Geschichte. Das damals begangene Unrecht war fast vollständig in Vergessenheit geraten, bis die Justus-Liebig-Universität am 13. Februar 2006 an die Öffentlichkeit trat, in einer offiziellen Stellungnahme sich zu ihrer Mitschuld an den Doktorgradentziehungen bekannte und die Opfer rehabilitierte. Vorausgegangen waren langwierige Nachforschungen im Universitätsarchiv und in Bibliotheken. Hieran knüpfen die folgenden Betrachtungen an. Sie werden in gebotener Kürze, das heißt in Form einer groben Skizze, die Gießener Vorgänge und ihre Hintergründe nachzeichnen. Zuerst geht es um den allgemeinen Rahmen, um die Situation der Universitäten im Nationalsozialismus. Dann wendet sich die Betrachtung dem Thema Doktorgradentziehungen im engeren Sinne zu. Abschließend ist die Frage der Rehabilitierung zu erörtern: ein Stück „Vergangenheitsbewältigung“, die sich über einen Zeitraum von mehr als 60 Jahren erstreckt und damit selber Teil des unrechtmäßigen Geschehens ist.

1. Die Universität unter nationalsozialistischer Herrschaft

Als Hitler am 30. Januar 1933 vom Reichspräsidenten von Hindenburg zum Kanzler ernannt

worden war, begannen die Nationalsozialisten unverzüglich mit der Errichtung des von ihnen propagierten völkischen Führerstaats. Sie räumten in kürzester Zeit alles beiseite, was ihnen im Wege stand. Während sich auf der Straße der braune Terror austobte und die Gegner der Nationalsozialisten von willkürlichen Massenverhaftungen bedroht waren, brachten mehr oder weniger „legale“ Maßnahmen von oben den Weimarer Rechts- und Verfassungsstaat zum Einsturz. So setzte die „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“ vom 27. Februar 1933 die Grundrechte außer Kraft, hob das „Ermächtigungsgesetz“ vom 23. März das parlamentarische System aus den Angeln, beseitigten die kurz darauf erlassenen Gleichschaltungsgesetze die Eigenständigkeit der Länder und Kommunen. Mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 4. April 1933 entledigten sich die neuen Machthaber der politisch und „rassisch“ nicht genehmen Beamten. Wenig später grenzten sie mit den „eugenischen Maßnahmen“ bestimmte kranke Menschen und mit den „Nürnberger Gesetzen“ die gesamte jüdische Bevölkerung aus der Gesellschaft aus. Schon vorher hatte Goebbels mit der von ihm inszenierten „Verbrennung undeutschen Schrifttums“ auf dem Berliner Opernplatz am 10. Mai 1933 ein unmissverständliches Signal gesetzt: Für missliebige Intellektuelle, Schriftsteller, Wissenschaftler, überhaupt für Andersdenkende war in Deutschland kein Platz mehr.

Der Prozess der politischen und ideologischen Gleichschaltung sowie der Ausgrenzung und Vertreibung nicht systemkonformer Bürger erfasste auch die deutschen Universitäten. Viele Professoren und zahlreiche Studierende waren schon in der Weimarer Republik antidemokratisch und oft auch antisemitisch eingestellt; und nicht wenige gehörten bereits vor 1933

* Leicht veränderte Fassung der Festrede vom 28. November 2008.

der NSDAP an. Deshalb ließen sich die Universitäten ohne großen Zwang und Widerstand in das totalitäre Hitlerregime eingliedern. Sie organisierten sich neu nach dem Führerprinzip, passten Forschung und Lehre der NS-Weltanschauung an, und sie gaben sich dazu her, die vom Nationalsozialismus aus politischen oder rassistischen Gründen verfeimten Angehörigen der Universität aus ihren Reihen auszuschließen. Es gibt keinen Zweifel: Die Universitäten des „Dritten Reiches“ erfüllten, wenn nicht im vorauseilenden Gehorsam, so doch umstandslos das, was die NS-Machthaber von ihnen erwarteten. Daher waren sie – nach einer Formulierung auf der Gedenktafel im Gustav-Krüger-Saal – *„nicht – wie immer wieder gesagt worden ist – bloße Objekte und als solche in ein ihnen grundsätzlich fernes und fremdes Unheil verstrickt. Vielmehr waren sie selbst ein Element des Unrechtssystems und trugen das Ihre zu seiner Wirksamkeit und Dauer bei“*. Das gilt auch und gerade für die von Schließungsängsten beunruhigte Ludoviciana, die schon am 8. Mai 1933 auf einer öffentlichen Kundgebung ihren Schulterchluss mit dem Nazi-Regime vollzog und, teils aus Überzeugung, teils aus Opportunismus, den neuen Machthabern unbedingte Gefolgschaft leistete. Die aus politischen oder rassistischen Gründen verordnete Aberkennung akademischer Grade bildete keine Ausnahme.

2. Die Doktorgradentziehungen

Doktorgradentziehungen gab es im Prinzip schon vor 1933. Sie erfolgten im Rahmen rechtsstaatlicher Vorgaben nach festgelegten Regeln. Die Zahl der Fälle hielt sich in engen Grenzen. Für die Aberkennung konnten zwei Gründe maßgeblich sein. Entweder handelte es sich um Täuschung, Fälschung oder Erschleichung des Titels. Oder es ging um „normale“ Kriminalfälle, die nach § 33 des Reichsstrafgesetzbuches mit einer Haftstrafe geahndet wurden, dann als Nebenstrafe den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte nach sich zogen und, damit einhergehend, die Aberkennung des Doktorgrades zur Folge hatten. Unter der NS-Gewaltherrschaft änderte sich die Lage grund-

legend, und zwar sowohl quantitativ als auch qualitativ.

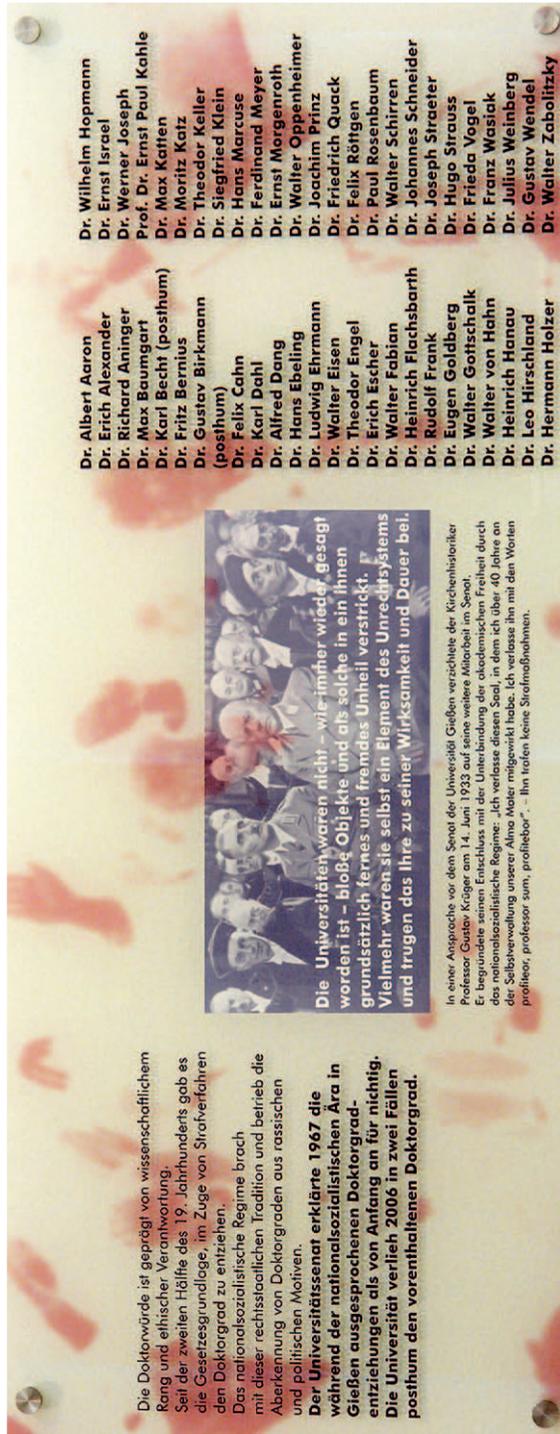
Zum einen wirkte sich die Verschärfung des Strafrechts im Zuge der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Rassenpolitik aus. Nicht nur häuften sich Verurteilungen wegen Homosexualität und Schwangerschaftsabbruch. Hinzu kamen neue Straftatbestände wie – so hieß es im Nazi-Jargon – „Rassenschande“, „Devilsvergehen“ und „Rundfunkverbrechen“. Zum anderen schuf das NS-Regime einen neuartigen Typ von Depromotionen: nämlich Aberkennung nach Ausbürgerung. Den Hintergrund bildete die mit der Machtübernahme einsetzende Flucht oder Vertreibung missliebiger Bürger aus Hitler-Deutschland. Die Nationalsozialisten veröffentlichten ihre Namen im „Reichsanzeiger“, erkannten ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft ab und entzogen ihnen die rechtmäßig erworbenen akademischen Titel, insbesondere den Doktorgrad. Auf diese Weise stellten sie die Exilanten an den Pranger, raubten ihnen nicht nur die bürgerlichen Rechte, sondern sprachen ihnen auch die menschliche Würde ab.

Als Initiator dieser Ausweitung der Aberkennungspraxis gilt der Münchener Studentenführer und spätere hohe SS-Offizier Karl Gegenbach. Er wies „auf die große Zahl der Doktoren“ hin, die sich als „Landesverräter“ ins Ausland abgesetzt hätten. Diesen Vorstoß griff das bayerische Kultusministerium auf und erklärte, dass Exilanten, denen die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen worden sei, „nicht würdig sind, den Dokortitel einer deutschen Hochschule zu führen“. Ähnlich reagierte das hessische Staatsministerium, das die Universitäten aufforderte, ihre Promotionsordnungen um eine Bestimmung zu ergänzen, wonach die Doktorwürde bei Widerruf der Einbürgerung oder Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft zu entziehen sei. Weitere Schreiben der hessischen Landesregierung sowie Erlasse der Reichsregierung schufen, auch in Gießen, eine unübersichtliche Situation, die hier nicht im Einzelnen dargelegt werden kann. Fest steht, dass die Gesetzeslage rechtsstaatlichen Anforderungen nicht genügte. Aber sie ermöglichte in der Praxis einen reibungslosen Ablauf

der Doktorgradentziehungen, die folgendermaßen vonstatten gingen: Die Hochschulen überprüften bereitwillig die langen Listen im „Reichsanzeiger“ mit den Namen der ausgebürgerten deutschen Staatsangehörigen. War ein Absolvent der eigenen Hochschule dabei, erfolgte die Aberkennung des Doktorgrades. Eine Zeit lang lag die Beschlussfassung in den Händen eines Ausschusses, der aus dem Rektor und allen Dekanen bestand, aber bei Depromotionen wegen Ausbürgerung über keinen nennenswerten Ermessensspielraum verfügte. Später, mit der Zweiten Durchführungsverordnung des Gesetzes über die Führung akademischer Grade vom 29. März 1943, war die Entziehung des Doktorgrades automatisch an die Aberkennung der Staatsbürgerschaft gekoppelt. Wie gut das Aberkennungssystem funktionierte, lässt sich an der Zahl der Doktorgradentziehungen ablesen. Nach Schätzungen von Universitätshistorikern, die sich mit der Thematik auskennen, ist für das Großdeutsche Reich, wozu auch die Universitäten Wien, Graz und Innsbruck sowie Prag und Straßburg gehörten, mit etwa 2.000 Depromotionen zu rechnen.

Für Gießen haben die Nachforschungen 49 Fälle ergeben. Davon sind 36, also zwei Drittel, infolge von Ausbürgerungen beschlossen worden, der Rest aufgrund von Verstößen gegen spezifisch nationalsozialistische Straftatbestände wie „Rassenschande“, „Devisenvergehen“ oder „Rundfunkverbrechen“. Die Gedenktafel im Gustav-Krüger-Saal führt die Opfer namentlich auf. Angesichts der komplizierten Quellenlage und lückenhaften Überlieferung stellt sich jedoch die Frage, ob die Liste alle Fälle erfasst.

Was die Folgen der Doktorgradentziehungen anbetrifft, gab es deutliche Unterschiede zwischen den emigrierten und den weiterhin in Deutschland le-



Gedenktafel zur Erinnerung an 49 Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen während des Dritten Reiches

benden Betroffenen. Die Emigranten, die dem Zugriff des deutschen Staates entzogen waren, lebten in England und den USA, in Palästina und Argentinien oder anderswo in der Welt. Sie hatten sich in ihrer Wahlheimat eine neue Lebensgrundlage geschaffen. Daher richteten die Aberkennungsbeschlüsse der Universitäten in aller Regel keinen wirtschaftlich oder finanziell bedeutsamen Schaden an. Darüber waren sich auch die Nationalsozialisten im Klaren. Sie wussten, dass sie Emigranten im Ausland materiell kaum etwas anhaben konnten. Umso mehr war ihnen daran gelegen, an den sogenannten „Landesverrätern“ Rache zu üben, ihr Ansehen und ihre Ehrenhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, sie als Akademiker symbolisch zu vernichten.

Anders lagen die Verhältnisse bei den Verfolgungen, die sich gegen die im Inland verbliebenen Akademiker mit einem rechtmäßig erworbenen Dokortitel richteten. Es handelte sich vor allem um ehemals kommunistische und sozialdemokratische Politiker, um prominente liberale und pazifistische Publizisten oder sonst wie missliebige Doktoren der freien Berufe, namentlich Ärzte und Rechtsanwälte. Viele von ihnen waren Juden oder jüdischer Abstammung. Auch hier ging es zum einen um die Aberkennung von Ehre und Würde. Zum anderen zielten die Doktorgradaberkennungen darauf ab, die Betroffenen aus wirtschaftlichen Verbänden und Vereinen auszuschließen, sie an den Rand der Gesellschaft zu drängen, sie in ihrer beruflichen Existenz zu treffen. Außerdem bildeten die Depromotionen ein zentrales Element der nationalsozialistischen Einschüchterungspolitik. Sie sollten als Signal wirken und die gesamte Akademikerschaft unter Konformitätsdruck setzen.

Knapp zwölf Jahre konnte das totalitäre Herrschaftssystem der Nazis auf diese Weise promovierte Akademiker, die ihnen aus politischen oder rassistischen Gründen nicht genehm waren, diskriminieren und verfolgen. Danach dauerte es annähernd sechs Jahrzehnte, bis sich die Universitäten zu ihrer Mitwirkung an den Doktorgradentziehungen bekannten und die Opfer rehabilitierten. Hierum geht es im letzten Abschnitt des Vortrags.

3. Der lange Weg zur Rehabilitierung

Das Jahr 1945 markierte in keinem gesellschaftlichen Bereich eine „Stunde Null“, auch nicht an den Universitäten. Trotz des politischen Neuanfangs blieb die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit im Allgemeinen und mit den Doktorgradentziehungen im Besonderen weitgehend aus. Die Universitäten bemühten sich nicht, eine einheitliche Regelung für den Umgang mit den Doktorgradentziehungen zu finden. Nur wenn die Betroffenen selber sich meldeten, wurden die Universitäten aktiv. In Gießen sind zwei Fälle aus der unmittelbaren Nachkriegszeit bekannt.

Den ersten Antrag auf Wiederzuerkennung stellte Friedrich Quack. Ihm war nach dem Studium der Chemie im Januar 1924 der Doktorgrad verliehen und im Mai 1939 aberkannt worden. Als der Betroffene im August 1946 die Wiederzuerkennung des Dokortitels beantragte, hatte die amerikanische Besatzungsmacht bereits die Auflösung der Ludwigs-Universität beschlossen. Der noch amtierende Rektor, der Physiker Karl Bechert, holte eine Stellungnahme der Juristischen Fakultät ein und schloss sich ihrer Empfehlung an, nämlich das Gesuch des Betroffenen bis 1949, dem Ablauf der zehnjährigen Straftilgungszeit, zurückzustellen. Doch folgte das Großhessische Staatsministerium dieser Empfehlung nicht und erkannte im August 1946 Friedrich Quack den Doktorgrad wieder zu.

Der zweite Fall, der erst durch jüngste Archivforschungen zum Frauenstudium bekannt geworden ist, betrifft Frieda Vogel, eine Jüdin aus Fürth. Sie schloss ihr Studium im Jahre 1931 mit einer von dem Philosophen Wilhelm August Messer betreuten Dissertation über „Individualpsychologie und Werttheorie“ ab. Im Juli 1933, zwei Jahre nach der Promotion, sah sich Frieda Vogel gezwungen, vor den massiven Diskriminierungen und Verfolgungen ins Ausland zu fliehen. Daraufhin wurde ihr die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Am 8. September 1937 entzog ihr die Universität Gießen den Doktorgrad, am 31. August 1948 stellte die Betroffene den Wiederzuerkennungsantrag. Zu diesem Zeitpunkt war die Ludwigs-

Universität bereits aufgelöst und die Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin an deren Stelle getreten. Der neue Rektor, der Physiker Paul Cermak, nahm den Aberkennungsbeschluss von 1937 mit der Begründung zurück, dass „*Dr. Frieda Vogel die Doktorwürde besitzt*“, da mit der „*Beseitigung des angezogenen Gesetzes [...] auch der Beschluss über die Entziehung der Doktorwürde unwirksam*“ geworden sei.

Ein weiterer, ebenfalls bisher nicht bekannter Antrag auf Rehabilitierung stammt von dem Schriftsteller und Komponisten Stephan Lackner. Er hatte unter dem Namen Ernst Morgenroth in Gießen Philosophie studiert und war im April 1934 mit einer sprachwissenschaftlichen Dissertation promoviert worden. Nach der Emigration erfolgte 1939 die Entziehung des Doktorgrades, 17 Jahre später der Widerruf. Die Naturwissenschaftliche Fakultät war, wie der Dekan Professor Ullrich mitteilte, „*einstimmig der Auffassung [...], dass die Entziehung des Doktorgrades gegenüber Herrn Dr. Ernst Morgenroth zu Unrecht erfolgt ist, wenn dem Genannten nichts anderes vorzuwerfen war als die Tatsache, dass er Deutschland verlassen hat.*“

Von den drei Einzelfällen abgesehen sollte die öffentliche Rehabilitierung aller von Doktorgradentziehungen Betroffenen noch lange auf sich warten lassen. In Gießen dauerte es nach dem Ende der NS-Gewaltherrschaft 22 Jahre, bis sich die Universität grundsätzlich mit den von ihr aktiv unterstützten Unrechtsmaßnahmen auseinandersetzte. Der Senat bezeichnete am 8. Februar 1967 die Entziehung von akademischen Doktorgraden, die in der NS-Zeit aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen erfolgt waren, einstimmig als nichtig, das heißt: als von Anfang an unwirksam. Mit diesem Beschluss eilte die Justus-Liebig-Universität der Entwicklung weit voraus. Sie hatte sich als einzige deutsche Hochschule zu einer generellen Rehabilitierung durchgerungen. Und doch nahm sie mit ihrem für die damalige Zeit ungewöhnlichen Vorpreschen keine Vorbildfunktion wahr. Denn sie hat es unterlassen, den Beschluss in der Öffentlichkeit bekannt zu machen und die Betroffenen – sofern über-

haupt möglich – davon in Kenntnis zu setzen. Bewegung kam ins Spiel, als die Doktorgradentziehungen um 1970 herum in das Blickfeld der Historiker gerieten. Anfangs standen individualbiografische Arbeiten im Vordergrund, so zum Beispiel eine bedeutsame Studie über den Entzug der Ehrendoktorwürde Thomas Manns in Bonn. Daran schlossen sich Untersuchungen an, die auf die Gesamtheit der entzogenen Grade für einzelne Hochschulen abzielten. Einen Markstein für diese Art von Forschungen bedeutete eine alle deutschen Universitäten umfassende Erhebung des Sekretariats der Ständigen Kultusministerkonferenz aus dem Jahre 1998. Die deutschen Hochschularchivare griffen diese Initiative auf, nahmen sich im Jahre 2000 auf einer Fachtagung der Thematik an und gaben damit wichtige Impulse. Inzwischen liegen zahlreiche Einzelstudien über deutsche Universitäten vor: Heidelberg, Göttingen, Bonn, Freiburg, Köln, Leipzig, Halle, Marburg, München und nicht zuletzt Gießen. Hier haben Michael Breitbach, Peter Chroust und Eva-Marie Felschow mit ihren Studien und Archivrecherchen die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass die Justus-Liebig-Universität Gießen, wie eingangs erwähnt, am 13. Februar 2006 an die Öffentlichkeit treten konnte, um die Doktorgradentziehung während der nationalsozialistischen Herrschaft offiziell für null und nichtig zu erklären und die Opfer dieser Unrechtsmaßnahmen zu rehabilitieren. Die von dem Offenbacher Bildhauer Bernd Fischer eindrucksvoll gestaltete Gedenktafel im Gustav-Krüger-Saal wird dazu beitragen, dass dieses düstere Kapitel der Universitätsgeschichte nicht wieder in Vergessenheit gerät.

Literaturhinweise zur Universität Gießen:

Michael Breitbach: Das Amt des Universitätsrichters an der Universität Gießen im 19. und 20. Jahrhundert. Zugleich ein Beitrag zu den Doktorentziehungsverfahren zwischen 1933 und 1945, in: Archiv für hessische Geschichte 59, 2001, S. 267–334.

Peter Chroust: Die bürokratische Verfolgung. Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933–1945 im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik, Gießen 2006.

Eva-Marie Felschow: „*Feminae doctissimae*“ - Die ersten Akademikerinnen an der Universität Gießen, in: Marion Oberschelp u. a. (Hrsg.): Vom heimischen Herd in die

akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008, Gießen 2008, S. 36.

Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen (Hrsg.): Krieg – Krise – Konsolidierung. Eva-Marie Felschow, Carsten Lind, Neill Busse: Die „zweite Gründung“ der Universität Gießen nach 1945. Gießen 2008.

Text der Erklärung der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 13. Februar 2006 in: UNI-Forum Nr. 1/16. Februar 2006.

Zu Universitäten allgemein: Sammelrezension von Ulf Morgenstern: Aberkennung von Doktorgraden, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-3-126>.



Hans-Dietrich Kahl

Die „Heidenfrage“ – ein vergessenes Kapitel abendländischer Mentalitätsgeschichte*

Die Geschichte ist gespickt mit „Fragen“. Sie entstehen aus dem Missbrauch politischer, wirtschaftlicher oder religiös-weltanschaulicher Macht, und sie zeigen mehr oder weniger alle ein unmenschliches Gesicht. Was dabei möglich wird, hat am drastischsten die „Judenfrage“ des 20. Jahrhunderts aufgerissen, die noch immer nachklingt. Weithin vergessen ist, dass neben ihr eine „Heidenfrage“ steht, die langehin gleichfalls gravierende Auswirkungen hatte und erst seit der Zeit der Aufklärung zurückgetreten ist.

Diese „Heidenfrage“ erweist sich als christliche Variante eines gemeinsamen Grundproblems der drei „abrahamitischen“ – auf den „Erzvater“ Abraham zurückgehenden – Weltreligionen. Es beruht auf dem exklusiven Absolutheitsanspruch dieser Konzeptionen, der sonst religionsgeschichtlich selten auftritt. Er vermag Abweichungen von eigenem Lehrgut nicht zu ertragen, im Unterschied zum inklusiven Absolutheitsanspruch anderer Weltreligionen, der solche als unterschiedliche Einkleidung der einen Wahrheit zwar nicht schätzt, aber doch hinnehmen kann. Ersterer hat neben „Juden“- und „Heidenfrage“ auch „Ketzerfragen“ entstehen lassen.

Die „Heidenfrage“ hat viele Gesichter, je nachdem, welche Art von Christen sich mit welcher Art von Heiden auseinandersetzen hatte und wie dies geschah, von den Missionsreisen der Apostel über die Christenverfolgungen römischer Imperatoren und den Gegenschlag in der Religionspolitik christlich gewordener Kaiser bis hin zu ihrer Vermählung mit ausgreifendem Imperialismus und dessen kolonialistischer Spielart. Hatten Christen Rückschläge einzusteuern,

die womöglich schmerzhaft waren und bis zum Martyrium reichten, so wurden diese mit himmlischer Glorie verbrämt; waren sie im Besitz von Macht, so schien „Heidenhunden“ gegenüber vieles erlaubt, was man sich „Christenmenschen“ gegenüber nicht leisten durfte. Warum z. B. sollte man sie nicht kurzerhand einfangen dürfen, um sie in die „Neue Welt“ zu verfrachten, wo sie dann, soweit sie den Schiffstransport überlebten, zwar Arbeitsklaven blieben, doch immerhin der Segnung der Taufe teilhaftig werden würden? Andererseits konnte es für die Reaktion von Politik und Öffentlichkeit in Europa nicht gleichgültig sein, ob 1683 vor Wien die Türken oder die Franzosen standen, und das Echo auf das Ausbleiben von Hilfstruppen des „Sonnenkönigs“ wäre gedämpfter ausgefallen, hätte der Belagerer damals nicht Mehmed geheißen, sondern etwa Jan Sobieski.

Der Forschung begegnen Denkvorsetzungen dieser Art in unterschiedlicher Dichte und auf verschiedensten Ebenen: in hoher und in niedriger Theologie, in Kanonistik, die zeitgenössisches Völkerrecht einschließt, in der Geschichtsschreibung und in volkssprachlicher Dichtung; Andeutungen über vulgäre Auffassungen fallen hier und dort. In theologischer Wertung standen die Heiden selbst hinter den Juden zurück. Diese – so die Meinung – dienten immerhin demselben, dem einzig wahren Gott, mochten sie auch zwei der drei Personen der göttlichen Trinität leugnen. Sie waren einmal seiner Offenbarung gewürdigt worden, in damals angemessener, vorläufiger Gestalt; ihren Frommen aus jenen Tagen blieb daher die ewige Verdammnis erspart – sie durften, bis die Höllenfahrt Christi auch sie befreite, im Limbus, der Vorhölle, verweilen, die zwar keine Seligkeit kennt, doch auch keine Verdammnis. Die Juden nach Christus entzogen sich der

* Der folgende Abriss ist ein Auszug aus der Einführung zu meinem im Druck befindlichen Buch „Heidenfrage und Slawenfrage im deutschen Mittelalter“ (voraussichtlich 2009 bei Brill/Leiden); notwendige Belege dort.

neuen, erweiterten Offenbarung und gaben mit ihr die Erlösung preis, doch sie waren immerhin, so weit das Alte Testament in Betracht kam, nach wie vor im Besitz der gleichen heiligen Schriften wie die Christenheit, auch wenn sie sie nicht „richtig“ lasen. Denen gegenüber, die man als „Heiden“ zusammenfasste, fielen solche Verbindungen sämtlich fort. Sie dienten nach verkündeter Lehre nicht Gott, sondern dem Teufel und seinen Dämonen, die sich ihnen als vermeintliche Götter maskierten; mochten dem Anschein nach die einen bessere, die anderen schlechtere Menschen sein – stets hatte man sich vor Ausstrahlungen dieses höllischen Hintergrundes zu hüten. Im übrigen standen sie unter dem Taufbefehl von Matth. 28, V. 19 f. Seine Weisung wurde mit vor der modernen Textkritik unanfechtbarer Authentizität auf Christus selbst zurückgeführt. Die dem Mittelalter maßgebliche Vulgatafassung lässt sie an *omnes gentes* gerichtet sein, was nach dem Sprachgebrauch der Entstehungszeit, wie schon die griechische Vorlage, nur mit „alle Heiden“ übersetzt werden kann (und damit, streng genommen, die Juden nicht einbezieht, doch das verwischt sich). Wer als Heide gelebt hatte, bevor diese Weisung erging, stand unter ähnlich mildernden Umständen wie seine jüdischen Zeitgenossen; wusste man etwas von Platon oder Vergil, so ließ sich erwägen, ob nicht eigentlich auch ihr Platz in jener Vorhölle war. In der gleichen Grauzone offizieller Kirchenlehre (nicht approbiert, nicht verworfen) vermochten die Sibyllen vorchristlich-antiker Überlieferung Fuß zu fassen, mit seherischen Kräften, die sie sogar neben die Propheten des Alten Testaments rücken ließen – eine höchst bemerkenswerte Durchbrechung der heilsgeschichtlichen Vorrangstellung des Judentums, vielfältig ausdeutbar; zugleich Aufwertung der Heidenwelt und folglich, da diese als Einheit gesehen wurde, auch unmittelbar eigener Vorfahren. Angebliche Schriften solch weiser Frauen („Sibyllinen“) kursierten durch Jahrhunderte hin, immer wieder umgeschrieben und neu interpretiert, von anderer Seite bekämpft.

Für Heiden vor Christus waren also Auflockerungen möglich. Für diejenigen nach ihm

konnte es Gnade nicht geben; der Taufbefehl galt für *omnes*. Ihr bloßes Dasein war Verweigerung jeder Offenbarung und damit jeglichen Heils – dass es nicht dasselbe sein konnte, ob sie jemals von christlicher Botschaft gehört hatten oder nicht, wurde erst allmählich erfasst. Sich mit ihrem religiösen Erbe auseinanderzusetzen, war es nicht wert. Mit „heidnischem Unflat“ befasste man sich nicht. Zahllose Überlieferungen Alteuropas sind daher bis auf geringe, zusammenhanglose Fragmente verschollen.

Unmittelbare Kontakte mit solcher Teufelsbrut, ausgenommen kriegerische, waren lange nicht möglich, soweit man nicht als Fernhändler oder Missionar weit genug herumkam. Erst Reconquista und Kreuzzüge leiteten einen Wandel ein, die ja gleichfalls gegen „Heiden“ gingen, nachdem es laut Bibel nur Christen, Juden und Heiden gab. Wer hätte gedacht, hieß es nun, dass ihm dort derart ritterliche Streiter mit derart hohem Kulturstand entgegentreten würden! Was wären das für Helden gewesen, hätten sie nur die Taufe gehabt! Wo sich dann ein längeres Zusammenleben ergab, mochte gelegentlich schon der mittelalterliche Beobachter zu der Vorstellung durchdringen, dass es dort in den islamischen Ländern nicht um ungläubige „Heiden“ ging, sondern um Menschen, die in ihrer Art fromm und gottesfürchtig waren, nur eben leider eine „falsche“ Gottesvorstellung hatten. Bald begann das gelehrte Europa trotz all seiner Theologie altgriechische Denker wie Aristoteles und sogar arabische wie Averroes zu schätzen, bereit, wenigstens auf profaner Ebene auch von ihnen zu lernen. Ähnliches vollzog sich, als Winckelmann nach aller Vorarbeit der Renaissance dem 18. Jahrhundert die „edle Einfalt und stille Größe“ der griechischen Klassik geöffnet hatte:

So laßt nur ab, die Heiden zu beschreien!

*Wer Seelen hauchen kann in Marmorblöcke,
Der ist erhaben über Litaneien,*

so lässt ein Sonett des Grafen Platen die neue Stimmung sprechen.

Wo hörte der „Heide“ auf und begann das Christsein? Und was war, wenn jemand der christlichen Verkündigung Widerstand leistete, gar in seinen alten „Irrtum“ zurückfiel? War

dann Gewalt statthaft, und bis zu welchem Grade? Fragen wie diese haben viele Federn in Bewegung gesetzt. Doch noch ganz andere Lernprozesse waren angesagt, vor allem bei Ungebildeten. „Heiden“ sind niemals bloß dies; sie stehen immer zugleich in anderen, z. B. ethnischen und sozialen Zusammenhängen. Das konnte naives Empfinden dazu verführen, religiöse und volkskundliche Merkmale ineinander fließen zu lassen, so dass man etwa christliche und heidnische Haartracht oder Hautfarbe sah. Und wo war die geographische Grenze? Ein altfriesisches Recht hält noch im 14. Jh. Heerfolgepflicht fest für den Fall, „daß die Römer von der Christen Herrschaft fallen.“ Klar war: „Christen“ – das sind „wir“, doch wie weit erstreckte sich dieses „Wir“? Römer, die sich gegen unseren Kaiser auflehnten – das konnten doch wohl nur „Heiden“ sein ... Wurde dies so gesehen, so liegt die Fehleinschätzung auf der Hand. Doch um Schauplätze zu finden, auf denen die christliche „Heidenfrage“ an der Gestaltung der Dinge beteiligt war, sind wir nicht auf den Blick nach Übersee angewiesen. Ein deutscher Missionspriester im

damaligen Slawenland Ostholsteins, Helmold von Bosau, berichtet in seiner Chronik von einer Ansprache seines Bischofs an bekehrungsunwillige Landesbewohner, die er wohl am 15. Januar 1156 in Lübeck mit eigenen Ohren gehört hatte: *„Daß unsere Fürsten bisher euer Volk ungut behandelt haben, ist nicht zu verwundern; sie meinen eben, keine große Missetat zu begehen, wenn es Götzendienern und Gottlosen geschieht. [...] Unterwerft euch eurem Schöpfer, vor dem sich beugen die Träger der Welt! Leben nicht die Sachsen und die übrigen Völker, die den Christennamen führen, ruhig und zufrieden in ihren verbrieften Rechten? Ihr allein seid, wie ihr vom Gottesdienst aller abweicht, auch der Ausbeutung durch alle preisgegeben.“*¹ Was mittelalterliche Deutsche ostwärts von Elbe und Saale, damalige Dänen und Schweden um die Wette mit ihnen im Baltikum und in Finnland in Szene setzten, erreichte nicht den gleichen Intensitätsgrad wie das spanische oder das puritanische Vorgehen in der „Neuen Welt“, doch es stand unter dem gleichen Vorzeichen. Es ist an der Zeit, auch dies ins Bewusstsein zu heben.

¹ Helmold von Bosau: Slawenchronik, Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters XIX, Darmstadt 1963 u.ö., c.84, S. 288; Übersetzungstext oben neu durchgesehen.



Ringel

Ringel ist der führende Fachgroßhandel für **Bäder, Sanitär- und Heizungsprodukte** in Oberhessen und erfüllt höchste Qualitätsansprüche. Außerdem vertreibt Ringel als Großhandelsunternehmen Stahlerzeugnisse.

Ringel ist in Linden bei Gießen und durch die Tochterunternehmen in Bad Homburg und Bad Hersfeld tätig.

Seit seiner Gründung im Jahre 1901 hat sich das Großhandelsunternehmen A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG seit über 100 Jahren als anerkannter Spezialist auf dem Gebiet der Haustechnik einen Namen gemacht.

Unser oberstes Ziel heißt seit Bestehen des Unternehmens zuverlässige Beratung, umfangreiche Informationen, einwandfreier Service und eine fehlerfreie Abwicklung.

Das alles erreichen wir mit persönlicher Kundenbetreuung, die durch ein qualifiziertes, engagiertes Team in Verbindung mit einer wirkungsvollen Organisation sicher gestellt wird.

Wir garantieren eine termin- und sachgerechte Auftragsabwicklung und Belieferung unserer Kunden.

A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG

Tannenweg 50 - 54
35440 Linden

Telefon: 06403/607-0
Telefax: 06403/607-20

www.ringel-sohn.de info@ringel-sohn.de



Wilfried Floeck

Goya und die Aufklärung*

Der Titel „*Goya und die Aufklärung*“ ist nicht unproblematisch, da Goya bekanntlich nicht nur als Maler der Aufklärung, sondern auch als erster Maler der Moderne gehandelt wird. Nicht ohne Grund hat Fred Licht seinem Goya-Buch den Untertitel *Die Geburt der Moderne* gegeben (Licht 2001), und 2005 wurde ein gemeinsames Ausstellungsprojekt der Alten Nationalgalerie Berlin und des Kunsthistorischen Museums Wien unter dem Titel *Goya: Prophet der Moderne* verwirklicht (Schuster 2005). „Aufklärung“ und „Moderne“ aber sind Begriffe, die in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. Auf diese Frage wird noch zurückzukommen sein. Dass es eine enge Beziehung zwischen Goyas Werk und der spanischen *Ilustración* gibt, liegt nicht nur auf Grund der Lebensdaten des Malers – 1746–1828 – auf der Hand. Andererseits geht seine letzte und sicherlich wichtigste Schaffensperiode über die Epoche der *Ilustración* hinaus und reicht bis in eine Zeit, in der die Ideen der Aufklärung in Spanien nach dem Tod des aufgeklärten Königs Karls III., nach dem Ausbruch der Französischen Revolution und nach der französischen Besetzung der Iberischen Halbinsel und den spanischen Befreiungskriegen gegen Napoleon in den Jahren 1808 bis 1813 in eine schwere Krise geraten waren. Diese Krise spiegelt sich auch im Spätwerk Goyas deutlich wider, dessen Beziehung zum Geist der Aufklärung wesentlich spannungsreicher und ambivalenter wird.

In den vergangenen Jahren wurde in der Forschung gerade dieser Aspekt in Goyas Werk besonders hervorgehoben. Jüngst erst hat Susanne Schlünder (2002) karnevaleske Wirklichkeitsgestaltung im Sinne Bachtins sowie Ambivalenz und Ambiguität vor allem in der

Körpergestaltung als wesentliche Merkmale von Goyas Spätwerk herausgearbeitet. Zweifelloso erschöpft sich der Sinnhorizont von Goyas Spätwerk nicht im Geist der Aufklärung, doch wenn man in ihm nur Ambivalenz, Ambiguität, Polyvalenz und Unbestimmtheit sieht, verkennt man andererseits die tiefe Verwurzelung des Malers in der kritisch-satirischen und didaktischen Tradition der spanischen Aufklärung. Ohne die Komplexität von Goyas Werk verkennen zu wollen, ist es das erste Ziel des vorliegenden Beitrags, Goyas enge Beziehung zu den aufklärerischen Ideen seiner Zeit und den literarischen Texten der Aufklärer in seinem Werk aufzuzeigen. In dem Text, den Goya wahrscheinlich selbst verfasst hat, um im *Diario de Madrid* vom 6. Februar 1799 das Erscheinen seiner *Caprichos* anzukündigen, hob er die enge Verbindung zwischen dem Ziel seiner Radierungen und dem der literarischen Texte seiner Zeitgenossen hervor, wenn er schrieb:

In der Überzeugung, dass die Kritik der menschlichen Verfehlungen und Laster (obwohl dies eigentlich ein typisches Thema der Rhetorik und Dichtung darstellt) doch auch Gegenstand der Malerei sein kann, hat der Autor unter den zahlreichen Extravaganzen und Irrtümern, die in jeder Zivilgesellschaft üblich sind, [...] als entsprechende Themen für sein Werk gerade jene ausgewählt, von denen er glaubte, dass sie das ergiebigste Material für ihre Ridikülisierung bieten würden (in: Gassier/Wilson 1970: 129).

Es besteht kein Anlass, diese Worte nicht ernst zu nehmen und ihnen die Absicht zuzuschreiben, die Leser zu irritieren (so Schlünder 2002: 102). Der Text der Ankündigung zeigt vielmehr, dass sich Goya bewusst war, dass er mit seinen *Caprichos* das ureigene Feld der Literatur betrat. Von Feijoo bis Jovellanos, von

* Abschiedsvorlesung am 2. 7. 2008

Torres Villarreal bis Cadalso, von Fernández de Moratín bis Meléndez Valdés und Quintana sowie von dem Herausgeber der Zeitschrift *El Pensador* bis zu dem von *El Censor* kämpften die Schriftsteller der *Ilustración* „für die Aufdeckung der gemeinen Irrtümer“ der Gesellschaft, wie der Benediktinerpater Feijóo es im Untertitel seines *Teatro crítico universal* formuliert hatte. Goya begleitete und unterstützte sie in dieser Aufgabe mit seinem Pinsel. Oft genug nahm er in den Titeln, Inschriften oder Kommentaren zu seinen Bildern direkt oder indirekt auf die literarischen oder periodistischen Vorlagen Bezug. Dies aufzuzeigen, ist Ziel des vorliegenden Beitrags, wobei ich mir selbstverständlich bewusst bin, dass sich Sinn und Ziel vor allem seines Spätwerks nicht darin erschöpfen, den Geist der Aufklärung mit den Mitteln der Malerei zum Ausdruck zu bringen und zu propagieren.



Abb. 1: Gaspar Melchor de Jovellanos – Bildquelle: Prometheus. Bildarchiv für Kunst- und Kulturwissenschaften. – Standort: Museo del Prado, Madrid

Edith Helman hat bereits in den sechziger Jahren die enge Beziehung zwischen dem Werk Goyas und den literarischen und periodistischen Texten der Aufklärung herausgearbeitet (1963 und 1970). Schon ein erster Blick auf Goyas Werk zeigt die persönliche Verbindung des Malers mit den Protagonisten der *Ilustración*, mit denen er in engem Kontakt stand. Am eindrücklichsten stellt dies das bekannte Porträt von Gaspar Melchor de Jovellanos unter Beweis, einem der prominentesten Vertreter der spanischen Aufklärung (Abb. 1). Das Gemälde zeigt nicht nur die enge Beziehung Goyas zu Jovellanos; ein Vergleich mit dem offiziellen Gruppenporträt der Familie Karls IV. illustriert zugleich auch die unterschiedliche Wertschätzung, die der Künstler auf der einen Seite seinem aufgeklärten Freund und auf der anderen Seite den traurigen Nachfolgern Karls III. entgegenbrachte, dem etwas vertrottelt dreinschauenden Karl IV., seiner im Zentrum stehenden Gemahlin, die nicht von ungefähr den Eindruck eines Hausdrachens erweckt, und dem infantilen Thronfolger Ferdinand VII., dessen Infantilismus sich später freilich eher in Sadsismus und Gewaltherrschaft verwandeln sollte (Abb. 2).

Goya war mit dem Großteil der kleinen Gruppe aufgeklärter Intellektueller und Künstler befreundet und teilte ihre Vorstellungen (vgl. Gasier/Wilson 1970: 132ff.). Ihre Ideen finden sich in zahlreichen seiner Gemälde und Radierungen wieder. „Goyas Werk ist entscheidend von den Ideen der Aufklärung geprägt, und in geradezu subversiver Weise machte er sie in seinen Bildern anschaulich und sichtbar,“ schreibt Helmut C. Jacobs in seinem schönen Goya-Buch von 2006 (Jacobs 2006: 15; ähnlich schon Helman 1963: 147). Das möchte ich illustrieren, indem ich fünf der zentralen Themen der spanischen Aufklärung herausgreife und entsprechende Beispiele aus den Texten der Schriftsteller den Bildern des Malers gegenüberstelle.

1. Kampf für die Vernunft und gegen Wunder und Aberglauben

Dass die Vernunft im 18. Jahrhundert zu einer der beiden fundamentalen erkenntnistheore-

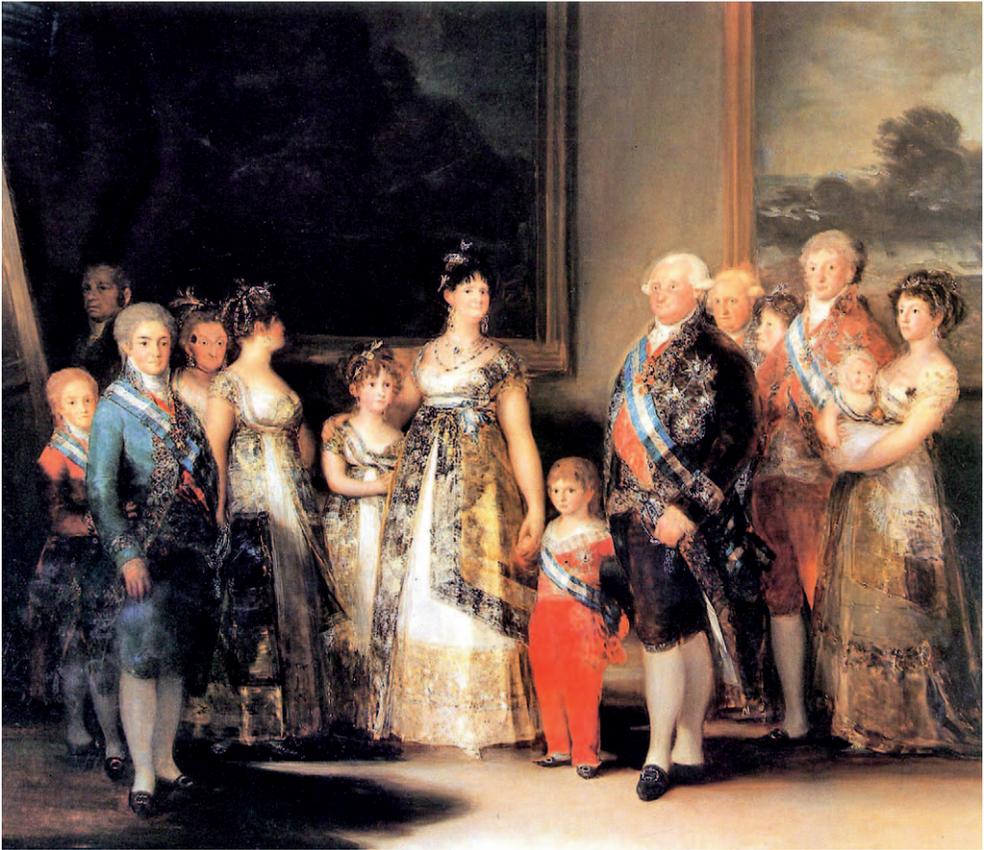


Abb. 2: La familia de Carlos IV – Bildquelle: Prometheus. Bildarchiv für Kunst- und Kulturwissenschaften. – Standort: Museo del Prado, Madrid

tischen Säulen des Wissens werden sollte, dafür hatte in Spanien bereits der Benediktinerpater Benito Jerónimo Feijóo in seinem achtbändigen *Teatro crítico universal* (1726–1739) plädiert und sich auch gleich zu der zweiten Säule, dem naturwissenschaftlichen Experiment, bekannt. Descartes und Newton bildeten in der Tat die Säulen der Erkenntnistheorie des gesamten 18. Jahrhunderts, und dafür trat in Spanien der Pater Feijóo bereits in der ersten Jahrhunderthälfte energisch ein. In dem folgenden Satz kommt eindrücklich das ganze Selbstbewusstsein und der enorme Vernunftoptimismus des Aufklärers zum Ausdruck, was nicht nur für Feijóo charakteristisch war: „*Así yo, ciudadano libre de la República Literaria, ni esclavo de Aristóteles ni aliado de sus*

enemigos, escucharé siempre con preferencia a toda autoridad privada lo que me dictaren la experiencia y la razón.“ (Feijóo 1961, 460)

„*So werde ich, freier Bürger der Gelehrtenrepublik, weder Sklave von Aristoteles noch Verbündeter seiner Gegner, vor jeder privaten Autorität stets dem mit Vorliebe folgen, was mir Erfahrung und Vernunft vorschreiben.*“

Wie Kant wollte auch Feijóo seine Zeitgenossen mit Hilfe der Vernunft aus ihrer „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ herausführen und von ihren „gemeinen Irrtümern“ befreien. Jacobs hat die *Caprichos* zu Recht als „Pendant zu Feijóos *Teatro crítico universal*“ bezeichnet (Jacobs 2006: 314). In zahlreichen *Discursos* seines *Teatro* hat der Benediktinerpater die „Lichter der Vernunft“ gegen alle Arten von



Abb. 3: El sueño de la razón produce monstruos (Capricho 43)

Wunder- und Aberglauben eingesetzt. Als gläubiger Geistlicher leugnete er keineswegs die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens Gottes in die Welt, doch wandte er sich stets vehement gegen die Auffassung, dass Gott die Welt als eine Art Spielwiese zur Demonstration seiner Allmacht betrachte. Plötzlich läutende Glocken, Blut schwitzende Kruzifixe oder weinende Madonnen versucht er stets als natürliche Erscheinungen zu erklären. Die Menschen, die sie als Wunder betrachten, obliegen in der Regel optischen Täuschungen, die entstehen, wenn die Vernunft außer Kraft gesetzt ist, wenn die Vernunft schläft. Was passiert, wenn die Vernunft schläft, hat Goya ja in dem Protagonisten seines *Capricho 43* eindrücklich dargestellt (Abb. 3). Die Hexen- und Monsterwesen, die der Schlaf der Vernunft gebiert, hat Pater Feijóo schon lange vor Goya zu vertreiben versucht. Hexen- und Aberglaube sind Themen, die wir bei Goya häufig finden,

etwa in dem bekannten *Aquelarre (Hexensabbat)* aus der Serie der *Schwarzen Gemälde*. Was der Maler von den Zuhörerinnen des gehörnten schwarzen Hexenmeisters hält, demonstrieren ihre grotesk verzerrten Gesichter zur Genüge. Bei Goya ist der Kampf gegen den Aberglauben sehr häufig mit einer Kritik an religiösem Fanatismus, besonders an dem Vorgehen der Inquisition gegen alle tatsächlichen oder angeblichen Abweichler vom rechten Glauben verbunden, wobei sein Mitgefühl stets den Opfern der Inquisitionsjustiz gehört.

2. Adelskritik und Kampf für soziale Gerechtigkeit

Die Kritik am parasitären Charakter des Adels, der an seinen sozialen Privilegien festhalten wollte, ohne dafür eine nützliche Gegenleistung für das Gemeinwohl zu erbringen, durchzieht sämtliche Schriften der spanischen Aufklärer. José Cadalso lässt einen der Protagonisten seiner *Cartas Marruecas* einmal sagen:

„Nobleza hereditaria es la vanidad que yo fundo en que ochocientos años antes de mi nacimiento muriese uno que se llamó como yo me llamo, y fué hombre de provecho, aunque yo sea inútil para todo.“ (Cadalso 7/1975: 55)

„Erbadel ist die Eitelkeit, die ich darauf begründe, dass 800 Jahre vor meiner Geburt jemand gestorben ist, der genauso hieß wie ich und der ein nützlicher Mensch war, obwohl ich zu nichts nutze bin.“

Häufig verbindet sich die Adelskritik dabei mit einer scharfen Anklage gegen Klassendenken und soziale Ungerechtigkeit. Auch hier ging der Pater Feijóo bereits mit gutem Beispiel voran, wenn er etwa in seinem Essay *Ehre und Nutzen der Landwirtschaft* das soziale Elend der Bauern beschrieb, die die Früchte ihrer harten Arbeit den reichen und mächtigen Großgrundbesitzern überlassen mussten, während ihre Familien Hunger litten und in bitterer Armut lebten.

Goya hat dieses Thema unter anderem in seinem *Capricho 42* behandelt (Abb. 4), in dem zwei arme Bauern ihre adligen Herrschaften in Form von Eseln auf dem Rücken schleppen. Die

Bauern tragen nicht nur die Last ihrer eigenen Arbeit, sondern müssen auch noch die adligen Schmarotzer ernähren. Soziale Realität als verkehrte Welt, könnte man sagen. Dass auch die Folgen des Krieges in erster Linie stets die Angehörigen der untersten Schichten tragen, illustriert der Maler in seiner Radierung 61 aus dem Bildzyklus *Desastres de la guerra* mit dem Titel „*Sí, son de otro linaje*“ („*Ja, sie sind von anderer Herkunft*“). Während die Ärmsten der Armen frierend, ausgemergelt, verwundet und halb verhungert am Boden liegen, betrachten die in ihre warmen Mäntel gehüllten Angehörigen der Oberschichten ohne Mitleid und Anteilnahme das traurige Schauspiel. In zahlreichen Darstellungen hat Goya die schlechten Arbeitsbedingungen von Arbeitern und Handwerkern oder die katastrophalen Verhältnisse in den überfüllten Gefängnissen und Irrenanstalten denunziert. Ein unter die Haut gehendes Zeugnis für die Brutalität der Haftbedingungen seiner Zeit stellt die Radierung dar, die einen an Händen und Füßen gefesselten Häftling in verzweifelter Haltung zeigt.

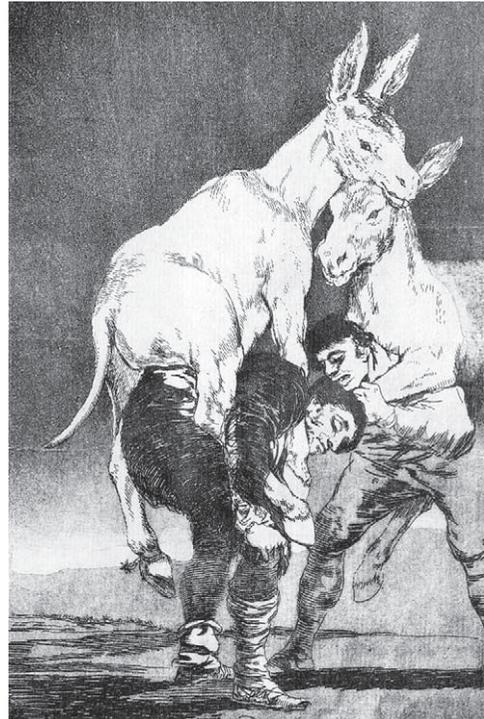


Abb. 4: Tu que no puedes (Capricho 42)

3. Kritik an der Unterdrückung der Frau

Das Thema Frau und Aufklärung ist äußerst komplex. Kritik an weiblicher Unterdrückung ist noch nicht gleichbedeutend mit weiblicher Emanzipation. Gerade die bürgerliche Aufklärung war es ja, die die soziale Geschlechterdifferenzierung verfestigte und mit der biologischen Natur der Frau neu begründete. Auch für die Aufklärer war und blieb die Frau aus dem öffentlichen Bereich ausgeschlossen und auf die Privatsphäre der Familie beschränkt. Immerhin gab es auch in Spanien bereits Stimmen, die die gängige Meinung von der physischen, moralischen und vor allem intellektuellen Unterlegenheit der Frau gegenüber dem Mann bekämpften. Wieder einmal erwies sich Pater Feijóo auch in diesem Bereich als besonders fortschrittlich. In seinem berühmten Essay *Defensa de las mujeres* (*Verteidigung der Frauen*) geht er das Thema gleich zu Beginn frontal an:

„Auf eine schwierige Sache lasse ich mich hier ein. Mit diesem Thema nehme ich nicht nur

den Kampf mit dem unwissenden Pöbel auf: die Frauen zu verteidigen, heißt heute so viel wie alle Männer beleidigen. [...] Die Ansicht über die Minderwertigkeit der Frauen ist so stark verbreitet, dass man an ihnen kaum etwas Gutes lässt. In moralischer Hinsicht sieht man in ihnen nur Schwächen, in physischer nur Unvollkommenheiten; doch am tiefsten verwurzelt ist das Vorurteil hinsichtlich ihres beschränkten Verstandes.“ (Feijóo 1952: 50)

Selbst dieses letzte und am stärksten verbreitete Vorurteil versucht Feijóo zu widerlegen, indem er zahlreiche Beispiele von klugen Frauen aus der Geschichte aufzählt. Am Ende aber führt er ein Argument an, das auch heute noch manchen Macho wenn nicht zu überzeugen vermag, so doch zumindest in Verlegenheit bringen könnte:

„*Bringen wir es auf den Punkt: Männer waren es, die jene Bücher schrieben, in denen der Verstand der Frauen als minderwertig verurteilt wird. Wenn Frauen sie geschrieben hätten,*

dann würden wir Männer eher alt aussehen.“ (Feijóo 1952: 57)

Mit dieser These der intellektuellen Gleichstellung von Mann und Frau stand Feijóo in der spanischen Aufklärung ziemlich allein da. Die große spanische Frauenrechtlerin und Autorin des späten 19. Jahrhunderts Emilia Pardo Bazán hat ihm das stets hoch angerechnet.

Auch Goya hat die Frauen immer wieder verteidigt und vor allem ihre Rolle als soziale Außen-seiter und rechtlose Mitglieder der Gesellschaft gebrandmarkt. In einem seiner Bilder zeigt er eine gefesselte Frau und gibt dem Bild als Titel die Frage „*Weil sie liberal ist?*“. Das ist nicht nur Kritik am absolutistischen Terrorregime Ferdinands VII., sondern zugleich auch ein Plädoyer für das Recht der Frau auf freie Meinungsäußerung und politische Betätigung. Auch die übliche harte Bestrafung der Frauen für vorehelichen Sexualkontakt oder eheliche Untreue klagt der Maler an, so wohl auch in dem ganz in Aquatintatechnik gemalten *Capricho 30*, das eine Frau in einer Gefängniszelle zeigt, wobei der Grund für ihre Inhaftierung im Titel zum Ausdruck gebracht wird: „*Weil sie sensibel war*“.

Wir hatten schon gesehen, dass die Adelskritik eines der beliebtesten Themen der spanischen Aufklärer war. Dabei ging es nicht nur um den parasitären Charakter der Aristokratie, sondern auch um ihre moralische Verwahrlosung. Dabei sparte die aufgeklärte Kritik auch nicht das Verhalten der aristokratischen Damen aus, wie beispielsweise die berühmte Satire *Contra las malas costumbres de las mujeres nobles* aus der Feder von Jovellanos zeigt. In ihr kritisiert er die Unmoral der hohen Damen, die ihren Lastern nicht einmal mehr – wie früher – heimlich und im Verborgenen frönen, sondern sich gar noch in aller Öffentlichkeit ihrer Liebhaber und Seitensprünge brüsten. „*Hubo un tiempo en que andaba la modestia // dorando los delitos, hubo un tiempo // en que el recato tímido cubría // la fealdad del vicio; pero huyóse // el pudor a vivir en las cabañas*“, zieht Jovellanos vom Leder. Doch dann kommt der Autor auf des Pudels Kern, indem er die herrschende Heiratspraxis seiner Zeit aufs Korn nimmt. Wie viele junge Frauen auch aus den Mittelschichten eifern der von ihm geschilderten und kritisier-

ten adligen Protagonistin Alcinda nach, die sich ihre Freiheit durch eine Eheschließung erkaufte hat, die ihr zumindest einen Teil der Rechte schenkt, die sie als unverheiratete Frau nicht besitzt. Wie viele junge Frauen stürzten sich daher wie die Protagonistin seiner Satire völlig unüberlegt und übereilt und ohne die Verdienste und Eigenschaften ihrer künftigen Ehemänner zu prüfen in das Abenteuer der Ehe, um auf diese Weise in den Genuss der Freiheiten Alcindas zu kommen:

„*Das Jawort sprechen sie aus und reichen die Hand dem Erstbesten, der ihnen über den Weg läuft.*“

„*¡Cuántas, oh Alcinda, a la coyunda uncidas, tu suerte envidian! ¡Cuántas de Himeneo buscan el yugo por lograr tu suerte, y sin que invoquen la razón, ni pese su corazón los méritos del novio, el sí pronuncian y la mano alargan al primero que llega! ¡Qué de males esta maldita ceguera no aborta*“

(in: Polt 1975: 176)

Jovellanos spricht hier in der Tat einen gesellschaftlichen Missstand an, der zu seiner Zeit eine erhebliche Bedeutung besaß und insbesondere das Leben der Frau betraf. Die unverheiratete Frau war im Spanien des Antigo Régimen der strengen Kontrolle der Familie unterworfen und so gut wie ohne Möglichkeiten einer freien Lebensgestaltung. Diese Situation lockerte sich erst durch ihre Heirat. Die verheiratete Frau hatte einen größeren Freiheitsraum als die unverheiratete. Daher kam es, dass vielen Frauen jede eheliche Verbindung recht war, um dem tyrannischen Regiment der Familie zu entkommen. Die Folge waren bereits im Ansatz gescheiterte Ehen und dazu ein allgemeiner Sittenverfall, wie ihn Jovellanos in seiner Satire beklagt. Auch Goya hat sich dieses Themas in mehreren seiner Radierungen angenommen, und eine von ihnen zeigt, dass er sich dabei unmittelbar auf die Texte seines literarischen Freundes bezog, da er ihren Titel aus der Satire von Jovellanos entnommen hat: „*El sí pronuncian y la mano alargan / al primero que llega*“ (Abb. 5).

Häufiger noch haben die Aufklärer eine andere Variante der zeitgenössischen Heiratspraxis kri-



Abb. 5: El sí pronuncian y la mano alargan al primero que llega (Capricho 2)

tisiert: die Zwangsehe junger Mädchen mit alten, aber reichen Männern, die eine soziale Absicherung nicht nur der Töchter, sondern vor allem auch von deren Eltern garantierten. Dies war gängige Praxis der Sozialversicherung im Ancien Régime. Dass dabei die Gefühle und Wünsche der jungen Frauen unter die Räder kamen, war sozusagen ein bedauerlicher, aber unvermeidbarer Kollateralschaden. Die Aufklärer liefen auch dagegen Sturm, allen voran Goyas Freund Moratín in seinen beiden Theaterstücken *El viejo y la niña* und *El sí de las niñas*. Natürlich hat auch Goya dieses Thema aufgegriffen und mehrfach behandelt, wie etwa in dem Ölgemälde „*Matrimonio desigual*“, das eine junge Frau mit einem hässlichen, verkrüppelten Alten vor dem Altar zeigt, oder in der noch ausdrucksstärkeren graphischen Gestaltung des gleichen Motivs, der er den Titel „*Welch ein Opfer!*“ gegeben hat.

4. Kampf für Wissen und Bildung

Universale Neugierde hat man immer wieder als typisches Merkmal der europäischen Aufklärung bezeichnet. Die Aufklärer waren sich in der Tat

bewusst, dass die berüchtigte „unverschuldete Unmündigkeit“ des Menschen nur durch Bildung zu überwinden war. Immer wieder rühmten sie die Vorzüge von Wissen und Bildung, allen voran wieder einmal der Pater Feijóo, der geradezu ins Schwärmen geriet, wenn er von seinen langen Bibliotheksaufenthalten und seiner Lektüre kluger Bücher berichtete:

„¿Qué cosa más dulce hay que estar tratando todos los días con los hombres más racionales y sabios que tuvieron los siglos todos, como se logra en el manejo de los libros?“ („*Desagravio de la profesión literaria*“: Feijóo 1952: 19)

„Was gibt es Schöneres als jeden Tag mit den vernünftigsten und klügsten Menschen, die die Jahrhunderte hervorgebracht haben, Umgang zu pflegen, wie man es beim Gebrauch der Bücher erlebt?“

Goya war ebenfalls ein bekennder Anhänger der These vom lebenslangen Lernen. Wie anders soll man sonst seine wunderschöne Darstellung eines uralten Greises mit langem Bart



Abb. 6: Aun aprendo. – Bildquelle: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, hrsg. von Klaus von See, Bd. 13: Europäische Aufklärung III, hrsg. von Jürgen von Stackelberg, Wiesbaden 1980, S. 364

verstehen, der sich nur noch mit Hilfe zweier Stöcke auf den Füßen halten kann, der aber im Kopf wohl noch glasklar ist und sich selbst als Titel unter sein Porträt die Worte gesetzt hat „Noch immer lerne ich“ (Abb. 6).

Mit dem Plädoyer für Bildung und Wissen einher ging die Kritik an dem deploralen Zustand des spanischen Bildungswesens der Zeit, das insbesondere die Universitäten betraf. Schon Feijóo hatte in seinem Essay *Zu den Ursachen des Rückstandes, den Spanien im Bereich der Naturwissenschaften erlebt* als erste und wichtigste Ursache die Unfähigkeit einiger Professoren genannt. Wie die Situation an den spanischen Hochschulen der Zeit aussah, hat Diego de Torres Villarroel in seiner Autobiographie geschildert. Hier eine kleine Anekdote aus seiner Studienzzeit, in der er berichtete, wie einer seiner Professoren seine Vorlesung durch die Lektüre eines Buches bestritt. Als er das Buch eines Morgens verlor und es trotz mehrerer Anschläge und der Aussetzung eines Finderlohns nicht wiederbekam, war es mit der Vorlesung für den Rest des Semesters vorbei.



Abb. 7: Si sabrá más el discípulo? (Capricho 37)

„Diejenigen, die den Lehrer kannten und die mit dem Schüler Umgang hatten, die werden sich denken können, was er mir beibringen und ich von ihm lernen konnte“, bemerkt der Autor dazu sarkastisch:

„Era el catedrático el doctor Don Pedro Samaniego de la Serna. Los que conocieron al maestro y han tratado al discípulo, podrán discurrir lo que él me pudo enseñar y yo aprender. Acuérdomme que nos leía a mí y a otros dos colegiales por un libro castellano, y este se le perdió una mañana; puso varios carteles, ofreciendo buen hallazgo; al que se lo volviese. El papel no pareció, con que nos quedamos sin arte y sin maestro, gastando la hora de la cátedra en conversaciones, chanzas y novedades inútiles y aun disparatadas“ (in: Aguilar Piñal 1967: 211f.).

Goya, der Torres Villarroel bestens kannte und seine Schriften verwertete, hat den Gedanken in mehreren seiner *Caprichos* aufgegriffen, etwa in dem schönen Eselsbild mit dem Titel „Ob der Schüler wohl mehr wissen wird?“ (Abb. 7), der direkt der *Vida* des Torres Villarroel entnommen zu sein scheint. Wenn ein großer Esel sich anschickt, auf das Katheder zu steigen, dann können dabei auch in den Bänken nur kleine Esel herauskommen, eine Erkenntnis, die ihre Gültigkeit auch heute noch nicht verloren hat.

5. Kritik an Gewalt und Krieg

Auch für die pazifistische Grundhaltung der Aufklärung mag Pater Feijóo wieder als Kronzeuge dienen. In dem schon zitierten Essay *Honra y provecho de la agricultura* plädierte er beredt dafür, dass man die Bauern vom Kriegsdienst befreien solle, da sonst die Felder unbestellt und dem Land die Früchte der bäuerlichen Arbeit vorenthalten blieben. Doch am besten sei es, jegliche Art von Krieg zu verhindern und die Schwerter in Pflugscharen zu verwandeln, um seine Worte vielleicht ein wenig frei, aber durchaus sinngemäß zu übersetzen:

„Der glücklichste Krieg ist ein großes Unglück für jedes Reich. Für den Staat sind Felder, die mit Ähren bepflanzt sind, allemal besser als solche, die mit Kriegstrophäen übersät sind. Das Blut der Feinde, das sie durchtränkt, macht sie

unfruchtbar; wie viel mehr noch das eigene. [...]. Weh dem Land, dem die Landarbeiter für Schlachten entzogen werden! Glücklicherweise dagegen das Land, in dem die Soldaten die Schwerter durch Pflugscharen ersetzen!"

„La guerra más feliz es una gran desdicha de los reinos. Mucho más importan á la república las campañas pobladas de mieses, que coronadas de trofeos. La sangre enemiga que las riega, las esteriliza, cuanto más la propia. [...]. ¡Ay de la tierra donde los labradores se extraen de los campos para las campañas! ¡Feliz el reino donde los soldados dejan las espadas por los azadones!“ (Feijóo 1952: 460).

Spanien sollte dieses Glück leider nicht zuteil werden, im Gegenteil. Der Einfall der Franzosen im Jahre 1808 führte zu einem Aufstand des Volkes und zu einem jahrelangen Guerillakrieg, in dem beide Seiten sich an Brutalität und Grausamkeit zu übertreffen schienen. Der Madrider

Volksaufstand von Anfang Mai führte zu gewalttätigen Repressalien und Erschießungen durch französische Exekutionskommandos, die Goya in seinem berühmten Gemälde *El tres de mayo 1808* gestaltet hat (Abb. 8). Darüber hinaus hat Goya die Gewalt- und Leidensexzesse der Beteiligten zwischen 1810 und 1820 in einer Serie von Radierungen mit dem Titel *Desastres de la guerra* dargestellt, in denen er dem Betrachter in expressionistischer Manier drastisch die Verrohung des Menschen unter den Bedingungen des Krieges vor Augen geführt hat. Dabei hat er die Unmenschlichkeit und Brutalität beider Seiten zum Ausdruck gebracht.

Goya und die Moderne

Soweit meine Ausführungen zum Thema „Goya und die Aufklärung“. Sie haben gezeigt, dass Francisco de Goya in der Tat eng mit den



Abb. 8: El tres de mayo 1808. – Bildquelle: Prometheus. Bildarchiv für Kunst- und Kulturwissenschaften. – Standort: Museo del Prado, Madrid



Abb. 9: La riña a garrotazos. – Bildquelle: Prometheus. Bildarchiv für Kunst- und Kulturwissenschaften. – Standort: Museo del Prado, Madrid

Ideen der spanischen Aufklärung verbunden war und dass sein künstlerisches Werk nur dann zu verstehen ist, wenn es kulturwissenschaftlich vor diesem Hintergrund verortet wird. Doch damit sind wir noch nicht am Ende. Zu klären bleibt noch die Frage nach dem Verhältnis von Goya zur Moderne. Denn wie schon betont, gilt Goya ja allgemein als einer der Väter der Moderne, und diese beginnt erst weit nach der Aufklärung und steht zu ihr in einem erheblichen Spannungsverhältnis. Merkmale wie Vernunftoptimismus, Vertrauen in die Beherrschbarkeit von Natur und Mensch und damit verbundener Fortschrittsglaube passen nicht zu dem, was gemeinhin als Moderne bezeichnet wird. Deren Schlagworte sind vielmehr ein pessimistisches Menschenbild, Verlust des Vertrauens in die Fähigkeit menschlicher Vernunft in Bezug auf Wahrheitserkenntnis und Weltgestaltung, Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Welt und Glaubensverlust, soziale und existenzielle Einsamkeit etc.

Im Spätwerk Goyas, in der Radierfolge seiner *Caprichos* und vor allem in seinen *Desastres de la guerra* und seinen *Pinturas negras* finden sich allerdings auch zahlreiche Bezüge zu solchen Schlagworten. Schon wenn man die Persönlichkeiten des Paters Feijóo und Goyas miteinander vergleicht, wird man feststellen,

dass beide durch Welten voneinander getrennt sind. Hier der in sich ruhende, selbstsichere, heitere, von keinerlei erkenntnistheoretischen oder gesellschaftlichen Zweifeln geprägte Aufklärer; auf der anderen Seite ein zumindest im Alter eher pessimistischer, skeptischer, misstrauischer, an sich und seiner Welt zweifelnder Mensch, wie er sich selbst beispielsweise im Eingangs-Capricho zu seiner Druckserie oder in einem Selbstporträt von 1815 gezeichnet hat. Spricht aus den Gemälden und Zeichnungen über die Grausamkeiten des Krieges wirklich nur Kritik am Krieg? Sind sie nicht zugleich auch Ausdruck der Verzweiflung angesichts der unausrottbaren Bestialität der menschlichen Natur schlechthin? Manche Kritiker haben von einer sadomasochistischen Veranlagung Goyas gesprochen, die sich selbst an den Szenen von Gewalt und Zerstörung berausche. So weit muss man und sollte man nicht gehen. Ich sehe in solchen Gewaltszenen eher eine Denunzierung der pervertierten menschlichen Natur. Von einem optimistischen Welt- und Menschenbild sprechen solche Bilder freilich nicht. Goya scheint längst den Glauben an die positive Entwicklung des Menschen unter dem Gebot der Vernunft und an die Möglichkeit des gesellschaftlichen Fortschritts verloren zu haben.

Auch aus seinen *Pinturas negras* spricht die Botschaft, dass der Mensch von Natur aus verderbt und schlecht sei. Die antike Mythologie lieferte dem Maler hierfür Motive, die er auf geradezu abschreckende Weise künstlerisch gestaltete. Ein besonders eindrückliches Beispiel hierfür ist das düstere Gemälde von Saturn, wie er eines seiner Kinder verschlingt. Dass der Mensch nicht vernünftig, nicht lernfähig und unrettbar an seine verdorbene Natur gebunden sei, zeigt eindrucksvoll das bekannte Gemälde *La riña a garrotazos* (Abb. 9), auf dem zwei Männer, die beide bis zu den Knien im Morast stecken, sich tot zu schlagen versuchen, anstatt sich gegenseitig zu helfen, dem Sumpf zu entkommen. Aus solchen Bildern spricht ein Menschenbild, das von Unmenschlichkeit und Verrohung geprägt ist. Unmenschlichkeit, Dummheit und Fanatismus sprechen auch aus den Gesichtern der Menschen, die sich beim *Aquelarre* um den gehörnten Ziegenbock versammelt haben. Grotesk verzerrte und entstellte Gesichter als Sinnbild der menschlichen Natur werden zur Spezialität im Alterswerk des Malers. Der Mensch ist auch dem Alter und schließlich dem Tod unentrinnbar ausgeliefert. Die Gesichter der beiden Alten in dem Gemälde *Viejo y vieja comiendo sopa* wirken eher wie Totenschädel als wie menschliche Antlitze.

Eines von Goyas *Pinturas negras* scheint mir am eindrucksvollsten die pessimistisch-verzweifelte Weltansicht des alternden Künstlers wiederzugeben: das Gemälde mit dem schlichten Titel *Perro* (Abb. 10). So schlicht wie der Titel, so minimalistisch ist auch die Technik dieses Gemäldes, das einen Hundekopf zeigt, der aus einem dunklen Hang (einer Sanddüne?) hervorschaut und wie verloren oder verzweifelt in einen vom Sandsturm (?) verdunkelten Himmel schaut. Der Hund ist Sinnbild der sozialen Isolierung und existenziellen Einsamkeit des modernen Menschen, dem die Sinnhaftigkeit seines eigenen Daseins abhanden gekommen zu sein scheint. „In Goyas Hund ist die ‚condition humaine‘ so stark komprimiert, dass sie die Gestalt eines Tieres annahm“ (Földényi 2001: 21). In solchen Bildern zeigt sich in der Tat, dass Goya im Alter die Aufklärung weit hinter sich gelassen und das vorweggenommen hat, was



Abb. 10: Perro. – Bildquelle: Prometheus. Bildarchiv für Kunst- und Kulturwissenschaften. – Standort: Museo del Prado, Madrid

erst in der Moderne und der historischen Avantgarde des frühen 20. Jahrhunderts zur allgemeinen Erfahrung der Kunst wird.

Für die Künstler der Moderne wurde Goya in der Tat zum großen Vorbild und Modell. Jacobs hat allein der Rezeption und intermedialen Transformation des berühmten *Capricho 43* in der Moderne zwei umfangreiche Kapitel gewidmet (2006: 461–600). Ramón del Valle-Inclán hat wohl als erster spanischer Künstler dem modernen Welt- und Menschenbild bleibenden Ausdruck verliehen, indem er eine neue dramatische Gattung schuf, das *Esperpento*, die spanische Form des europäischen Groteskdramas. Sein fundamentales Merkmal ist die Verzerrung der Wirklichkeit, die groteske Deformation, die alle Bereiche dieses neuen

Dramentyps erfasst: die Figurengestaltung, den Schauplatz, die Sprache u. a. (Floek 2003: 1–14). In der berühmten 12. Szene von *Luces de Bohemia* von 1920 lässt Valle-Inclán seinen Protagonisten Max Estrella, Verkörperung des modernen Künstlers und Bohémiens, die Ästhetik des *Esperpento* erläutern:

„MAX. –*La tragedia nuestra no es tragedia. DON LATINO. –¡Pues algo será! MAX. –El Esperpento. [...] Los héroes clásicos reflejados en los espejos cóncavos dan el Esperpento. El sentido trágico de la vida española sólo puede darse con una estética sistemáticamente deformada. [...] España es una deformación grotesca de la civilización europea.*“ (Valle-Inclán 4/1983: 131–132).

„MAX: *Unsere Tragödie ist keine Tragödie. DON LATINO: Na was dann? MAX: Eine Schauerposse. [...] Wenn die klassischen Heroen vor den Hohlspiegeln paradiere, bieten sie die Schauerposse dar. Das tragische Lebensgefühl Spaniens kann nur mit Hilfe einer systematisch verzerrten Ästhetik dargeboten werden. [...] Spanien ist eine groteske Verzerrung der europäischen Zivilisation.*“

(dt. Übers. nach Fritz Vogelgsang)

Die Definition des *Esperpento* als groteske Verzerrung der Wirklichkeit fordert den Vergleich mit Goya ja geradezu heraus. Und dieser Vergleich lässt nicht lange auf sich warten. Max Estrella macht Goya in der Tat zum Erfinder des modernen *Esperpento*: „Den esperpentismo hat Goya erfunden“, mit diesem Satz macht Valle-Inclán Francisco de Goya zum Vater der

spanischen Ästhetik der Moderne. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts scheinen sich menschliche Erfahrungswirklichkeit und ihre künstlerische Gestaltung noch mehr verdüstert zu haben, und so ist es kein Zufall, dass Goya heute mehr denn je zum Bezugspunkt der Literatur und Kunst geworden ist.

Bibliographie:

- Aguilar Piñal, Francisco (Hrsg.) (1967): *Los comienzos de la crisis universitaria en España. Antología de textos*, Madrid
- Cadalso, José (6/1975): *Cartas marruecas*, hrsg. von Juan Tamayo y Rubio, Madrid.
- Feijóo y Montenegro, Fray Benito Jerónimo (1952): *Obras escogidas*, Madrid (Biblioteca de Autores Españoles, 56).
- Feijóo y Montenegro, Fray Benito Jerónimo (1961): *Obras escogidas. Teatro Crítico*, III, Madrid (Biblioteca de Autores Españoles, 142).
- Floek, Wilfried (2003): *Estudios críticos sobre el teatro español del siglo XX*, Tübingen.
- Földényi, László F. (2001): „*Goyas Hund*“, in: *Neue Rundschau*, 112, FET 2, 11–21.
- Gassier, Pierre/Wilson, Juliet/ Lachenal, François (1994) : *Goya. Leben und Werk*, Köln.
- Helman, Edith (1963): *Trasmundo de Goya*, Madrid.
- Helman, Edith (1970): *Jovellanos y Goya*, Madrid.
- Jacobs, Helmut C. (2006): *Der Schlaf der Vernunft. Goyas Capricho 43 in Bildkunst, Literatur und Musik*, Basel.
- Licht, Fred (2001): *Goya – die Geburt der Moderne*, München.
- Polt, John H. R. (Hrsg.) (1975): *Poesía del siglo XVIII*, Madrid 1975 (Clásicos Castalia, 65).
- Schlünder, Susanne (2002): *Karnevaleske Körperwelten Francisco Goyas. Zur Intermedialität der „Caprichos“*, Tübingen.
- Schuster, Peter-Klaus (Hrsg.) (2005): *Goya: Prophet der Moderne*, Köln.



Raimund Borgmeier

Der englische Garten – eine frühe Manifestation der Romantik*

1. Einleitung

Alle Sachverständigen sind sich einig, dass der englische Garten ganz besondere Beachtung verdient. In diesem Sinne formuliert Tim Richardson in seinem erst 2007 erschienenen Buch über die Erfindung des englischen Gartens, *The Arcadian Friends*, gleich zu Anfang als eine grundlegende ästhetische Prämisse, „that the English landscape garden is the greatest artform ever to have been devised in the British Isles“ („dass der englische Landschaftsgarten die größte Kunstform ist, die jemals auf den Britischen Inseln erdacht worden ist“). (Richardson, 13)

Dieser Superlativ wird von der führenden britischen Gartengeschichte, *A History of British Gardening*, fast vollauf bestätigt. Das Kapitel über den Zeitraum von 1720 bis 1780 beginnt mit der lobenden Feststellung:

The pundits – and the word inevitably, to an Englishman, must carry some of the jocularity attached to its secondary meaning – assure us that one of our few contributions to the visual arts is the landscape garden; long ago it became canonized in the world of taste as le jardin anglais. (Hadfield, 179)

(Die Gelehrten, ursprünglich die brahmanischen Gelehrten – und dieses Wort hat für einen Engländer [wegen der Anspielung auf die Kolonialgeschichte] zwangsläufig einen ironischen Nebenton –, versichern uns, dass einer von unseren wenigen Beiträgen zu den bildenden Künsten der Landschaftsgarten ist; vor langer Zeit wurde er in der Welt des guten Geschmacks als le jardin anglais kanonisiert.)

Mit etwas weniger Sinn für Humor und kritischem Understatement wird derselbe Gedanke von einem deutschen Wissenschaftler zum

Ausdruck gebracht, wenn er eindeutig erklärt: „Der Landschaftsgarten gilt als der bedeutendste Beitrag Englands zur europäischen Kunstgeschichte“ (Maier-Solgg, 79). Und seit langem hat man erkannt, dass dieses Konzept des Landschaftsgartens oder des englischen Gartens oder *jardin anglais* als eine frühe Manifestation der Romantik zu verstehen ist, jener großen europäischen Bewegung, welche in den verschiedenen Ländern die Künste und nicht zuletzt die Literatur von Grund auf veränderte.

Bereits im Jahre 1933 bemerkte Arthur O. Lovejoy, ein wichtiger Pionier auf dem Gebiet der Geistesgeschichte, in einer Vorlesungsreihe, die später unter dem Titel *The Great Chain of Being* (*Die große Kette des Seins*) veröffentlicht wurde:

The vogue of the so-called „English garden“, which spread so rapidly in France and Germany after 1730, was [...] the thin end of the wedge of Romanticism, or of one kind of Romanticism. [And referring particularly to a French study from 1911:] [...] this change of taste in gardening was to be the beginning and – I do not, assuredly, say the cause, but the foreshadowing, and one of the joint causes of a change of taste in all the arts and, indeed, of a change of taste in universes. In one of its aspects that manysided thing called Romanticism may not inaccurately be described as a conviction that the world is an englischer Garten on a grand scale. (Lovejoy, 15f.)

(Die Mode des so genannten „englischen Gartens“, die sich so schnell in Frankreich und Deutschland nach 1730 ausbreitete, war [...] das dünne Ende des Keils der Romantik, oder einer Art von Romantik. [Und mit besonderem Bezug auf eine französische Studie aus dem Jahre 1911:] [...] dieser Geschmackswandel im Gartenbau sollte der Anfang sein und – ich sa-

* Abschiedsvorlesung am 3. 7. 2008

ge mit Sicherheit nicht die Ursache, sondern die Vorausdeutung, und eine von den gemeinsamen Ursachen eines Geschmackswandels in allen Künsten und, in der Tat, eines Geschmackswandels in Universen. In einem ihrer Aspekte kann die vielseitige Sache namens Romantik nicht unzutreffend beschrieben werden als die Überzeugung, dass die ganze Welt ein englischer Garten in großem Ausmaß ist.)

Die gleiche Überzeugung, dass der englische Garten, welcher einen fundamentalen Paradigmenwechsel bedeutet, als ein im Wesen romantisches Phänomen zu betrachten ist, lässt sich auch bereits in einer deutschen Gartengeschichte finden, die im Jahre 1926 erschien. Marie Luise Gothein stellt ganz unmissverständlich fest: „Aus der englischen Klassizistik war der so oft und mit vielem Rechte als romantisch bezeichnete Gartenstil hervorgegangen [...]“ (Gothein, 407)

In kürzlich herausgekommenen englischen Handbüchern über die Romantik jedoch wird dieser Sachverhalt entweder vollständig oder zum großen Teil vernachlässigt. Im Zusammenhang mit der Romantik spielt der englische Garten offenbar keine Rolle mehr. Der *Bloomsbury Guide to Romantic Literature* (1993) beispielsweise enthält einen Eintrag für Kant, den deutschen Philosophen, aber keinen für Kent, den großen Wegbereiter des englischen Gartens. *The Cambridge Companion to British Romanticism* (1993) weist ein langes Kapitel über „The sister arts in British Romanticism“ auf, wo es vor allem um die schönen Künste, aber auch um Historiographie und den Kunstmarkt geht; der englische Garten jedoch wird überhaupt nicht erwähnt. In dem von Duncan Wu herausgegebenen umfangreichen *Companion to Romanticism* (1998) mit seinen mehr als fünfhundert Seiten wird der englische Garten gerade einmal mit einem einzigen Absatz abgehandelt. Vor allem angesichts des vielgenannten *cultural turn*, der prinzipiellen Betonung des kulturellen Kontextes der Literatur im theoretischen Diskurs der Gegenwart, erscheint eine solche Vernachlässigung besonders bemerkenswert.

Bevor ich mich der Frage nach dem Warum stelle und versuche, mögliche Gründe zu fin-

den, weshalb dem englischen Garten im Kontext der Entstehung und Entwicklung der Romantik heute so wenig Beachtung geschenkt wird, möchte ich in meiner folgenden Vorlesung nach einer kurzen historischen Einführung erörtern, was spezifisch romantisch am Konzept des englischen Gartens ist. Ich möchte mich dabei auf vier zentrale Aspekte konzentrieren:

1. Einbildungskraft und imaginative Spontaneität,
2. Natur,
3. das Individuum und die Freiheit und
4. die Bedeutung von Milton.

Ich werde diese Punkte hauptsächlich auf der Grundlage von zeitgenössischen Texten, d. h. Texten aus dem (frühen) 18. Jahrhundert diskutieren, in denen die neuen Vorstellungen, die zum Konzept des englischen Gartens führen, dargelegt oder kommentiert werden. Ich werde nicht in erster Linie die Faktoren untersuchen, die zu dem neuen Konzept führen; das wäre eine andere Vorlesung, und es gibt dafür natürlich auch keine monokausale Erklärung, da dies eine komplexe und deswegen auch kontrovers diskutierte Entwicklung darstellt. Zunächst möchte ich jedoch einleitend die wesentlichen Merkmale des englischen Gartens kurz skizzieren, den historischen Kontext knapp darlegen und dabei auch einige Namen nennen.

2. Der englische Garten – Charakterisierung und kurzer historischer Überblick

Bevor sich der neue Stil des Gartenbaus in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrhunderts in England etablierte, war der französische oder Barockgarten das dominante Vorbild. Jeder kennt das glanzvollste Beispiel, Versailles, hauptsächlich das Werk des berühmten Gartenarchitekten André LeNôtre, der die Parkanlage für Ludwig XIV., den Sonnenkönig, schuf. Die Art, wie LeNôtre und seine Schule ihre ornamentalen Gärten anlegten, wurde vor allem durch Dezailleur d'Argenville in seiner Abhandlung *La Théorie et la pratique du jardinage* bekannt gemacht, die 1709 erschien und drei

Jahre später auch in einer englischen Übersetzung zur Verfügung stand. Im England des späten 17. Jahrhunderts fand ebenfalls der formale Gartenstil allgemeine Anerkennung und Bewunderung, nicht zuletzt durch die regierenden William und Mary, die sich unter anderem nach der Glorious Revolution von 1688 von dem französischen Gartenarchitekten Daniel Marot den Great Fountain Garden in Hampton Court bei London entwerfen ließen. Marot durfte ebenfalls für sie in den Niederlanden den prächtigen Garten von Het Loo bei Apeldoorn im formalen Stil erweitern.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hielten die führenden englischen Gartengestalter, George London und Henry Wise, noch an dem formalen Konzept fest. Doch im zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts wurde der barocke Stil immer mehr in Zweifel gezogen und kritisiert. Charles Bridgeman und Stephen Switzer, die nächste Generation von englischen Gartenarchitekten, können als Vertreter einer Übergangsphase angesehen werden. Der triumphale Siegeszug des englischen Gartens bzw. des Landschaftsgartens begann mit William Kent etwa 1730. Dies bemerkte im Jahre 1734 Sir Thomas Robinson of Rokeby in einem häufig zitierten Brief, den er an seinen Schwiegervater, den Earl of Carlisle, schrieb:

There is a new taste in gardening just arisen, which has been practised with so great success at the Prince's garden in Town [Carlton House, London], that a general alteration of the most considerable gardens in the Kingdom has begun, after Mr. Kent's notion of gardening, viz., to lay them out, and work without either level or line. (Oxford Companion, s.v. „Kent“)

(Jetzt gibt es einen neuen Geschmack im Gartenbau, der gerade im Entstehen ist, der mit so großem Erfolg im Garten des Prinzen in der Hauptstadt [Carlton House, London] praktiziert worden ist, dass ein allgemeiner Umbau von einigen der ansehnlichsten Gärten im Königreich angefangen hat, nach Mr. Kents Vorstellung von Gartenbau, nämlich sie [einfach] anzulegen und ohne Wasserwaage oder Richtschnur zu arbeiten.)

Bemerkenswert an dieser Äußerung ist zum einen die Tatsache, dass es sich bei den Land-

schaftsgärten des neuen Stils oft um Umbauten handelte, in die bestimmte Elemente der früheren, formalen Anlage Eingang fanden; zudem bringt das Arbeitsprinzip „without either level or line [ohne Wasserwaage oder Richtschnur]“ zum Ausdruck, dass beim Landschaftsgarten weder plane Flächen noch gerade Linien angestrebt wurden.

Lancelot „Capability“ Brown, der führende Gartengestalter der nächsten Generation, und Humphrey Repton, zum Ende des 18. Jahrhunderts, zur Zeit von Jane Austen, setzten das Konzept des englischen Gartens fort und entwickelten es weiter. Doch auch reiche Grundbesitzer wie Richard Boyle, 3rd Earl of Burlington, und Henry Hoare aus einer in den Adel aufgestiegenen Bankerfamilie, hatten einen wichtigen Anteil an der Entwicklung des neuen Stils.

Wie fundamental der Wandel vom formalen zum englischen Garten war und dass dies auf jeden Fall als Paradigmenwechsel gelten muss, wird schnell deutlich, wenn man kennzeichnende Pläne vergleicht. Ich hätte dies an Beispielen aus Deutschland exemplifizieren können, z. B. an dem Barockgarten von Herrenhausen und dem Landschaftsgarten Wörlitz, oder in München an Nymphenburg im Vergleich mit dem von Friedrich Ludwig von Sckell entworfenen Englischen Garten oder, in der näheren Umgebung, am Schlossgarten in Weilburg und dem Gailschen Park in Biebental. Aber ich möchte lieber ein klassisches Beispielpaar wählen. Dies ist auf der einen Seite die schon erwähnte barocke Gartenanlage von Versailles (Abb. 1), auf der anderen Seite der Landschaftsgarten von Stourhead in Wiltshire, Südengland (Abb. 2), einer der meistbesuchten und immer wieder fotografierten englischen Gartenlandschaften.

Ohne ins Detail zu gehen, buchstäblich auf den ersten Blick, sieht man den Unterschied zwischen den beiden Entwürfen. Der erste ist förmlich, regulär, ornamental, mit geraden Linien und bestimmten geometrischen Mustern wie Rechtecken, Quadraten, Dreiecken, Ellipsen und Kreisen, fast symmetrisch mit einer beherrschenden Mittelachse und korrespondierenden Seitenachsen. Die Gesamtwirkung, besonders wenn man die Anlage in der abstrakten

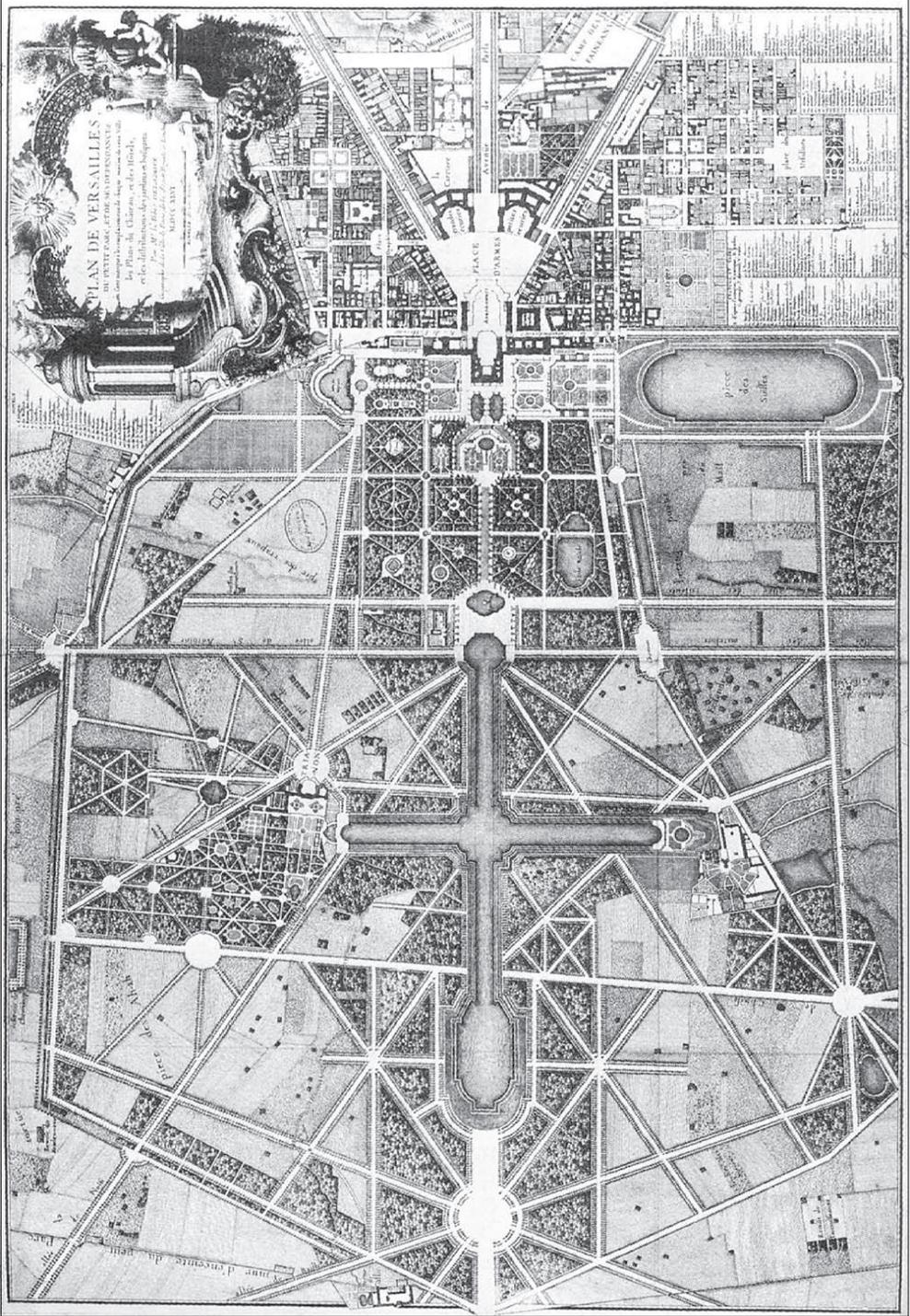


Abb. 1: Plan der barocken Gartenanlage von Versailles



Abb. 2.: Plan des Landschaftsgartens von Stourhead in Wiltshire, Südingland

Form eines Plans sieht, könnte einen an ein kunstvolles Stickmuster erinnern; und dies ist in der Tat die Bezeichnung, die Dezailleur d'Argenville für seine Blumengarten-Einheiten wählte: *parterres de broderie*. Entsprechend wurden dann auch die Bäume und Sträucher in einem Barockgarten in erster Linie nur als Rohmaterial behandelt; sie waren häufig immergrüne Pflanzen wie Eiben, Lorbeer und Buchsbaum, die sich zu unterschiedlichen Arten von geometrischen Formen wie Kugeln, Pyramiden oder Zylindern zurechtschneiden ließen. Die Wege treffen meist im rechten Winkel aufeinander. Der gesamte Eindruck ist ausgesprochen künstlich. Das zugrunde liegende Prinzip lässt sich in den Termini der rhetorischen Tradition beschreiben als: „ars est demonstrare artem“ – die Kunst, die hier zur Anwendung kommt, findet sichtbar Gefallen daran, sich als Kunst zur Geltung zu bringen.

Der Plan des englischen Gartens sieht ganz anders aus. Hier erscheint alles unregelmäßig und zufällig. Die Wege verlaufen nicht geradlinig, und sie treffen in unregelmäßigen Einmündungen und Kreuzungen aufeinander, niemals im rechten Winkel. Wir finden eine abwechslungsreiche Verteilung von offenem Land (Rasen), manchmal durch Gruppen von Bäumen und Büschen (engl. „clumps of trees and shrubs“) aufgelockert, und bewaldeten Bereichen, doch lässt sich insgesamt kein regulierendes Prinzip oder Muster ausmachen. Der Gesamteindruck ist zweifellos der einer natürlichen Szenerie, und in der Sprache der Rhetorik ließe sich das zugrunde liegende Prinzip mit der Formel zum Ausdruck bringen: „ars est celare artem“ – die Kunst, die hier am Werk ist, möchte nicht als Kunst erkannt werden (trotz der häufig immensen Kosten und des in einem Vormaschinenzeitalter fast unvorstellbaren Ausmaßes an Arbeit, die nötig waren, um einen englischen Garten zu schaffen). Jane Austen, selbst eine erklärte Freundin des englischen Gartens, lässt in ihrem populärsten Roman die Protagonistin angesichts eines einzigartig gelungenen Landschaftsgartens zu der Einsicht kommen:

She had never seen a place for which nature had done more, or where natural beauty had

been so little counteracted by an awkward taste. (Pride and Prejudice, ch. 43)

(Sie hatte noch nie einen Ort gesehen, für den die Natur mehr geleistet hatte, oder wo die natürliche Schönheit so wenig durch einen unbeholfenen Geschmack konterkariert worden war.)

Versailles hat natürlich riesige Ausmaße. In den meisten Fällen hätte man jedoch bei einem solchen Vergleich auch unterschiedliche Größenordnungen feststellen können. Weil englische Gärten so angelegt waren, dass sie die ganze Landschaft einbezogen, den Garten für das umgebende Land öffneten, hatten sie die Tendenz, viel größer zu werden als barocke Gärten oder Parks. (Ausnahmen wie Versailles oder wie der kleine englische Garten Gailscher Park im nahen Biebental bestätigen die Regel.)

Auf jeden Fall zeigt so eine vergleichende Gegenüberstellung der Pläne bereits die Affinität des englischen Gartens – in seiner Unregelmäßigkeit, Einfachheit und Natürlichkeit – mit der Romantik. Er spiegelt deutlich zentrale romantische Vorstellungen und Bestrebungen.

3. Der englische Garten – eine frühe Manifestation der Romantik

3.1 Einbildungskraft und imaginative Spontaneität

In dem prägnanten Eintrag zur Romantik in Margaret Drabbles verbreitetem Handbuch *Oxford Companion to English Literature* wird besonderer Nachdruck auf die grundlegend neuen kulturellen Standards dieser Bewegung gelegt, und es heißt:

In the most abstract terms, Romanticism may be regarded as the triumph of the values of imaginative spontaneity, visionary originality, wonder, and emotional self-expression over the classical standards of balance, order, restraint, proportion, and objectivity. (Drabble, s.v.)

(Ganz abstrakt ausgedrückt, lässt sich die Romantik als Triumph der Werte von imaginativer Spontaneität, visionärer Originalität, Staunen und gefühlsmäßigem Ausdruck der eigenen Persönlichkeit betrachten gegenüber den klassischen Standards von Ausgewogenheit, Ordnung, Zurückhaltung, Proportion und Objektivität.)

Wir haben gesehen, dass der englische Garten genau solch einen fundamentalen Gegensatz und Wandel mit sich bringt. Zudem spielen die hier genannten Werte eine wichtige Rolle bei der Konzeption des englischen Gartens, nicht nur auf der Seite des Gartengestalters, sondern auch auf der Seite des Einzelnen bzw. der Einzelnen, der oder die durch den Garten geht und sich darin vertieft. Die Begegnung mit dem Garten und seinen überraschenden Aussichten und überwältigenden Durchblicken soll eine Erfahrung von „visionärer Originalität“ und „Staunen“ darstellen.

Es scheint kein Zufall, dass einige der frühesten Texte, in denen das neue Konzept ins Auge gefasst wird, Addisons *Spectator*-Essays über „The Pleasures of the Imagination“ („Die Freuden der Einbildungskraft“) aus dem Jahre 1712 sind. Vor allem in Nr. 414 (vom 25. Juni), wo Addison Natur und Kunst vergleicht, „*Nature and Art, as they are qualified to entertain the imagination*“ („*Natur und Kunst, wie sie geeignet sind, die Einbildungskraft zu beschäftigen*“); dort gibt er ausdrücklich der Natur den Vorrang und kritisiert in diesem Zusammenhang den formalen Garten als zu zurückhaltend und zu wenig anregend für die Einbildungskraft, im Gegensatz zu einer natürlicheren Landschaft – oder, so könnte man sagen, einem englischen Garten. Da diese Stelle so kennzeichnend ist, möchte ich sie ausführlicher zitieren. Addison führt aus:

There is something more bold and masterly in the rough careless Strokes of Nature, than in the nice Touches and Embellishments of Art. The Beauties of the most stately Garden or Palace lie in a narrow Compass, the Imagination immediately runs them over, and requires something else to gratify her; but in the wide Fields of nature, the sight wanders up and down without Confinement, and is fed with an infinite variety of Images, without any certain Stint or Number. For this Reason we always find the Poet in Love with a Country-Life, where Nature appears in the greatest Perfection, and furnishes out all those Scenes which are most apt to delight the Imagination. (Vol. 3, 284f.)

(Es liegt etwas Kühneres und Meisterlicheres in den rohen, unbekümmerten (Pinsel-)Strichen

der Natur als in den feinen (Pinsel-)Tupfern und Verzierungen der Kunst. Die Schönheiten des stattlichsten Gartens oder Palastes liegen in einem engen Bereich, und die Einbildungskraft geht unmittelbar über sie hinweg und bedarf eines anderen Anreizes, um sie zu befriedigen; doch in den weiten Feldern der Natur wandert der Blick auf und ab ohne Einengung und nährt sich an einer unendlichen Vielfalt von Bildern, ohne Einschränkung oder festgelegte Zahl. Aus diesem Grund finden wir immer den Dichter verliebt in das Landleben, wo die Natur in der größten Vollendung in Erscheinung tritt und all jene Sinne versorgt, die am meisten angetan sind, die Einbildungskraft zu erfreuen.)

Die „unendliche Vielfalt von Bildern“, welche die Einbildungskraft „befriedigen“, lässt sich genau als die ideale Zielsetzung des Landschaftsgartens ansehen, der zu dieser Zeit *in statu nascendi* war. Solch ein Garten stellt dann naturgemäß auch einen Ort dar, wo man träumen kann, und damit ist es ganz naheliegend, dass Addison in einem der folgenden Essays der „Pleasures-of-the-Imagination“-Serie, Nr. 425, seinen Korrespondenten von einem Traum berichten lässt, den er in seinem schönen Garten hatte. Und die gleiche Verbindung von Garten und Traum, d. h. einer bestimmten Form der Einbildungskraft hatte Addison bereits zwei Jahre vorher in einem Essay im *Tatler* (vom 10. April 1710) zum Ausdruck gebracht.

3.2 Natur

Es ist wohlbekannt, dass die Natur ein zentrales Anliegen für den romantischen Künstler bildet. Besonders in den Formeln „Natur und Kunst“ und „Natur im Einklang mit dem Individuum“ findet man dieses Anliegen in den literarischen Werken und Theorien der Romantik. Mit diesen Bedeutungen wird die Natur auch in den Texten diskutiert, die den Weg bereiteten für den englischen Garten.

An einem Höhepunkt seines Dialogs *The Moralists* aus dem Jahre 1711 lässt der Philosoph Shaftesbury den Sprecher Theocles die entscheidende Einsicht formulieren:

I shall no longer resist the Passion growing in me for Things of a natural kind; where neither

Art, nor the Conceit or Caprice of Man has spoil'd their genuine Order, by breaking in upon that primitive State. Even the rude Rocks, the mossy Caverns, the irregular unwrought Grotto's, and broken Falls of Waters, with all the horrid Graces of the Wilderness it-self, as representing Nature more, will be the more engaging, and appear with a Magnificence beyond the formal Mockery of Princely Gardens. (Shaftesbury, *Complete Works*, ed. Benda et al., part 3, sect. 2)

(Ich werde nicht länger der Leidenschaft widerstehen, die in mir nach Dingen von natürlicher Art wächst; wo weder die Kunst noch menschliche Eitelkeit oder Laune ihre echte Ordnung gestört hat, indem sie in den ursprünglichen Zustand eingedrungen ist. Selbst die rauhen Felsen, die moosigen Höhlen, die unregelmäßigen, unbearbeiteten Grotten und unebenen Wasserfälle mit all den schrecklichen Reizen der Wildnis selbst, werden, da sie die Natur mehr verkörpern, umso gewinnender sein und mit einer Pracht in Erscheinung treten, welche die förmliche Farce von Fürstengärten weit übertrifft.)

Diese Erklärung lässt sich sowohl als ein Plädoyer für die Natürlichkeit verstehen, welche sich in dem englischen Garten findet (mit einer entsprechenden Zurückweisung der Künstlichkeit des Barockgartens bzw. des so genannten *formal garden*), als auch als ein romantisches Manifest für eine Rückkehr zur Natur. Zur gleichen Zeit sind die Worte des Theocles nicht eine nüchterne Feststellung, sondern ein leidenschaftliches Bekenntnis, wie es so typisch für romantische Ausdrucksformen ist.

Wir sind dem Schlüsselwort *nature* (bzw. *Natur*) bereits in Addison's „Pleasures-of-the-Imagination“-Essays begegnet. So ist es nicht erstaunlich, wenn in einer späteren Nummer des *Spectator* (477, vom 6. September 1712) ein fiktiver Korrespondent dieses aufgreift. Nachdem er seinen eigenen Garten beschrieben hat, den ein geübter Gärtner („a skillful Gardener“) als natürliche Wildnis („as a natural Wilderness“) betrachten würde, hebt er am Ende seiner Beschreibung gerade diesen Aspekt besonders hervor:

[...] you will find, by the Account which I have already given you, that my Compositions in

Gardening are altogether after the Pindarick Manner, and run into the beautiful Wildness of Nature without affecting the nicer Elegancies of Art. (vol. 4, p. 13)

(Sie werden durch den Bericht, den ich Ihnen schon gegeben habe, finden, dass meine Compositionen im Gartenbau ganz nach der Pindarischen Art sind und in die schöne Wildheit der Natur laufen, ohne die feinere Eleganz der Kunst fälschlich nachzuahmen.)

Pindar mit seinen Oden – in der englischen Dichtung der Romantik sicherlich eine der bedeutendsten Formen – stand für leidenschaftliche Wildheit. In diesem Fall meint Addison's Briefschreiber natürlich die Wildheit der Natur, die sich in dem – wie wir sagen würden – englischen Garten zeigt.

Dies ist auch der Aspekt, den Horace Walpole in dem frühesten Überblick über die Entwicklung des englischen Gartens betont, in der Schrift *On Modern Gardening (Über die moderne Gartenkunst)* (1770). Dort schreibt er über die entscheidende Phase in der Evolution des neuen Konzepts in einer viel zitierten Passage:

[...] when nature was taken into the plan [...], every step that was made, pointed out new beauties and inspired new ideas. At that moment appeared Kent, painter enough to taste the charms of landscape, bold and opinionative enough to dare and to dictate, and born with a genius to strike out a great system from the twilight of imperfect essays. He leaped the fence, and saw that all nature was a garden. (Walpole, 264)

([...] als die Natur in den Plan übernommen wurde, zeigte jeder Schritt, der getan wurde, neue Schönheiten und regte neue Ideen an. In diesem Augenblick trat Kent in Erscheinung, Maler genug, um die Reize der Landschaft zu erleben, kühn und eigenwillig genug, um etwas zu wagen und vorzuschreiben, und mit einer genialen Schöpferkraft geboren, um ein großes System aus dem Zwielficht unvollkommener Versuche herauszuarbeiten. Er sprang über den Zaun und sah, dass die ganze Natur ein Garten war.)

Kent, der große Pionier des englischen Gartens, wird hier gesehen als mit den Qualitäten

ausgestattet, die kennzeichnend sind für den romantischen Künstler, Kühnheit und Genialität, als ein Mann, der fähig ist, eine enge Verbindung mit der Natur zu erreichen. Obwohl, gartentechnisch gesehen, das Springen über den Zaun sich auf die Einführung des so genannten „Aha“, englisch „ha-ha“, bezieht, einen vom Garten aus nicht erkennbaren Graben, dessen Wände mit einer Mauer oder einem Zaun abgesichert sind und der die Grenze zwischen dem Garten und der umgebenden Landschaft unsichtbar macht, wird hier doch zugleich auch im genuin-romantischen Sinne übertragen das Einswerden mit der Natur angesprochen, d.h. mit der nicht-urbanen, vom Menschen nicht gestalteten Umwelt, auf welche die Tiefen seines eigenen Wesens stets ausgerichtet sind.

3.3 Das Individuum und die Freiheit

Die Autoren der englischen Romantik setzten sich alle auf unterschiedliche Weise für die Sache der Freiheit ein und verteidigten die Rechte des Individuums. Dieses ideologische oder, im weiten Sinne, politische Element ist auch im englischen Garten evident. Von Anfang an wurde der neue Stil als Ausdruck einer deutlich liberalen Haltung gesehen. Während der französische Garten mit einiger Berechtigung für Tyrannei und Unterdrückung stand, galt der englische Garten als ein Konzept, das vom entgegengesetzten Geist der Freiheit konstituiert und gestaltet war.

Auf diese Weise schilderte Addison in einem Essay im *Tatler* bereits im Jahre 1710 (Nr. 161 vom 20. April) einen Ort, der alle Züge eines englischen Gartens aufweist, als einen idealen Bereich persönlicher und politischer Freiheit. Er beschreibt dies im Detail:

The place was covered with a wonderful profusion of flowers, that without being disposed into regular borders and parterres, grew promiscuously; and had a greater luxuriance and disorder, than they could have received from the checks and restraints of art.

(Der Ort war bedeckt von einer wunderbaren Fülle von Blumen, die, ohne dass sie zu regelmäßigen Rabatten und Parterres angeordnet

waren, bunt gemischt wuchsen; und sie hatten eine größere Üppigkeit und Unordnung, als sie durch die Kontrolle und Beschränkung der Kunst hätten erhalten können.)

Der entzückende Garten ist frei und offen, „not incumbered with fences and inclosures“ („nicht behindert durch Zäune und Einfriedungen“), was, wie wir gesehen haben, ein charakteristisches Merkmal des englischen Gartens werden sollte. Kennzeichnenderweise präsentiert Addison diesen glücklichen Ort („this happy region“) als Reich der Göttin der Freiheit und macht ihn so zum Symbol einer liberalen Gesinnung. Er wählt „The Goddess of Liberty“ auch zum Titel des ganzen Essays.

Besonderen Ausdruck findet der Aspekt der Freiheit in dem Fluss, der durch diesen Garten fließt und geradezu den Geist der Freiheit verkörpert. Von ihm heißt es:

This river, after having made its progress through those free nations, stagnates in a huge lake at the leaving of them; and no sooner enters into the regions of slavery, but it runs through them with an incredible rapidity, and takes the shortest way to the sea.

(Dieser Fluss kommt, nachdem er seinen Fortschritt/seine Vorwärtsbewegung durch jene freien Nationen vollzogen hat, in einem riesigen See zum Stillstand, wenn er sie verlässt; und kaum gelangt er in die Regionen der Sklaverei, da fließt er durch sie mit unglaublicher Geschwindigkeit und nimmt den kürzesten Weg zum Meer.)

Der englische Garten als Reich der Göttin der Freiheit lässt sich also auch in dieser Beziehung als genuine Manifestation der Romantik sehen.

Übrigens wurde dieser Gedanke besonders in Deutschland aufgegriffen, als das Konzept des englischen Gartens im späten 18. Jahrhundert hier ankam. Einflussreich war dabei die fünf-bändige *Theorie der Gartenkunst*, die 1779–85 von C.C.L. Hirschfeld, Professor für Ästhetik an der Universität Kiel, veröffentlicht wurde. Hier wurde die Idee von einem „Volksgarten“ propagiert, eines öffentlichen Parks, in dem sich alle sozialen Schichten zur Freude an der Natur vermischen können. Dies wiederum beeinflusste Friedrich Ludwig von Sckell, den ersten

großen deutschen Landschaftsgestalter, der beabsichtigte, den Englischen Garten in München als „Volksgarten“ zu konzipieren. Auch Kurfürst Karl Theodor wollte von Anfang an, dass der Park von seinen Untertanen, den Einwohnern der bayrischen Hauptstadt, genutzt würde.

3.4 Milton

Milton ist ohne Zweifel ein Schlüsseldichter für die Romantik in England. Es erscheint legitim, wenn er – wie Shakespeare – ein eigenes Kapitel in dem eingangs erwähnten umfassenden *Companion to Romanticism* von Duncan Wu erhält. Darin wird er als „the daddy of Romantic theorizing“ angesprochen, und es heißt: „[I]t is in literature above all that Milton’s effect is felt“ („vor allem in der Literatur macht sich Miltons Einfluss bemerkbar“), und sein Epos *Paradise Lost* wird als Schlüsseltext für die Romantik bewertet („by far the most important [work], and a founding text for Romanticism“). (Trott in Wu, 521 und 520)

Ähnliches lässt sich bezüglich des englischen Gartens sagen. Es ist nicht unverdient, wenn Walpole in seinem vorher genannten Überblickswerk *On Modern Gardening* Miltons Loblied singt: „He [Milton] seems with the prophetic eye of taste to have conceived, to have foreseen modern gardening“ („Er [Milton] scheint mit dem prophetischen Auge des guten Geschmacks die moderne Gartenkunst konzipiert und vorhergesehen zu haben.“) Und Walpole fährt fort: „The description of Eden [in *Paradise Lost*] is a warmer and more just picture of the present style than Claud [sic] Lorrain could have painted from Hagley or Stourhead.“ („Die Beschreibung des Garten Eden [in *Paradise Lost*] ist ein wärmeres und treffenderes Bild des gegenwärtigen Stils [d. h. des englischen Gartens], als Claude Lorrain es nach Hagley oder Stourhead gemalt haben könnte.“)

Das ist zutreffend. Miltons Paradies sieht in der Tat wie ein englischer Garten aus. Die eingehende Beschreibung des Ortes kulminiert in der folgenden Textstelle:

*Flow’rs worthy of Paradise which not nice art
In beds and curious knots, but nature boon
[i.e. liberal]*

*Poured forth profuse on hill and dale and plain,
Both where the morning sun first warmly
smote*

*The open field, and where the unpierced shade
Embrowned the noontide bow’rs: thus was this
place,*

*A happy rural seat of various view; [...] (IV,
241–247)*

*(Blumen, des Paradieses würdig, die nicht feine
Kunst in Beeten und merkwürdigen Rabatten,
sondern die freigebige Natur ausgegossen hat
verschwenderisch auf Hügel, Tal und Ebene,
sowohl, wo die Morgensonne zuerst warm das
offene Feld getroffen hat als auch, wo der
undurchdringliche Schatten die mittäglichen
Lauben gebräunt hat: so war dieser Ort ein glück-
licher Landsitz mit vielfältigen Ausblicken; [...])*

Die Zurückweisung des formalen Barockgartens mit seinen künstlichen „beds and curious knots“ ist unmissverständlich. Walpole beschließt seine anerkennende Würdigung mit der angebrachten Mahnung:

*It is necessary that the concurrent testimony of
the age should swear to posterity that the
description above-quoted was written half a
century before the introduction of modern
gardening, or our incredulous descendants will
defraud the poet of half his glory, by being per-
suaded that he copied some garden or gardens
he had seen – so minutely do his ideas corre-
spond with the present standard.*

*(Es ist notwendig, dass das übereinstimmende
Zeugnis der heutigen Zeit für die Nachwelt un-
ter Eid bestätigt, dass die oben zitierte Beschrei-
bung ein halbes Jahrhundert vor der Einfüh-
rung der modernen Gartenkunst geschrieben
wurde, oder unsere ungläubigen Nachfahren
werden den Dichter seiner halben Ehre berau-
ben, indem sie überzeugt sind, dass er irgendei-
nen Garten oder irgendwelche Gärten, die er
gesehen hatte, kopierte – so genau entspre-
chen seine Vorstellungen dem gegenwärtigen
Standard.)*

Und dies hat auch heute noch seine Gültigkeit.

4. Schluss

Ich habe dargelegt, dass der englische Garten auf unterschiedliche Weise – durch die Beto-

Bibliographie:

1. Texte

- Addison, Steele and others. *The Spectator*. Ed. Gregory Smith. 4 Bde. (Everyman's Library). London/New York: Dent/Dutton, 1945 u.ö.
- Austen, Jane. *Pride and Prejudice*. Ed. Vivien Jones. London: Penguin, 2003 [zuerst 1813].
- Guardian, The*. In: *The British Essayists*. Ed. James Ferguson. 40 Bde. Hier: Bd. 15 [Guardian, Bd. 3]. London: Richardson et al., 1823.
- Milton, John. *Paradise Lost*. Ed. Scott Elledge. New York/London: Norton, 1975.
- Pope, Alexander. *The Poems*. Ed. John Butt. London: Methuen, 1963.
- Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper, 3rd Earl of. *The Moralists* [1711]. In: *Complete Works*. Ed. W. Benda et al. Stuttgart: Fromman Verlag, 1987.
- Tatler, The. Selected Essays*. Ed. Alex. Charles Ewald. London/New York, Frederick Warne, 1888.
- Walpole, Horace. "On Modern Gardening" [1770]. In: H.W. *The History of the Modern Taste in Gardening*. London: Garland, 1982.

2. Sekundärliteratur

- Bloomsbury Guides to English Literature. Romantic Literature*. Ed. Geoff Ward. London: Bloomsbury, 1993.
- Curran, Stuart (Ed.). *The Cambridge Companion to English Literature*. Oxford: Oxford UP, 1986 u.ö.
- Gothein, Marie Luise. *Geschichte der Gartenkunst*. Bd. 2. Jena, 1926. Nachdruck: Frankfurt, 1988.
- Hadfield, Miles. *A History of British Gardening*. London: Murray, 1979 [zuerst 1960].
- Hirschfeld, Christian Cay Laurenz. *Theorie der Gartenkunst*. Leipzig, 1779–85. Nachdruck: Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt, 1990.
- Lovejoy, A.O. *The Great Chain of Being*. [Zuerst London, 1936]. New York: Harper Torchbook, 1960.
- Maier-Solgg, Frank (Ed.). „Nachwort“ In: Horace Walpole. *Über die englische Gartenkunst*. Heidelberg: Mannt.-Verlag, 1994.
- Oxford Companion to Gardens, The*. Ed. Patrick Goode, Michael Lancaster. Oxford/New York: Oxford UP, 1986 u.ö.
- Richardson, Tim. *The Arcadian Friends. Inventing the English Landscape Garden*. London et al.: Bantam, 2007.
- Sühnel, Rudolf. *Der Park als Gesamtkunstwerk des englischen Klassizismus am Beispiel von Stourhead*. Heidelberg: Winter, 1972.
- Wu, Duncan (Ed.). *A Companion to Romanticism*. Oxford/ Malden, Mass.: Blackwell, 1998 u.ö.



Christian Diller, Jan Hebecker

Klimawandel in Deutschland: Regionale Betroffenheiten und Handlungsmöglichkeiten der Regionalplanung

Abstract

As advanced climate-models show, the impacts of the climate change in Germany are expected to vary between the different regions. Also the contributions of the regions to climate change are varying. Therefore the regions could be appropriate arenas for facing the challenges of climate change. The formal Regional Planning could be an institution as well for mitigation: to avoid accelerated climate change, as for adaption: to avoid more serious consequences of the impacts of climate change. The article gives an overlook on the discussion of regional climate models and shows the broad spectrum of existing and potentially new instruments of spatial planning on the regional level. Finally, the climate change could be seen as an opportunity for the political strengthening of spatial planning.

1. Einleitung

In den von der Ministerkonferenz für Raumordnung (MKRO) im Jahr 2006 verabschiedeten neuen Leitbildern der Raumentwicklung wurde das Thema Klimawandel zwar im Leitbild 3 „Ressourcenschutz“ angesprochen (Abb. 1), spielte jedoch in der gesamten Debatte um die Leitbilder eine relativ untergeordnete Rolle. In den letzten beiden Jahren hat jedoch das Thema Klimawandel einen deutlichen politischen Bedeutungsgewinn erfahren. Und auch die regionale Handlungsebene rückt dabei in den Vordergrund, wie vor allem in den großen Forschungsprogrammen des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) KLIMA 2 und – sehr aktuell KLIMZUG – deutlich wird. Für die Raumplanung mit ihrem querschnittsorientierten Ansatz bietet sich eine breite Palette von Bezugs- und Ansatzpunkten sowohl

hinsichtlich des vorbeugenden Klimaschutzes (Mitigation) als auch der Anpassung an die Folgen des Klimawandels (Adaption). Damit hat die Raumplanung auch eine große Chance, ihrem allerorten beklagten politischen Bedeutungsverlust entgegenzuwirken. Dementsprechend setzt auch hier mit den Modellvorhaben der Raumordnung des Bundes ein Forschungsprogramm an, in dem ab Mitte 2009 Aktivitäten der Regionalplanung zum Klimawandel systematischer gefördert werden sollen.

Im nachfolgenden Beitrag wird zunächst thematisiert, inwieweit sich innerhalb Deutschlands unterschiedliche regionale Betroffenheiten durch den Klimawandel erwarten lassen. Daran anknüpfend wird erörtert, inwieweit die Regionalplanung auf die Herausforderungen des Klimawandels reagieren kann.

2. Klimawandel in Deutschland: ein regionales Problem? Diskussion von regionalisierten Klimamodellen

Schon seit den achtziger Jahren wird der menschlich bedingte Einfluss von Treibhausgasemissionen auf die globale Klimaentwicklung diskutiert. Im Rahmen dieser Diskussion haben die Sachstandsberichte des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), der als zwischenstaatlicher Ausschuss auf Initiative der Welt-Meteorologie-Organisation (WMO) und den Gremien des Umwelt-Programms der Vereinten Nationen (UNEP) gegründet wurde, eine anerkannte Bedeutung erlangt. Die Sachstandsberichte, die etwa alle sieben Jahre veröffentlicht werden, setzen sich im Rahmen von drei Arbeitsgruppen mit den wissenschaftlichen Grundlagen (I), den Auswirkungen, Anpassungsmöglichkeiten und Anfälligkeiten (II) und den Möglichkeiten der Verminderung der Klimafolgen (III) auseinander (IPCC 2001 und 2007).

Leitbild Ressourcen bewahren, Kulturlandschaften gestalten

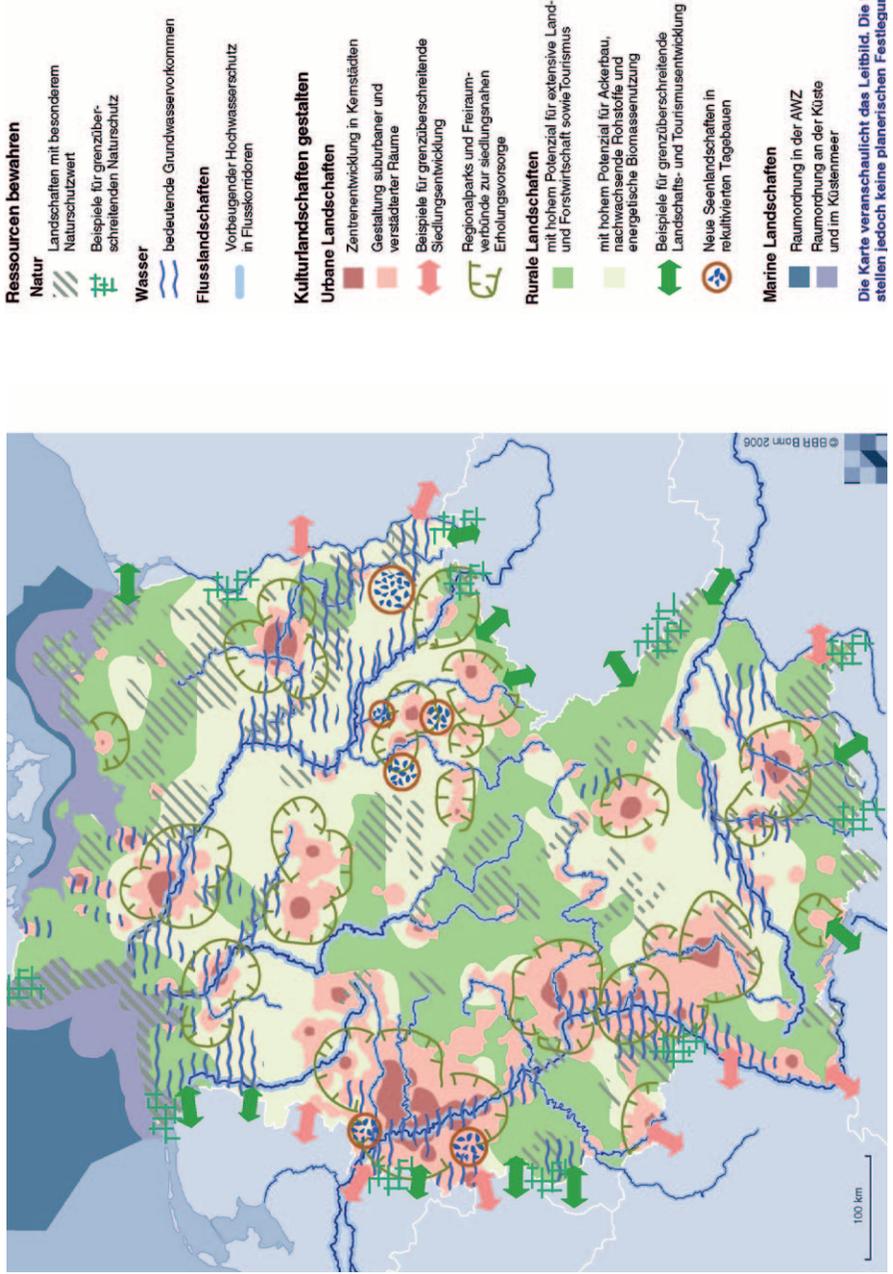


Abb. 1: Leitbild 3 der Bundesraumordnung (Quelle: BBR)

Auf Bundesebene ist die Forschung zur Abschätzung des Klimawandels in jüngster Vergangenheit durch das BMBF innerhalb der Rahmenprogramme „Forschung für die Nachhaltigkeit“ (FONA) und des „Deutschen Klimaforschungsprogramms“ (DEKLIM) verstärkt worden. Einen wichtigen Beitrag zur Klimafolgendiskussion hat auch das Umweltbundesamt (UBA) mit der Veröffentlichung der Hintergrundpapiere über die Auswirkungen des Klimawandels in Deutschland geliefert (UBA 2005/2006/2007). Auch auf Länderebene, wie zum Beispiel in Baden-Württemberg (KLARA), Hessen (INKLIM), Thüringen (REWA), Sachsen (CLISAX 1 und 2) und Bayern (BayForKlim) werden Ursachen, Folgen und Anpassungsmöglichkeiten eines möglichen Klimawandels im Rahmen von Forschungsprogrammen thematisiert.

Dieser Bedeutungsgewinn der Klimafolgenforschung in Deutschland steht im Zusammenhang mit einer Häufung von Extremwetterereignissen wie Oder- und Elbe-Hochwasser 1997 und 2002, den Hitzesommern 2003 und 2006 oder dem Orkantief Kyrill 2007 in der vergangenen Dekade, die in der öffentlichen Wahrnehmung als Vorboten eines einsetzenden Klimawandels bewertet werden. Als wichtiger Fortschritt ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung regionaler Klimamodelle auf der Grundlage globaler Klimamodellierungen zu nennen, die eine Auseinandersetzung mit dem Klimawandel auf regionaler Ebene des Bundesgebietes erst ermöglichen. Aufgrund des hypothetischen Charakters der Annahmen über die Entwicklung des zukünftigen globalen Kohlendioxidausstoßes oder der Weltbevölkerung und vor dem Hintergrund notwendiger Vereinfachungen bei der Simulation des Klimasystems in numerischen Klimamodellen sind die Ergebnisse der erstellten Klimaszenarien jedoch mit Unsicherheiten verbunden. Sie ermöglichen dennoch erstmals, Tendenzen möglicher Klimaänderungen auf regionaler Ebene einzuschätzen und Anpassungsstrategien zu diskutieren.

Insbesondere die im Auftrag des UBA erstellten Szenarienzüge des Regional Model (REMO) und der wetterlagenbasierten Regionalisierungsmethode (WETTREG) liefern eine

Fülle von Erkenntnissen über die regionalen Trends der zukünftigen Klimaentwicklung in Deutschland (UBA 2006/2007). Um divergierende Klimatrends vor dem Hintergrund der Unkenntnis von der tatsächlichen Entwicklung der Treibhausgasemission zu berücksichtigen, wurden für beide Modelle Läufe mit drei unterschiedlichen IPCC-Emissionsszenarien A1B (geringe Abnahme des Treibhausgasausstoßes ab 2050), B1 (deutliche Abnahme des Treibhausgasausstoßes ab 2050) und A2 (weitere Zunahme des Treibhausgasausstoßes ab 2050) durchgeführt.

Beide Modelltypen verwenden unterschiedliche Verfahren für die Generierung der regionalen Klimaszenarien. Beim dynamischen REMO-Modell, das in die Gruppe der hydrostatischen Ansätze dieses Modelltyps einzuordnen ist, findet ein Einpassen (Nesting) der Region in ein globales Klimamodell des Hamburger Max-Planck-Instituts für Meteorologie unter großem Rechenaufwand in einer geringeren Maschenbreite von 50 x 50 km bis 10 x 10 km statt. Das Regionalmodell WETTREG ist ein statistisches Verfahren, das Beziehungen zwischen großräumigen Mustern (Wetterlagen) und den lokalen Auswirkungen aus der Vergangenheit herstellt und diese auf die Muster der Zukunftsszenarien globaler Modelle überträgt. Mithilfe von vorhandenen Klimastationen werden die zu erwartenden neuen klimatischen Bedingungen dann auf die Regionalebene übertragen.

Aus den Szenarienzügen, die mit den beiden Modellen durchgeführt wurden, lassen sich für Deutschland bis zum Ende des 21. Jahrhunderts drei Klimatrends skizzieren:

- eine Zunahme der durchschnittlichen Jahresmitteltemperatur;
- eine Abnahme der mittleren sommerlichen Niederschläge;
- eine Zunahme extremer Wetterereignisse.

Allerdings werden diese Klimaphänomene in Abhängigkeit des gewählten Modelltyps und IPCC-Szenarios in unterschiedlicher Intensität und regionaler Ausprägung in den Szenarienzügen dargestellt (UBA 2007). Um einen Einblick in die regionale Differenzierung der Klimaphänomene zu ermöglichen, denen das

Hauptaugenmerk gilt, werden im folgenden Textabschnitt die allgemeinen Klimatrends am Beispiel der Ergebnisse des WETTREG-Szenariolaufs für das Bundesgebiet beschrieben und im Anschluss die unterschiedlichen Klimatrends auf regionaler Ebene anhand des A1B-Szenarios genauer dargestellt. Der A1B-Szenariolauf des WETTREG-Modells wird beispielhaft verwendet, weil die gewählten Rahmenparameter des Szenarios als realistisch eingeschätzt werden und die Ergebnisse des Szenariolaufs mit gut interpretierbarem Kartenmaterial für das gesamte Bundesgebiet vorliegen.

Nach den Berechnungen des WETTREG-Modells ergibt sich für Deutschland in Abhängigkeit des gewählten Emissionsszenarios eine durchschnittliche Zunahme der bodennahen Jahresmitteltemperatur von 1,8 °C (niedriger) und 2,3 °C (höher) für das langjährige Mittel (2071–2100) zum gewählten Referenzzeitraum der Jahre 1961–1990. Für den Niederschlag, der neben der Temperatur als wesentliche Einflussgröße auf die regionale Klimaentwicklung zu sehen ist, wird in Abhängigkeit des gewählten Emissionsszenarios eine durchschnittliche Abnahme der sommerlichen Niederschlagsmenge von 22 Prozent (A1B-Szenario) bzw. 17,7 Prozent (B1-Szenario) bis zum Ende des 21. Jahrhunderts ermittelt.

In Teilräumen wie dem Nordostdeutschen Tiefland, bereits heute durch eine im Bundesvergleich unterdurchschnittliche jährliche Niederschlagsmenge gekennzeichnet, kann der sommerliche Niederschlagsrückgang im Extremfall einen Durchschnittswert von bis zu 45 Prozent erreichen. Aus diesen Zahlen lässt sich für das Norddeutsche Tiefland bereits ein deutlich erhöhtes Risiko für das Auftreten von Extremwetterereignissen wie einer sommerlichen Dürreperiode ableiten. Vor dem Hintergrund der im Rahmen der Untersuchung ermittelten Klimatrends scheinen sich Vermutungen zu bestätigen, dass einzelne Naturräume im Verlauf des angenehmen Klimawandels der nächsten 100 Jahre ein deutlich erhöhtes Vulnerabilitätsrisiko für Hochwasser, Trockenheit und Sturmereignisse aufweisen.

Die Ergebnisse der WETTREG-Szenarioläufe geben Hinweise darauf, dass die einzelnen

Teilräume der Bundesrepublik nicht gleichartig von den drei oben genannten Klimatrends im Untersuchungszeitraum betroffen sein werden, sondern aufgrund der großräumigen Lage von unterschiedlichen Ausprägungen auszugehen ist. Unter Zugrundelegung des A1B-Szenarios ergeben sich exemplarisch folgende regionalen Differenzierungen:

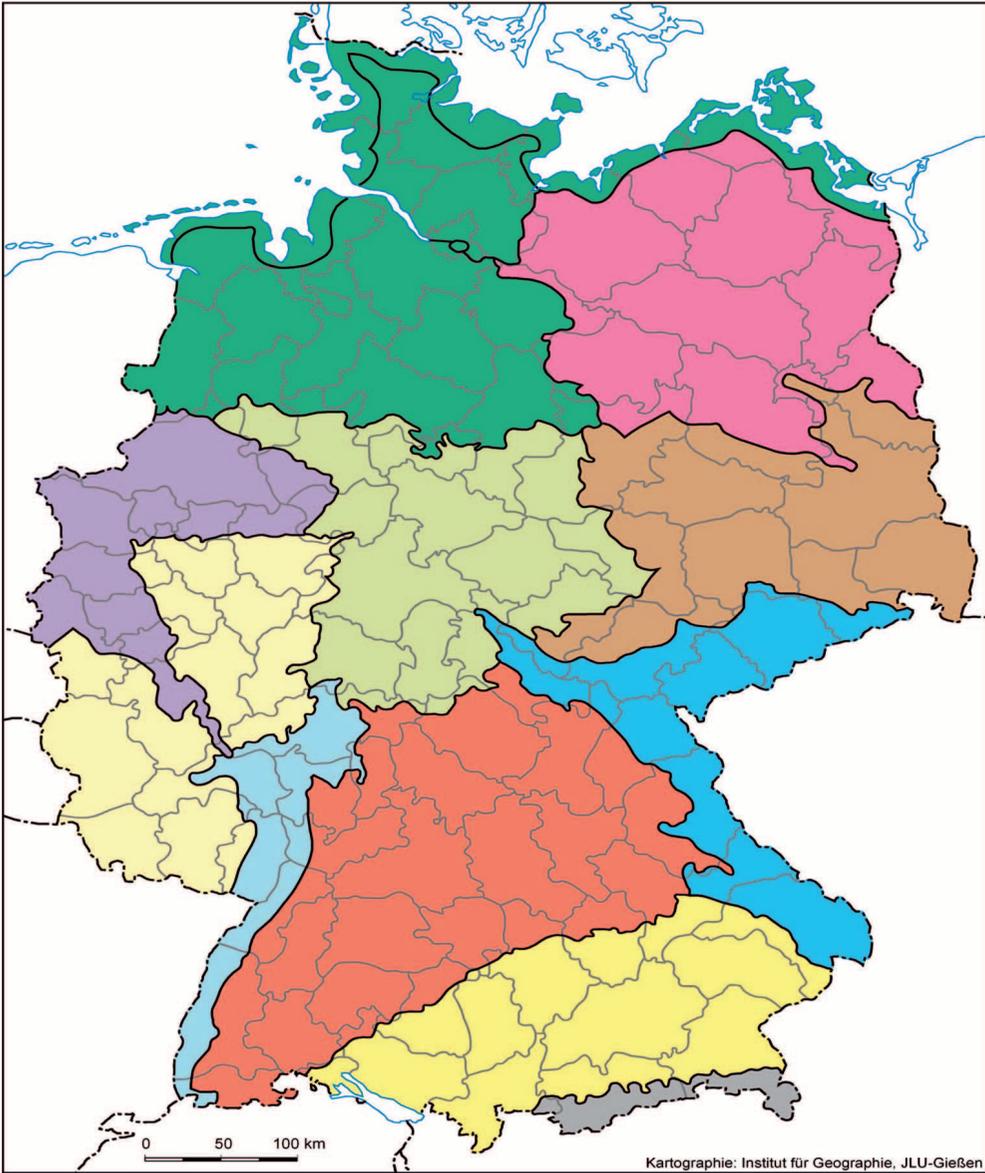
Für das *Nordwestdeutsche Tiefland* und die *Nord- und Ostseeküste* wird aufgrund ihrer Nähe zum Meer ein im Vergleich zur durchschnittlichen Erwärmung in Deutschland geringerer Temperaturanstieg ermittelt. Während für die Nordseeküste eine winterliche Niederschlagszunahme von bis zu 45 Prozent dargestellt wird, zeichnen sich die Sommermonate an der Ostseeküste durch den stärksten Niederschlagsrückgang aus.

Auch im *Nordostdeutschen Tiefland* ist ein sommerlicher Niederschlagsrückgang von bis zu 45 Prozent zu erwarten, der hier aufgrund der bereits heute unterdurchschnittlichen Niederschlagsmenge besonders gravierende Folgen vermuten lässt.

Für das *Links- und Rechtsrheinische Mittelgebirge* ist besonders die Zunahme der mittleren winterlichen Niederschläge erwähnenswert, die im Hunsrück Maximalwerte von 80 Prozent und im regionalen Durchschnitt etwa 50 Prozent des aktuellen Niveaus erreichen kann.

Der *Oberheingraben* als heute wärmste Region Deutschlands weist im Rahmen der Szenarien zwar nur eine durchschnittliche Erwärmung auf, diese wird aber aufgrund des bereits überdurchschnittlichen heutigen Niveaus zu einer deutlichen Zunahme der Hitzetage in der Region führen. Aber auch die deutliche Zunahme der winterlichen Niederschläge von durchschnittlich 40 Prozent ist bei der Abwägung der Klimafolgen zu berücksichtigen.

Für den *Naturraum Alpen* wird je nach Emissionsszenario ein Temperaturanstieg von durchschnittlich 2 °C bis 2,3 °C berechnet, der etwa dem bundesdeutschen Mittel entspricht. Hier wird insbesondere vor dem Hintergrund des Skitourismus der Frage nachzugehen sein, wie sich die Temperaturentwicklung auf die Entwicklung der Eis- und Frosttage auswirken wird.



- | | | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
|  Nordwestdeutsches Tiefland / Nord- und Ostseeküste |  Südostdeutsche Becken und Hügel |  Erzgebirge, Thüringer und Bayerischer Wald |
|  Nordostdeutsches Tiefland |  Links- und Rechtsrheinische Mittelgebirge |  Alpenvorland |
|  Westdeutsche Tieflandsbucht |  Oberrheingraben |  Alpen |
|  Zentrale Mittelgebirge und Harz |  Alp und Nordbayerisches Hügelland |  Raumordnungsregionen |

Abb. 2: Naturräume und Raumordnungsregionen in Deutschland (Quelle: eigene Darstellung; Grundlage UBA 2007 und BBR)

Die beschriebenen Klimatrends können nach den Ergebnissen der Untersuchung aber auch innerhalb der Naturräume abweichen, die sich in unterschiedlichen Vulnerabilitätsrisiken für Extremwetterereignisse niederschlagen. Das Beispiel der Niederschlagsverteilung innerhalb des Naturraums Nord- und Ostseeküste verdeutlicht, dass einzelne Regionen innerhalb dieses Naturraums von unterschiedlichen Klimatrends betroffen sein können. Während in einem Bereich entlang der Nordseeküste mit einem deutlichen Anstieg der Winterniederschläge zu rechnen ist, könnte es insbesondere im Ostseeküstenabschnitt im Bereich der Insel Rügen zu einem deutlichen Rückgang der sommerlichen Niederschläge kommen. Eine genaue Analyse der raumordnerischen und regionalplanerischen Implikationen des Klimawandels sollte deshalb auf einer räumlichen Ebene unterhalb der Naturräume angesiedelt sein und könnte zum Beispiel die Ebene der Raumordnungsregionen als räumlichen Analyserahmen nutzen.

Die Ergebnisse verdeutlichen trotz dieser Unsicherheiten, dass der Klimawandel als regionales Phänomen zu betrachten ist, der in den betroffenen Teilräumen zu ganz unterschiedlichen Betroffenheiten führen kann und differenzierte Anpassungsstrategien erforderlich macht.

Die Regionalplanung als Akteur im Klimawandel

Welche Rolle kann nun die Regionalplanung im Bezug auf den vorbeugenden Klimaschutz, aber auch auf die Klimaanpassung einnehmen?

Grundsätzlich stehen der Regionalplanung folgende Möglichkeiten für integrative Handlungsstrategien zum Klimaschutz und zur Anpassung an den Klimawandel zur Verfügung:

- Die rechtsverbindlichen querschnittsorientierten Regionalpläne;
- ihre Rolle als Impulsgeber und Moderator oder zumindest aktiv Beteiligte in regionalen Entwicklungsprozessen auf der Basis informeller Konzepte („Regional Governance“);
- das vorhabenbezogene Instrument des Raumordnungsverfahrens; ihre Rolle als Träger

Öffentlicher Belange (TÖB) in formellen Fachplanungsverfahren;

- die raumordnerische Stellungnahme in Bauleitplanverfahren, in der die Regionalplanung z. B. Empfehlungen und Auflagen für die kommunale Ebene formulieren kann.

Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf die beiden erstgenannten Aspekte.

Aussagen in formellen Regionalplänen

Anders als in der Bauleitplanung, für die der Klimaschutz in §1, Abs. 5 BauGB rechtlich verankert ist, wird der Klimaschutz nicht explizit im Raumordnungsgesetz (ROG) genannt. In den rechtsverbindlichen Regionalplänen ist Klima bislang, wenn überhaupt, dann nur in Ausnahmefällen ein eigenes Thema. Dabei steht der Aspekt der Mitigation eindeutig im Vordergrund. Nach einer 2005 durchgeführten Recherche fanden sich in den über 100 Regionalplänen in Deutschland insgesamt nur 10 explizite Festlegungen zum Klimaschutz bzw. zu regionalklimatischen Funktionen (BMVBS/BBR 2006: 7).

Jüngere Regionalpläne greifen das Thema Klimawandel/Klimaschutz allerdings zunehmend systematisch auf. So werden im aktuellen Entwurf zum Regionalplan Mittelhessen (Abb. 3) *Vorbehaltsgebiete für besondere Klimafunktionen* ausgewiesen (REGIONALPLAN MITTELHESSEN 2007: 85).

Diese expliziten Ausweisungen von Vorbehaltsgebieten für den Klimaschutz haben Vorläufer mit z. T. ähnlichen Zielsetzungen in Form von *Aussagen zur Freiraumsicherung* in Ballungsräumen. Neben der überwiegend nachrichtlichen Übernahme landschaftsplanerischer Schutzausweisungen hat die Regionalplanung hierzu eigene multifunktionale Kategorien entwickelt. Insbesondere zu nennen ist die Ausweisung von *Regionalen Grünzügen und Grünzäsuren*, die mit Zielcharakter versehen sind. Diese Festsetzungen haben zwar auch Bedeutung hinsichtlich der Mitigation. Sie dienen aber vor allem dazu, die regionalen Auswirkungen globaler Erwärmungen einzudämmen, indem regionale Frischluftschneisen gesichert werden. Die

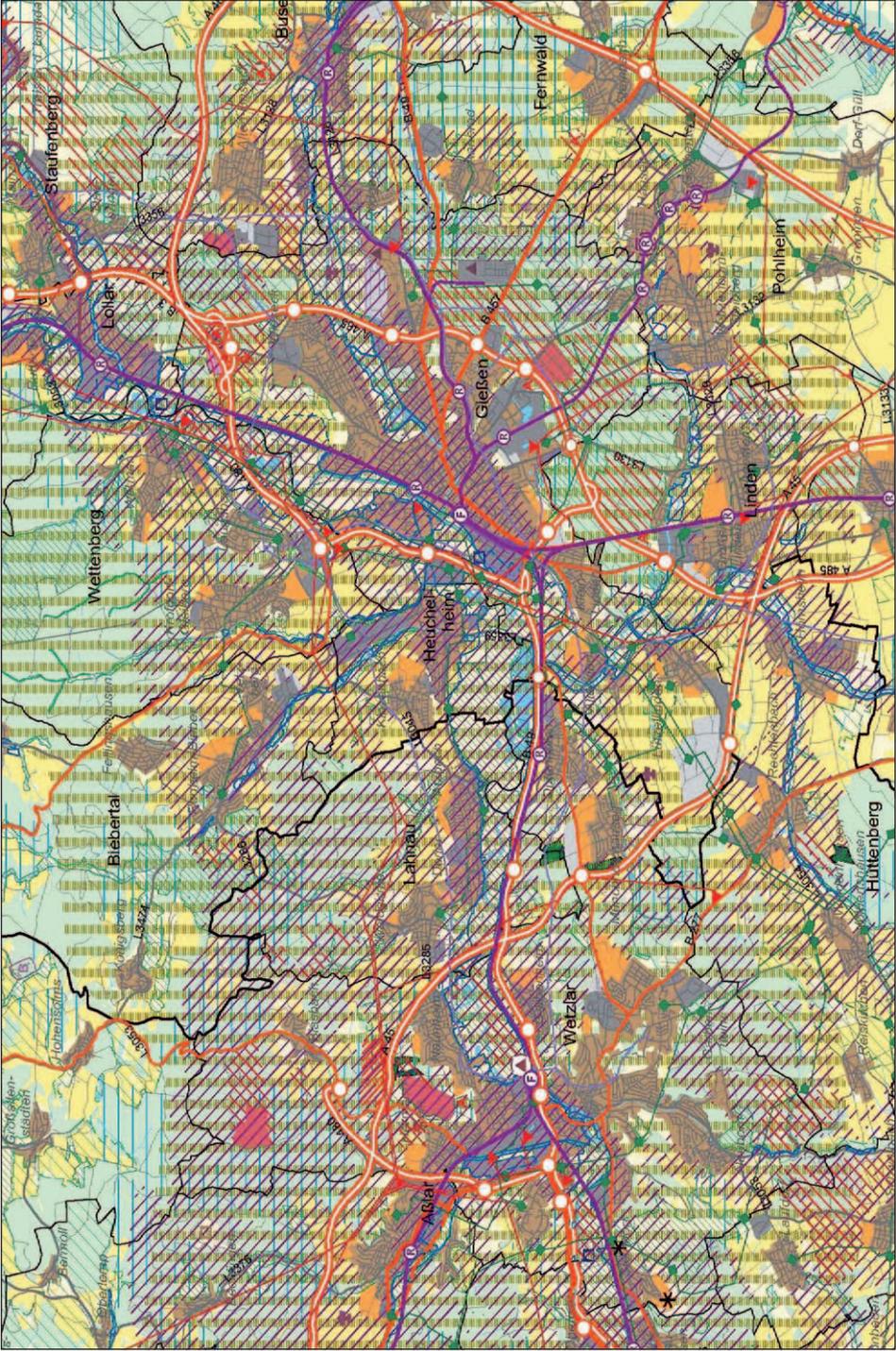


Abb. 3: Vorbehaltsgebiete für besondere Klimafunktionen (lila Schraffur) im Regionalplan Mittelhessen

Spezifik und Stärke der Regionalplanung besteht bislang weniger in expliziten Aussagen zum Klimaschutz als vielmehr in der Breite der Regelung oder zumindest Darstellung klimarelevanter Nutzungen. Drei Schwerpunkte lassen sich dabei benennen: Im Bereich der Mitigation erstens die Gestaltung von CO₂-energieeffizienten nachhaltigen Raum- und Siedlungsstrukturen und zweitens die Bereitstellung von Flächen für regenerative Energien. Drittens im Bereich der Adaption vor allem die Ausweisung von Flächen für den vorbeugenden Hochwasserschutz. Eine Vielzahl von regionalplanerischen Nutzungsausweisungen spielt sowohl im Hinblick auf Mitigation als auch auf Adaption eine Rolle: Der Beitrag der Regionalplanung zu CO₂-mindernden Siedlungsstrukturen besteht insbesondere

- in der Formulierung der *allgemeinen Leitlinien zur raumstrukturellen Entwicklung*, insbesondere der Ordnungsprinzipien Dezentrale Konzentration (§2, Abs. 2 Nr. 2 ROG), Funktionsmischung (§2, Abs. 2 Nr. 12 ROG) und dem Prinzip der räumlichen Dichte (§2, Abs. 2 Nr. 5 ROG);
- in detaillierteren Aussagen zu Form und Umfang der *Siedlungsentwicklung*. Dabei sind deutliche Unterschiede zwischen den Ländern auszumachen: In einigen Ländern (Schleswig-Holstein, Hessen) werden den Gemeinden quantitative Vorgaben mit raumordnerischem Zielcharakter – also hoher Bindungswirkung – zum Umfang der Siedlungsentwicklung gemacht. In einigen neueren Regionalplänen werden ergänzend zum System der zentralen Orte relativ konkrete regionale Siedlungsbereiche ausgewiesen (z. B. Hannover);
- in der indirekten *Unterstützung des ÖPNV* für einen CO₂-armen Modal-Split, in dem die Siedlungsentwicklung z. B. an Schienenhaltdepunkten ausgerichtet wird (BMVBS/BBR 2007a).

Ein weiteres Feld regionalplanerischer Ausweisungen sind jene, die zur Entwicklung von regenerativen Energien und damit eines CO₂-armen Energiemixes beitragen. Hervorzuheben sind hier:

- die Ausweisung von *Vorrang- bzw. Eignungsgebieten für die Windenergienutzung*. Diese verleihen einerseits der Windenergie in den dafür vorgesehenen Bereichen ein Privileg, üben aber gleichzeitig eine regionale Konzentrationswirkung für diese Funktion aus. Hier hat die Raumordnung in Ermangelung einer eigenen Fachplanung in einer Reihe von Bundesländern auch politisch erhebliche Bedeutung erlangt. Aktuell ist dieses Thema insbesondere im Zusammenhang mit dem Repowering bestehender Windenergieanlagen an Land von hoher Bedeutung. Noch höher zu bewerten ist die Rolle der (Bundes-)Raumordnung bei der Frage der Abwägung der Nutzungsanforderungen im Meeresbereich, insbesondere von Offshore-Windenergieanlagen in der Ausschließlichen Wirtschaftszone;

- *Energiestrassen* zur Ableitung des auf den Offshore-Windenergieplattformen erzeugten Stroms und deren landseitige Weiterführung;
- Aussagen zum *Anbau von Energiepflanzen* und zur *Nutzung von Biomasse*. Bedingt auch durch die offensive Förderpolitik ist es in vielen Regionen bereits zu einer deutlichen Nachfrage nach entsprechenden Landnutzungen gekommen, und es stellt sich die Frage des Ausgleichs mit anderen Landfunktionen. Auch beeinflusst die steigende Zahl von Biogasanlagen das Landschaftsbild. Damit wird zunehmend die Frage nach den Möglichkeiten der regionalen Steuerung dieser Nutzungen durch die Raumordnung virulent, für die es allerdings noch keine ausreichenden Rechtsgrundlagen gibt.

Ob sich im Bereich der *Solarenergiegewinnung* ein ähnlicher raumordnerischer Handlungsbedarf abzeichnet wie etwa im Bereich der Windenergienutzung, ist derzeit noch nicht absehbar, hängt im Wesentlichen auch von der zukünftigen Dimensionierung und den Standortanforderungen der Anlagen ab.

Im Bereich der Adaption, der Anpassung an die Folgen des Klimawandels, sind schließlich die Maßnahmen hervorzuheben, mit denen auf zunehmende Überschwemmungen reagiert wird: Beim *Meeresküstenschutz* übernimmt die Regionalplanung lediglich Aussagen aus den Küsten-

schutzplänen der Küstenländer. In Deutschland noch wichtiger ist das Thema des *Vorbeugenden Hochwasserschutzes an Binnengewässern*. Hier hat die Regionalplanung insofern eine exponierte Rolle übernommen, als sie mit der BauROG-Novellierung von 1998 den Handlungsauftrag erhalten hat, auch über die bereits fachrechtlich geregelten Schutzbereiche (nachrichtliche Übernahme als raumordnerisches Ziel im Regionalplan) Vorbehaltsgebiete mit Grundsatzcharakter auszuweisen. Damit wird dem Binnenhochwasserschutz ein besonderes Gewicht gegenüber anderen Nutzungen verliehen, in denen dann gegenüber anderen Nutzungen, insbesondere der Siedlungsentwicklung, Nutzungsbeschränkungen erfolgen. Dies sind überschwemmungsgefährdete Bereiche hinter Schutzeinrichtungen, aber auch Flutungspolder. Dieser Handlungsauftrag wird von den Ländern – in unterschiedlichem Tempo – umgesetzt.

Abgesehen von den Aussagen im Hochwasserschutz stellen jedoch alle bisherigen regionalplanerischen Aussagen zum Klimawandel den Aspekt der Mitigation in den Vordergrund und geben keine Antwort auf die Frage, mit welchen Aussagen die Regionalplanung auf die Klimaanpassungserfordernisse der Zukunft reagieren kann. Die Datengrundlagen beziehen sich in der Regel auf den Status quo (etwa der regionalen Frischluftsituation). Der einzige Bereich im Zusammenhang des Klimawandels, in dem Planungsaussagen auf der Basis von perspektivischen Risikoabschätzungen erfolgen, sind Aussagen zum Vorbeugenden Binnenhochwasserschutz und Küstenschutz. Hier werden auf der Basis in der Regel von 50- oder 100-jährlichen Eintrittswahrscheinlichkeiten von Hochwassern gefährdete Bereiche abgegrenzt, in denen die Regionalplanung Restriktionen vor allem im Hinblick auf die Siedlungsentwicklung formuliert.

An diesem Thema wird aber das grundsätzliche Dilemma der Regionalplanung deutlich: Wie sollen auf der Basis von – grundsätzlich unsicheren – Prognosen rechtssichere Restriktionen gegenüber Verlangen nach Siedlungsentwicklung formuliert werden? Dieses Dilemma steht verbindlicheren Aussagen in allen Themenbereichen der Regionalplanung entgegen, die langfristige Anpassungserfordernisse an den Klimawandel

aufnehmen. Wie sollen schon heute z. B. Landwirtschafts- oder Naturschutzflächen festgelegt – und damit gegenüber anderen Nutzungen restriktiv verfahren – werden, die bereits Anforderungen von Tier- und Pflanzenarten aufnehmen, mit deren Auftreten erst in einigen Jahrzehnten zu rechnen ist? Auf welcher Datengrundlage sollen solche Aussagen erfolgen angesichts der Tatsache, dass die Variationsbreite regionaler Klimamodelle derzeit ins Unüberschaubare steigt? Zudem steht die Aufnahme neuer Kategorien zum Klimaschutz und Klimawandel im Widerspruch zum Paradigma des „schlanken Regionalplans“, der von politischer Seite seit langem gefordert wird.

Die Regionalplanung in regionalen Entwicklungsprozessen zum Klimawandel

Das noch völlig ungeklärte Problem des Umganges mit der Tatsache, auf der Basis unsicherer Daten restriktive Aussagen in rechtsverbindlichen Regionalplänen zu treffen, führt dazu, nicht nur die ordnungspolitische Facette der Regionalplanung, sondern auch ihre entwicklungspolitische Facette auf Möglichkeiten zu überprüfen, Klimaanpassungsprozesse zu unterstützen.

Grundsätzlich kann – dies zeigen Beispiele in vielen Ländern aus den letzten 20 Jahren – die Regionalplanung als Motor in regionalen Entwicklungsprozessen zur Vorbeugung gegenüber dem und Anpassung an den Klimawandel fungieren. Aufgrund ihrer breiten thematischen Ausrichtung und guten Regionskenntnisse erscheint sie z. B. für die Aufgabe des Klimaschutzmonitorings („Regionaler Klimaatlas“) geradezu prädestiniert. Und sie hat zweifelsohne die Potenziale, eine regionale Initiatoren-, Motoren-, Moderatoren- und Managementrolle etwa im Rahmen regionaler Klimaschutzbündnisse einzunehmen. Sie eignet sich grundsätzlich dazu, Akteure aus unterschiedlichen Fachdisziplinen (Wissenschaft und Praxis) zusammenzubringen und abgestimmte Maßnahmenstrategien zu entwickeln. Jedoch kommt der Regionalplanung die politische Akzeptanz und rechtliche Stellung, die sie in

ihrer ordnungspolitischen Funktion durchaus (stärker als in Fachkreisen bisweilen diskutiert) besitzt, regionalentwicklungspolitisch nicht in diesem Maße zu. Mangelnder Zugang zu politischen Entscheidern, fehlende finanzielle Ausstattung, fachliche Nicht-Neutralität, z. T. noch immer zu stark ordnungspolitisch orientierte Denk- und Handlungsweise und zu starrer Regionsbezug stehen dem entgegen. Andere regionale Akteure können je nach regionaler Situation zu einzelnen Raumnutzungen und Aspekten von Klimawandelstrategien durchaus die regionale Führungsrolle des Managements (z. B. Managementeinrichtungen von Großschutzgebieten, Regionale Klimaschutzagenturen) beanspruchen und verfügen über höhere politische Akzeptanz und bessere Ressourcenausstattung als die Regionalplanung. Jedoch kann die Regionalplanung ihre gesamtregionalen Steuerungspotenziale vermutlich vor allem durch die systematische Verknüpfung ihres ordnungspolitischen Standbeins mit einem entwicklungspolitischen Spielbein besser ausschöpfen. Damit tritt sie zwar in ein Spannungsverhältnis ein, das aber – mit dem richtigen Instrumentenmix – auch produktiv aufgelöst werden kann. Wenn der politische Wille vorhanden ist und kollektive Raumnutzung als hohes Gut empfunden wird, kann die Regionalplanung erfolgreiche Regional Governance zumindest unterstützen.

Im bundesweiten Überblick zeigt sich, dass es durchaus merkbare Unterschiede in der Art und Weise gibt, wie die Regionalplanung mit dem Thema Klimawandel umgeht:

- In den derzeit in Aufstellung befindlichen hessischen Regionalplänen sind erste Grundsatzaussagen zum Thema Klimawandel enthalten und sind ordnungspolitische Instrumente wie die Einrichtung regionaler Klimaschutzbereiche relativ weit entwickelt. Erst in Ansätzen zu finden sind Regionalentwicklungsansätze zu diesem Thema (Beispielprojekte KLARANET in der südhessischen Region Starkenburg oder KLIMZUG in Nordhessen).
- In Ländern wie Berlin-Brandenburg und Niedersachsen ist die Regionalplanung nur mit einer sehr schwachen ordnungspolitischen Kompetenz ausgestattet. Sie hat sich jedoch

vielerorts in regionalen Entwicklungsprozessen zum Klimawandel gut positionieren können (z. B. regionale Klimaatlant in der Brandenburger Lausitz).

- In Rheinland-Pfalz ist die Erarbeitung Regionaler Energiekonzepte relativ weit vorangeschritten, in denen immerhin der Aspekt des vorbeugenden Klimaschutzes umfassend angegangen wird.
- Die Regionen in Baden-Württemberg – generell im Bundesvergleich mit recht guten Ressourcen ausgestattet – erscheinen sowohl im Hinblick auf ihre Aussagen in Regionalplänen als auch auf ihre Regionalentwicklungsaktivitäten gut positioniert.
- Auffallend sind die Metropolregionen, die erst im Jahre 2005 von Seiten des Bundes systematisch als Handlungsebene gestärkt wurden. Vor allem die Metropolregionen Bremen/Nordwest, Hamburg und Hannover haben umfassende Aktivitäten zu regionalen Klimastrategien entwickelt.

Es bleibt abzuwarten, wie nachhaltig die Förderaktivitäten des Bundes regionale Aktivitäten zum Klimawandel auslösen und forcieren werden. Allerdings besteht die begründete Hoffnung, dass – trotz der derzeitigen Wirtschaftskrise – das Thema Klimawandel nicht allzusehr von den politischen Agenden verschwindet und die Regionalplanung diesen Impuls zu einer substanziellen Weiterentwicklung ihrer Instrumente nutzen kann.

Literatur:

- BMVBS/BBR (2006): Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Freiraumschutz in Regionalplänen, Hinweise für eine zukunftsfähige inhaltliche und strukturelle Ausgestaltung (Werkstatt: Praxis Heft 40), Bonn.
- IPCC (2001): Dritter Wissensstandsbericht des IPCC (TAR), Klimaänderung 2001: Zusammenfassung für politische Entscheidungsträger.
- Regionalplan Mittelhessen (2007): Regierungspräsidium Mittelhessen, Gießen.
- Reudenbach, Christoph (2004): Modellierung in der Klimaforschung – eine Einführung, in: Geographische Rundschau, 1 2004, S. 36–43.
- Spekat, A. et al. (2007): Neuentwicklung von regional hoch aufgelösten Wetterlagen für Deutschland und Bereitstellung regionaler Klimaszenarios auf der Basis von globalen Klimasimulationen mit dem Regionalisierungsmodell WETTREG, UBA, Dessau.

Umweltbundesamt (2007): Neue Ergebnisse zu regionalen Klimaänderungen – Das statistische Regionalisierungsmodell WETTREG, Hintergrundpapier Januar 2007, Dessau.

Werner, Peter C.; Gerstengarbe, Friedrich-Wilhelm (2007): Welche Klimaänderungen sind in Deutschland zu erwarten? In: Endlicher, Wilfried et al.: Der Klimawandel, Potsdam.

LEHMANNS

FACHBUCHHANDLUNG

**Frankfurter Str. 42
35392 Gießen
Tel.: 06 41 / 9 75 96 - 0
Fax: 06 41 / 9 75 96 - 20**

- ➔ Sie erhalten Ihre Bücher innerhalb Deutschlands Porto- und Versandkostenfrei.
- ➔ Gerne bestellen wir Ihnen Bücher aus anderen Fachgebieten.
- ➔ Wir bestellen Ihnen auch ausländische Literatur. Die Lieferzeiten betragen ca. 3 Wochen.
- ➔ Mit unserer Lehmanns Kreditkarte können Sie bargeldlos bei uns einkaufen.
- ➔ Wir beliefern Sie unverbindlich zur Ansicht.

24 Stunden erreichbar unter:
www.LOB.de • E-mail: gi@lehmanns.de





Peter Winker

Von Hamburgern, Ameisen und dem Dollar-Wechselkurs*

Einige Beobachtungen zur Einführung

„Finanzkrise“ lautete das Wort des Jahres 2008. Für eine abschließende Analyse der Ursachen oder gar der Folgen dieser Finanzkrise ist es zwar noch zu früh. Mit Sicherheit lässt sich aber schon jetzt festhalten, dass ein wesentlicher Aspekt der Finanzkrise in sich schnell ändernden Werten von Finanzanlagen bestand und in der damit verbundenen Schwierigkeit, deren „echte“ Werte zu bestimmen. Insbesondere wird in diesem Zusammenhang auf die – zumindest aus heutiger Sicht – zu hohe Bewertung von amerikanischen Immobilien hingewiesen. Allerdings galten diese Bewertungen als durchaus angemessen, solange die Preise der Immobilien von Jahr zu Jahr in schwindelerregende Höhen stiegen. Welcher Preis für Finanzanlagen ist also der „richtige“? Woran können, woran sollten sich die Akteure auf den Finanzmärkten orientieren?

Mit der Suche nach Antworten auf diese Frage haben sich nicht zuletzt auch viele Forscher aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften beschäftigt. Dabei ist über die Jahre eine recht umfangreiche wissenschaftliche Literatur entstanden, die durchaus interessante Einblicke erlaubt. Allerdings liegen damit noch keine umfassenden oder gar abschließenden Antworten auf die Frage vor, wie Finanzanlagen tatsächlich bewertet werden. Gleichzeitig können nicht nur in der aktuellen Finanzkrise Preisänderungen auf Finanzmärkten beobachtet werden, die nicht mit streng rationalem Verhalten der Akteure und damit auch nicht mit

den meisten gängigen theoretischen Modellen erklärbar sind.

Der Fokus dieses Beitrags liegt auf der Entwicklung von Wechselkursen, wobei der Wechselkurs zwischen US-Dollar und Euro als Beispiel dient. Daher sollen einige der typischen, auch für die Veränderungen dieses „Preises“ beobachtbaren Phänomene kurz erläutert werden. Abb. 1 stellt zunächst die Entwicklung des Wechselkurses von US-Dollar zu DM beziehungsweise Euro von 1953 bis Ende 2008 dar. Für die Zeit vor der Einführung des Euro wurden dabei die Wechselkurse auf DM-Basis mit dem unwiderruflichen Euro-Umrechnungkurs von 1,95583 DM/Euro in hypothetische Wechselkurse auf Euro-Basis umgerechnet.

Als erstes fällt die im Vergleich sehr ruhige Periode bis zu Beginn der 1970er Jahre auf. Diese war durch das auf einer Konferenz im amerikanischen Bretton Woods im Jahr 1944 vereinbarte Wechselkursregime bedingt. In der Vereinbarung von Bretton Woods wurden die Wechselkurse zwischen den beteiligten Ländern mehr oder weniger festgeschrieben. Als Anker fungierte der US-Dollar, für den selbst wiederum eine Golddeckung gegeben war. Nach dem Auseinanderbrechen dieser zwischenstaatlichen Vereinbarung zeigt der Wechselkurs eine deutlich ansteigende kurz- und mittelfristige Schwankungsbreite (Volatilität). Neben sehr starken kurzfristigen Schwankungen fallen auch die ausgeprägten Bewegungen im mittelfristigen Bereich ins Auge. Auf die deutliche Abwertung des Dollar relativ zur DM bis Anfang der 1980er Jahre folgte eine massive Aufwertung bis 1985. Danach dauerte es lediglich zwei Jahre, bis das Niveau von 1980 wieder erreicht war. Auch die Veränderungen am aktuellen Rand, der Rückgang des Wechselkurses von über 1,50 auf unter 1,30 Dollar pro Euro binnen weni-

* Vortrag bei der Mitgliederversammlung der GHG am 1. Juli 2008. Für hilfreiche Kommentare zu einer ersten Fassung dieses Beitrags bin ich Elke Dünhoff, Henning Fischer und Manfred Gilli zu Dank verpflichtet. Alle verbliebenen Unklarheiten der Darstellung gehen natürlich alleine zu meinen Lasten.

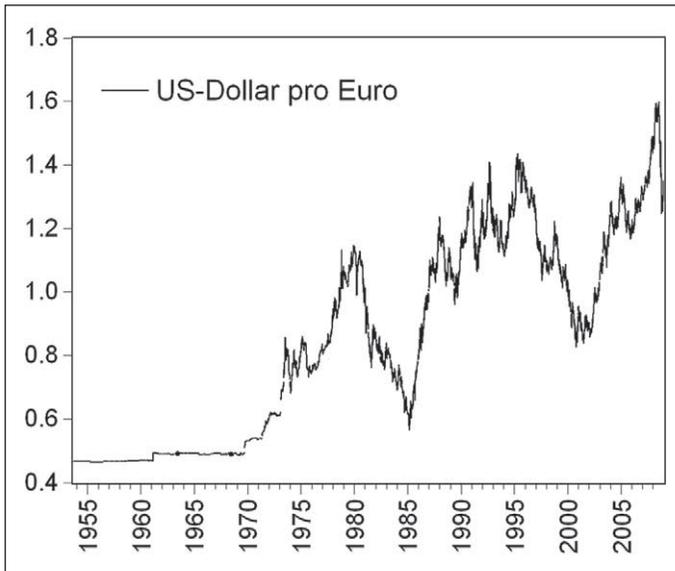


Abb. 1: Wechselkurs US-Dollar zu Euro 1953–2008

ger Monate waren im historischen Vergleich enorm. Ein ähnlich starkes Ansteigen der Preise für Finanzmarktanlagen mit anschließendem mindestens ebenso rapiden Verfall lässt sich immer wieder auch für Aktien (Neuer Markt 2001), Rohstoffe (Öl und Gold) und andere Anlagekategorien finden. Als Bezeichnung für dieses Phänomen hat sich der Begriff der „Blase“ eingebürgert, die schließlich „platzt“. Eine der ältesten bekannten Blasen ist die für holländische Tulpenzwiebeln in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Auch die jüngere Entwicklung auf dem amerikanischen Immobilienmarkt lässt sich wohl als Blase bezeichnen, wobei neben den Immobilienpreisen selbst auch die daran gekoppelten Hypotheken und wiederum daraus konstruierte Kreditderivate betroffen sind.

Nicht unmittelbar aus Abb. 1 abzulesen sind weitere Eigenschaften von Finanzmarktzeitreihen. Insbesondere zwei Charakteristika gelten dabei als empirisch gut belegte so genannte stilisierte Fakten: Klumpenbildung und dicke Enden. Unter Klumpenbildung fasst man die Beobachtung zusammen, dass auf Perioden mit starken kurzfristigen Schwankungen meist wieder Perioden mit starken Preisänderungen

folgen, während umgekehrt auf ruhige Phasen meist ebenso ruhige Phasen folgen. Wenn man nicht die Reihen selbst, sondern die daraus für eine tägliche Anlage resultierenden Renditen betrachtet (also: wieviel Prozent Gewinn oder Verlust würde man machen, wenn man heute Euro in Dollar tauscht und morgen wieder zurück?), zeigt sich diese Abhängigkeit in so genannten „Klumpen“. Abb. 2 zeigt die täglichen Wechselkursrenditen für den US-Dollar relativ zum Euro seit 1999. Deutlich erkennbar sind die Klumpen hoher Volatilität (großer

Schwankungsbreiten) z. B. im Jahr 2000, aber auch Phasen sehr geringer Ausschläge wie zu Beginn des Jahres 2002 oder Ende 2006 bis Mitte 2007. Zuletzt ist seit Mitte 2008 wieder eine hoch volatile Periode festzustellen.

Fasst man die täglichen Renditen der Wechselkurse als mehr oder weniger zufällige Ereignisse auf, kann man die zufälligen Realisierungen durch ihre Verteilungsfunktion beschreiben. Diese gibt an, wie wahrscheinlich bestimmte Ausprägungen sind, d.h. wie oft man beispielsweise Renditen unter -2% oder über 2% erwarten muss. Derartige Zufallsverteilungen lassen sich für viele Phänomene – auch in den Wirtschaftswissenschaften – gut durch die so genannte Normalverteilung abbilden, die dem einen oder anderen Leser noch von der Vorderseite des 10-Mark-Scheins als „Gaußsche Glockenkurve“ bekannt sein mag. Im Vergleich mit dieser „normalen“ Verteilung weisen die Renditen von Finanzmarktzeitreihen zu oft extreme Ausschläge auf, während gleichzeitig auch zu oft ganz geringe Ausschläge auftreten. Mit anderen Worten, bei im Durchschnitt gleichen Renditen und gleicher Volatilität sind extreme Ereignisse häufiger. Die Bezeichnung „dicke Enden“ ist dabei allerdings weniger den ökonomischen

Implikationen geschuldet, die das „dicke Ende“ einer Finanzkrise darstellen kann, sondern der graphischen Darstellung der Verteilung. Wir halten also fest, dass Finanzmarktzeitreihen gelegentlich Blasen werfen, Klumpen bilden und dicke Enden aufweisen. Dies gilt insbesondere auch für Wechselkursdaten und stellt die Ökonomen vor das Problem, diese Eigenschaften modelltheoretisch zu begründen.

Das Problem der Ökonomen

Das Problem der Ökonomen besteht gerade in den zuletzt beschriebenen Eigenschaften von Wechselkursdaten. Es gibt zwar eine Reihe von theoretischen Modellen, die zumindest auf längere Sicht hin eine plausible Erklärung für die mögliche Entwicklung von Wechselkursen liefern. Allerdings erweisen sich diese Modelle kurz- bis mittelfristig als weitgehend ungeeignet, um die empirische Entwicklung nachzuzeichnen, geschweige denn, um sie zu prognostizieren. Hinzu kommt, dass die Modelle die eben aufgeführten spezifischen Charakteristika realer Wechselkursdaten, also das Entstehen und Platzen von Blasen, die Bildung von Klumpen und die Existenz dicker Enden, nicht darstellen können.

Bevor wir uns diesen Problemen zuwenden, soll zunächst erst einmal eines der grundlegenden theoretischen Modelle kurz vorgestellt werden, das zumindest auf den ersten Blick recht plausibel wirkt. Es handelt sich um das Modell der so genannten Kaufkraftparität. Dabei wird unterstellt, dass potenzielle Konsumenten die Wahl haben, ob sie im Inland oder Ausland einkaufen wollen. Wenn sie im Ausland kaufen, müssen sie den dortigen Preis mit dem aktuellen Wechselkurs in die heimische Währung umrechnen, um einen sinnvollen Vergleich anstellen zu können.

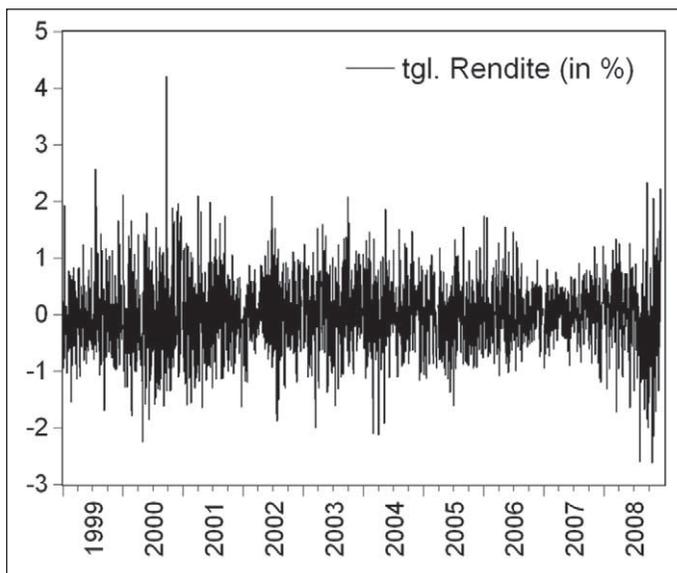


Abb. 2: Tägliche Wechselkursrenditen 1999–2008

In Abb. 3 wird diese Idee am Beispiel eines Big Mac skizziert. Natürlich ist dieses Beispiel nicht unbedingt besonders realistisch. Auf einige Einwände wird in der Folge noch eingegangen werden. Allerdings dient es häufig als Illustration, weil das Produkt den meisten Lesern geläufig sein dürfte, nahezu überall auf der Welt in identischer Form angeboten wird und außerdem die Preise vergleichsweise einfach zu erheben sind. Dem Beispiel in Abb. 3 liegen die Informationen für August 2007 zugrunde.

Demnach kostete ein Big Mac im August 2007 im Durchschnitt in den USA 3,41 \$, während er in der Eurozone für durchschnittlich 3,09 € zu haben war. Nach der Kaufkraftparitätentheorie müssten alle Europäer ihre Big Macs in den USA kaufen, wenn sie dort nach Wechselkursumrechnung günstiger sind, oder es kämen umgekehrt alle Amerikaner nach Europa, wenn dort die Preise nach Umrechnung günstiger wären.

Dieses Verhalten der Konsumenten würde zu Preisanpassungen in den betroffenen Ländern führen, bis sich in einer gleichgewichtigen Situation die Preise nach Umrechnung gerade einander entsprechen. Dann wären 3,41 \$ in ihrer Kaufkraft vergleichbar mit 3,09 €. Als



Abb. 3: Big-Mac-Preise und Kaufkraftparität (August 2007)

gleichgewichtigen Wechselkurs berechnet man daraus unmittelbar $1 \text{ €} \sim 3,41 / 3,09 \text{ \$} \sim 1,10 \text{ \$}$. Dieser Wechselkurs, der sich aus der Kaufkraftparitätentheorie zumindest langfristig ergeben sollte, lag allerdings erheblich unter dem tatsächlichen Wechselkurs, der im August 2007 1,45 \$ pro Euro betrug und sich auch bis Sommer 2008 nicht in die „richtige“ Richtung bewegt hat.

Allerdings könnte man auf der Basis dieser Beobachtungen eine naive Prognose abgeben: Wenn der aktuelle Wechselkurs über dem der Big-Mac-Parität liegt, erwartet man einen Rückgang, liegt er darunter, einen Anstieg des Wechselkurses. Eine derartig schlichte Prognose hätte in den vergangenen Jahren mittelfristig immerhin einen Teil der tatsächlichen Wechselkursentwicklung vorhersagen können. Auch im aktuellen Fall wäre diese Prognose zutreffend gewesen, wie die Entwicklung des Wechselkurses zwischen Dollar und Euro in der zweiten Jahreshälfte 2008 gezeigt hat.

Wie bereits angesprochen, lässt sich ohne weiteres eine ganze Reihe von Gründen aufzählen, warum es mit der Kaufkraftparitätentheorie in der präsentierten schlichten Form nicht gelin-

gen kann, die tatsächliche Wechselkursentwicklung zu erklären. Insbesondere gibt es sicher nicht nur ein Produkt wie den Big Mac, sondern derer viele. Davon sind einige eher zum Handel über den Atlantik hinweg geeignet als andere – wer würde beispielsweise für einen Big Mac den weiten Weg antreten? Und dann gibt es noch Steuern, Zoll und andere Handelsschranken (der Import eines Big Mac dürfte beispielsweise schon daran scheitern, dass die private Einfuhr von Fleischprodukten aus nicht zur EU gehörenden Ländern grundsätzlich nicht erlaubt ist). Anstelle von realen Gütern bietet sich daher vielleicht eher die Betrachtung von Geldströmen an. Geld lässt sich deutlich leichter transferieren als ein Big Mac. Statt in Deutschland eine Bundesanleihe im Wert von 1000 € zu kaufen, kann der Betrag in Dollar getauscht, in den USA in eine Staatsanleihe angelegt und nach deren Fälligkeit wieder in Euro zurückgetauscht werden. Man würde erwarten, dass die daraus resultierende Verzinsung in beiden Fällen ungefähr die gleiche ist. Das auf dieser Annahme basierende Modell der Wechselkursentwicklung heißt daher auch die Zinsparitätentheorie. Diese ist in ihrem Er-

klärungsgehalt der Kaufkraftparitätentheorie jedoch auch nicht unbedingt überlegen.

Beide Modelle schaffen es jedenfalls nicht, die drei typischen Charakteristika hervorzubringen, die oben beschrieben wurden: Blasen, Klumpen und dicke Enden. Offenbar bedarf es dafür einer anderen Idee.

Die Ameisen als Modell

Damit kommen wir zur dritten Komponente des Titels dieses Beitrags, den Ameisen. Anstatt zu versuchen, die Preise auf Finanzmärkten direkt auf fundamentale Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen, könnte man versuchen, das Verhalten der Akteure (Agenten) selbst zu modellieren. Der Modelltyp, der direkt auf diesem individuellen Verhalten basiert, wird daher auch als Klasse der agenten-basierten Modelle bezeichnet. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich die Agenten nicht völlig unabhängig voneinander verhalten. Zumindest wirken sie durch ihr Verhalten auf die Marktpreise ein und reagieren auch wieder auf diese. Es findet also eine Kommunikation über den Markt statt. Außerdem bleibt es den Anlegern überlassen, ihre Strategie zu wählen und anzupassen, wie es ihnen sinnvoll erscheint. Und hier setzt die Analogie zu den Ameisen ein.

Die Beobachtung von Ameisenstaaten hat gezeigt, dass diese durch eine relativ schlichte, im Ergebnis aber sehr effiziente Form der Kommunikation zu ihren Futterquellen finden. Zunächst ziehen die Ameisen nahezu ziellos von ihrem Nest los, wobei sie eine feine Duftspur hinterlassen. Stoßen sie bei ihrer Suche auf eine Futterquelle, kehren sie zum Nest zurück. Dabei verstärkt sich die ausgelegte Duftspur. Weitere Ameisen, die das Nest verlassen, werden nun bevorzugt dieser Spur folgen, so dass sich eine gegenseitige Verstärkung von immer mehr Duftspuren und erfolgreicher Futtersuche ergibt, bis die Futterquelle irgendwann erschöpft ist.

Zwei Aspekte dieses Verhaltens lassen sich auch in ein Modell für Finanzmärkte übertragen. Erstens verhalten sich nicht alle Ameisen immer gleich. Zweitens gibt es eine Tendenz, sich den scheinbar erfolgreichen Individuen anzuschlie-

Ben. In einer noch einfacheren Variante, die nicht mehr ganz der Analogie der Ameisen entspricht, wird unterstellt, dass man sich der Meinung des Erstbesten, der einem über den Weg läuft, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit anschließt. Eines der ersten Modelle, die auf individuellem Verhalten derartiger Agenten basieren, wurde Anfang der 1990er Jahre von Alan Kirman (1991, 1993) vorgestellt. Inzwischen gibt es eine Vielzahl von Erweiterungen des Ansatzes. Hier soll nur die einfachste Variante vorgestellt werden, um die Idee zu erläutern.

In der Grundvariante des Modells von Kirman gibt es zwei Regeln, denen Anleger folgen können. Entweder sie folgen einem fundamentalen Modell, gehen also beispielsweise davon aus, dass sich der Wechselkurs an das durch die Kaufkraftparität definierte Niveau anpassen wird. Oder aber sie gehören zur Gruppe der so genannten Chartisten, die unterstellen, dass sich der Trend der Vergangenheit auch in Zukunft fortsetzen wird. Es liegt auf der Hand, dass es gerade diese Gruppe der Anleger ist, welche die Blasen wachsen lässt.

Die wesentliche Innovation des Ansatzes von Kirman bestand jedoch nicht in der Modellierung von zwei unterschiedlichen Typen von Anlegern, sondern in der Annahme, dass sich dieses Verhalten auch ändern kann. Dafür sieht das Modell zwei Mechanismen vor. Erstens treffen immer wieder Anleger zufällig aufeinander, wobei der eine der beiden mit einer festgelegten Wahrscheinlichkeit das Verhalten des anderen imitiert wird. Intuitiv wird dadurch die Situation abgebildet, dass Sie vom Nachbarn erfahren, wie sich sein Vermögen am Neuen Markt von Tag zu Tag erhöht, und deshalb seine Anlagestrategie übernehmen. Bleibt zu hoffen, dass Sie diese Strategie dann rechtzeitig wieder aufgeben haben. Eine Chance dazu bietet der zweite Mechanismus, die Mutation, die mit einer ebenfalls festgelegten kleinen Wahrscheinlichkeit jedem Anleger die „Erleuchtung“ bescheren kann, dass es besser wäre, eine andere Strategie zu wählen. Natürlich gibt es auch hier keine Garantie, dass die „Erleuchtung“ zum richtigen Zeitpunkt in die richtige Richtung führt.

Offensichtlich kann das skizzierte, extrem vereinfachte Modell nicht in der Lage sein, den exakten Verlauf der Wechselkursentwicklung nachzuzeichnen. Gegenüber den oben vorgestellten theoretischen Ansätzen hat es jedoch den großen Vorteil, dass damit alle wesentlichen Charakteristika von Finanzmarktzeitreihen nachgebildet werden können. Mit anderen Worten, dieses einfache Modell kann Blasen erzeugen, Klumpen bilden und dicke Enden aufweisen und damit insbesondere im Hinblick auf kurzfristige Phänomene erheblich mehr leisten als die klassischen Ansätze wie die Kaufkraft- oder Zinsparitätentheorie. Diese knappe Skizze der Idee agenten-basierter Modelle ist sicher nicht geeignet, ein tiefergehendes Verständnis der Methode zu vermitteln. Außerdem soll an dieser Stelle auch nicht auf die ganze Breite möglicher Anwendungen der agenten-basierten Modelle eingegangen werden. Der interessierte Leser kann aber einige interessante Anwendungen auf gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge, Innovationsverhalten, Verkehr und Stromnetze und natürlich auch auf Finanzmärkte in einem kürzlich erschienenen Themenheft der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik (LeBaron/Winker, 2008) finden.

Modell und Realität

Vor den Schlussfolgerungen möchte ich diese Ausführungen abrunden mit einigen Anmerkungen zum Zusammenhang von Modell und Realität. Bevor man ein Modell einsetzen kann, um die aktuelle Situation zu analysieren, eine Prognose über die wahrscheinliche zukünftige Entwicklung abzugeben oder spezifische politische Maßnahmen zu empfehlen, sollte das Modell zunächst einer Überprüfung unterzogen werden. Insbesondere ist zu testen, inwieweit es die relevanten Eigenschaften des betrachteten Phänomens darstellen kann.

Für das Beispiel der Wechselkursentwicklung erscheint es nahe liegend, wie die klassischen Theorien einer solchen Prüfung unterzogen werden können. Wenn, wie im Beispiel aus Abb. 3, der aktuelle Wechselkurs von dem durch das Modell prognostizierten abweicht, sollte man zu-

mindest eine Anpassung in die richtige Richtung erwarten dürfen. Ob diese in der Vergangenheit stattfand, lässt sich mit statistischen Verfahren prüfen. Als Ergebnis würde man feststellen, dass es von der Tendenz her in der Regel mittelfristig eine Anpassung in die richtige Richtung gab, dass diese allerdings relativ langsam und unvollständig erfolgte. Damit ist der Erklärungsgehalt des Modells zwar nicht gleich null, aber eben durchaus noch steigerungsfähig.

Eine vergleichbare Überprüfung eines agenten-basierten Modells ist nicht so einfach. Tatsächlich fehlt bislang eine einheitliche Methode zu diesem Zweck. Da diese Modelle nicht primär das Ziel haben, die tatsächliche Wechselkursentwicklung zu beschreiben, sondern eher deren typische Charakteristika, liefern sie keine Resultate, die für einen direkten Vergleich mit den realen Daten geeignet wären. Daher bedient man sich in diesem Fall eines indirekten Ansatzes. Dieser konzentriert sich auf die Frage, mit welcher Genauigkeit das Modell bestimmte Eigenschaften der realen Daten reproduzieren kann. Vereinfacht ausgedrückt: Erzeugt das Modell genauso oft und genauso große Blasen wie der reale Markt? Fällt die Klumpenbildung vergleichbar aus? Und sind auch die Enden genauso dick wie in der Realität? All diese statistischen Eigenschaften können sowohl für die realen Daten als auch für die simulierten Daten durch statistische Maßzahlen ausgedrückt werden, deren Vergleich dann die gewünschte Auskunft liefert. Im Idealfall wären dabei alle Werte für simulierte und reale Daten gleich.

Das Ergebnis des Vergleichs der Eigenschaften realer und durch das Modell simulierter Daten hängt nicht allein vom gewählten Modell ab. Vielmehr wird auch die Festsetzung der Werte bestimmter Parameter des Modells eine Rolle spielen. Zwei der zentralen Parameter des skizzierten Modells von Alan Kirman sind beispielsweise die Wahrscheinlichkeit, mit der man sich bei einem zufälligen Treffen von der Strategie des anderen überzeugen lässt, und die Wahrscheinlichkeit einer Mutation (der plötzlichen Erleuchtung). Es ist durchaus vorstellbar, dass unterschiedliche Werte für diese Parameter andere Eigenschaften des Modells erzeugen. Wenn beispielsweise gar keine Mutationen

auftreten würden, könnte es sein, dass die Agenten im Modell irgendwann alle vom gleichen Typ sind. Wenn dies der fundamentalistische Typ ist, würden sehr ruhige Wechselkursreihen resultieren. Wenn es der chartistische Typ wäre, könnten Blasen für immer wachsen. Beides entspricht nicht den realen Beobachtungen, was für eine von null verschiedene Mutationsrate spricht. Das

Ziel besteht also darin, genau die Werte für die Parameter des Modells zu wählen, die zu einer möglichst guten Übereinstimmung von Modell und realen Daten führen. Diese Rückkopplung ist in Abb. 4 durch den Pfeil dargestellt, der von der Box „Vergleich“ zurück zur Box „agenten-basiertes Modell“ führt. Man spricht dann auch von einer „Schätzung“ der Parameter. Der vorgestellte Ansatz wird als indirekte simulierte Momentenmethode bezeichnet.

Erschwert wird dieses Unterfangen in der praktischen Umsetzung dadurch, dass zwar die Werte der gewählten Maße für die realen Wechselkursdaten in einem bestimmten historischen Zeitraum eindeutig bestimmbar sind, dieselben Maße für die simulierten Zeitreihen des Modells bei jeder Wiederholung jedoch etwas anders ausfallen können. Dies liegt an den zufälligen Komponenten des Modells (Überzeugungswahrscheinlichkeit, Mutationswahrscheinlichkeit). Daher muss das Modell öfter simuliert werden, um dann mit den durchschnittlichen Werten für die statistischen Maße weiter zu verfahren.

Mit den rechentechnischen Komplikationen und Ansätzen zu deren Lösung möchte ich die Leser an dieser Stelle nicht aufhalten, sie werden beispielsweise in Winker/Gilli/Jeleskovic (2007) ausführlicher diskutiert. Wichtig erscheint mir jedoch der Hinweis, dass die Methode noch in ihren Kinderschuhen steckt. Von daher ist es wenig überraschend, dass derzeit noch keine Aussage darüber möglich ist, ob mit den vorgestellten Modellansätzen tatsäch-

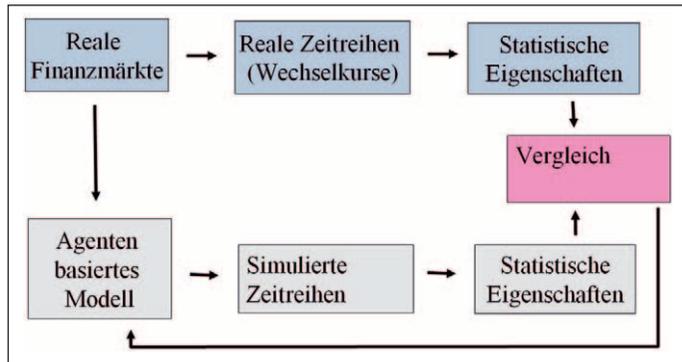


Abb. 4: Validierung agenten-basierter Modelle

lich eine bessere Modellierung von Wechselkurszeitreihen oder anderen Finanzmarktzeitreihen möglich sein wird. Zumindest hilft die Klasse der agenten-basierten Modelle jedoch, unser Verständnis über die Ursachen und Auswirkungen großer Veränderungen auf den Finanzmärkten zu verbessern.

Schlussfolgerungen

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Nutzen der klassischen ökonomischen Ansätze zum Verständnis kurzfristiger Entwicklungen auf Finanzmärkten häufig sehr begrenzt ist. Außerdem eignen sich diese Theorien auch nicht, die Wirkungen möglicher institutioneller Eingriffe in das Geschehen auf Finanzmärkten zu analysieren. So wird beispielsweise eine so genannte Tobin-Steuer auf Devisentransaktionen vorgeschlagen, um die kurzfristige Spekulation und die daraus resultierenden Schwankungen auf dem Devisenmarkt zu reduzieren. Offenbar macht eine solche Steuer im klassischen Modell wenig Sinn, in dem Devisentransaktionen ausschließlich durchgeführt werden, um den Handel zwischen Ländern zu realisieren. In diesem Fall würde eine solche Steuer nur den Kauf des Big Mac jenseits des Atlantiks verteuern, was zumindest bei anderen Gütern nicht unbedingt im Interesse der Konsumenten sein dürfte.

Gegenüber den klassischen Theorien erlauben die agenten-basierten Modelle realistischere Annahmen über das Verhalten der Akteure. Insbesondere muss nicht davon ausgegangen

werden, dass sich alle Marktteilnehmer immer gleich verhalten. Stattdessen können unterschiedliche Verhaltensregeln unterstellt werden, die entweder recht einfach konzipiert sind wie im hier vorgestellten Beispiel oder aber das Ergebnis komplexerer Lernvorgänge sind, die dann ebenfalls Teil des Modells werden. Natürlich entsteht hierdurch eine deutlich höhere Komplexität der Modellierung, da man im Prinzip nahezu beliebig viele, mehr oder weniger sinnvolle Verhaltensmuster unterstellen kann. Dazu kommt noch, dass es ebenfalls realistisch ist, wie im hier vorgestellten Modell anzunehmen, dass sich das Verhalten im Zeitablauf ändern kann. Wiederum kann diese Änderung eher einem schlichten Zufallsmuster folgen oder ebenfalls das Ergebnis eines komplexen Lernprozesses sein, indem man beispielsweise unterstellt, dass Strategien, die sich in der Vergangenheit als erfolgreich herausgestellt haben, eine höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, auch in Zukunft angewandt zu werden. Man erkaufte sich die höhere Realitätsnähe der Modelle somit mit einem erheblich höheren Komplexitätsgrad, was sich insbesondere für die Quantifizierung der Modellparameter und den Vergleich der Modellgüte mehrerer Modelle als zumindest nicht unproblematisch herausstellt. Im vorliegenden Beitrag konnte lediglich eine grobe Idee vermittelt werden, wie mit diesem Problem methodisch umgegangen werden kann. Die Forschung dazu steht aber eher noch am Anfang. Wenn diese Probleme jedoch zumindest teilweise in den Griff zu bekommen sind, erhält man eine neue Modellklasse, die neue Analysen erlaubt. Wahrscheinlich wird es zwar auch mit diesen Modellen nicht gelingen, perfekte Prognosen über die Entwicklung der Wechselkurse abzuliefern. Würde dies gelingen, wäre der Autor ein gemachter Mann und würde sich hüten, sein Wissen mit anderen zu teilen. Allerdings könnte die Schätzung der Modelle eines Tages Aussagen darüber erlauben, in welchem Zustand sich ein Markt aktuell befindet, das heißt, welche Art von Strategien domi-

nieren. Das Entstehen einer Blase könnte damit nicht erst im Nachhinein diagnostiziert werden, sondern schon, während diese noch im Wachsen ist. Wichtiger vielleicht noch als derartige Aussagen ist aber die Option, empirisch valide Modelle dieses Typus zu nutzen, um die Effekte institutioneller Eingriffe zu analysieren. Beispielsweise kann man in einem solchen Modell sinnvoll die Frage stellen, ob eine Tobin-Steuer grundsätzlich geeignet wäre, die Häufigkeit des Entstehens und das Ausmaß von Blasen zu reduzieren. Beispiele für solche Analysen finden sich bei Westerhoff (2008).

Wie nicht unüblich am Schluss einer Abhandlung über einen relativ jungen Forschungszweig, kann es kein abschließendes Urteil darüber geben, ob der Ansatz anderen Methoden überlegen ist oder nicht. Es lässt sich aber sicher festhalten, dass agenten-basierte Modelle neue Einsichten über die Funktionsweise (nicht nur) von Finanzmärkten liefern können. Damit steckt auf jeden Fall Potential in den vorgestellten Ideen. Dieses Potential zu realisieren wird die Aufgabe zukünftiger Forschungsarbeiten sein. Vielleicht wird es dann auch möglich sein, in Zukunft die ersten Anzeichen von drohenden Finanzmarktkrisen früher zu erkennen und geeignete institutionelle Maßnahmen zu deren Verhinderung zu finden.

Literatur:

- Kirman, A. (1991): Epidemics of opinion and speculative bubbles in financial markets. In: M. Taylor (Hrsg.): Money and Financial Markets. Macmillan, S. 354–368.
- Kirman, A. (1993): Ants, rationality, and recruitment. In: Quarterly Journal of Economics 108, S. 137–156.
- LeBaron, B.; Winker, P. (2008): Introduction to Special Issues on Agent Based Models in Economic Policy Advice. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 228, S. 141–147.
- Westerhoff, F. (2008): Regulation of financial markets: Some First Insights from Agent-Based Models. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 228, S. 195–227.
- Winker, P.; Gilli, M.; Jeleskovic, V. (2007): An Objective Function for Simulation Based Inference on Exchange Rate Data. In: Journal of Economic Interaction and Coordination 2, S. 125–145.

Britta Bannenberg

Korruptionsforschung: Korruption in Wirtschaft und Verwaltung

„Warum sollte ein Unternehmen oder die Wirtschaft als Ganzes überhaupt moralisch handeln? [...] Ein Unternehmen sollte ganz einfach deshalb moralisch handeln, weil sich unmoralisches Handeln nicht lohnt! Oder, um es wiederum in Anlehnung an den Titel dieses Buches zu sagen: Wer die Moral vernachlässigt, der schadet in der Konsequenz auch der Profitabilität. Das mag nicht für jede Verlockung gelten, irgendwo einen schnellen Euro oder Dollar zu machen. Es gilt aber allemal, wenn nicht schnell verdientes Geld, sondern dauerhafter wirtschaftlicher Erfolg und die dauerhafte Existenz des Unternehmens angestrebt werden. Denn Täuschung, Betrug und Korruption lassen sich auf Dauer nicht verbergen. Und wenn solche unrechtmäßigen Verhaltensweisen aufkommen, dann schadet das – unabhängig vom Strafmaß – der Reputation. Dies wiederum kann letztlich zu einem immensen wirtschaftlichen Schaden führen [...]“
(Heinrich von Pierer, 2003:11)¹

Dieser Aussage ist nichts hinzuzufügen. Nur ging gerade der „Fall Siemens“ in die jüngste Korruptionsgeschichte ein.

An der Professur für Kriminologie bildet die Beschäftigung mit dem Phänomen Korruption aus kriminologischer und strafrechtlicher Sicht, aber auch in interdisziplinärer Perspektive einen Forschungsschwerpunkt. Aktuell richten sich die Forschungsaktivitäten auf Fragen der Entwicklung der Korruption insbesondere in Deutschland. Ebenso relevant sind Strategien der Eindämmung. Die vielfältigen Bestrebungen vornehmlich in der Wirtschaft zur sogenannten „Compliance“ sind spätestens seit dem Bekanntwerden der umfassenden strafrechtlichen Korruptionsermittlungen bei Siemens zu einem wichtigen Thema bei vielen Unternehmen geworden. Compliance meint in diesem Zusam-

menhang zunächst Selbstverständliches: die Einhaltung der geltenden Gesetze. Für Unternehmen bedeutet Compliance wirtschaftliche Tätigkeit im Einklang mit dem geltenden Recht.² Insbesondere die Korruptionsprävention bildet einen Kernbereich der Compliance.³ Im Rahmen seines Habilitationsvorhabens befasst sich der wissenschaftliche Mitarbeiter Dr. Matthias Braasch mit einer empirischen Auswertung von Strafverfahren zu § 299 StGB (Angestelltenbestechung). Neben Aktenauswertungen sollen Interviews mit Strafverfolgern Erkenntnisse über typische kriminologische Fragestellungen im Zusammenhang mit dem Themenfeld Wirtschaftskorruption erbringen: Phänomenologie, Täter, Schäden (statt persönliche Opfer) sowie Ansatzpunkte für möglichst wirksame Prävention und Repression. Strafrechtliche Erledigungen und deren Schwierigkeiten sind ebenso von Interesse wie interne Kontroll- und Präventionsstrategien der Unternehmen. Diese sind häufig durch gesetzliche Veränderungen oder spezielle Verfolgungsrisiken motiviert (Organhaftung nach § 93 AktG; Sarbanes-Oxley-Act für an den amerikanischen Börsen notierte Unternehmen; das Tätigwerden der amerikanischen Börsenaufsicht Securities and Exchange Commission, SEC; KontraG u.a.). Das Bekanntwerden der strukturellen Korruption bei Siemens mit Kosten von etwa 2,5 Milliarden Euro für Strafen, interne Ermittlungen und den Aufbau eines Compliance-Systems (verstanden vor allem als Antikorruptionssystem)⁴ hat bei den deutschen Unternehmen zu einem Bewusstwerden der Risiken der Korruption und deren Aufdeckung in eigenen Geschäftsbeziehungen im In- und Ausland geführt. Dissertationen befassen sich mit spannenden Fragestellungen, etwa den „Standards“ oder auch nur Entwicklungen im Bereich der Compliance-Anforderungen. Wie gehen etwa

mittelständische Unternehmen mit diesem Thema um? Von erheblichem Interesse ist nicht nur die schwerwiegende Korruption mit allen straf- und zivilrechtlichen Konsequenzen, sondern auf der anderen Seite die Abgrenzung legalen Handelns im Rahmen von Kundenbeziehungen, „Klimapflege“ und Werbemaßnahmen von unerlaubter Einflussnahme. Darf das Unternehmen X seine Top-Kunden aus der Privatwirtschaft, etwa Mitarbeiter von Zulieferfirmen, mit denen eine dauernde Geschäftsbeziehung besteht, in VIP-Logen im Fußballstadion und zu „Events“ in luxuriösen Skiorten einladen? Handelt es sich um erlaubte Kundenbindung oder um Manipulation durch Vorteile? Wird dadurch der Wettbewerb beeinflusst? Gegenüber Amtsträgern ist das Strafrecht seit 1997 erheblich verschärft worden. Danach darf ein Amtsträger weder Vorteile für seine Dienstausübung annehmen, noch dürfen diese von Unternehmern gewährt werden. Aber ist jede Einladung etwa im Rahmen der Ansiedlungspolitik und Kontaktpflege in Stadt und Gemeinde unerlaubte „Klimapflege“ (also Korruption)? Wie grenzt man Repräsentationspflichten hochrangiger Amtsträger und erlaubtes Sponsoring von der beginnenden Beeinträchtigung der Sachlichkeit staatlicher Entscheidungen ab? Wann wird das Vertrauen der Allgemeinheit in die Unkäufllichkeit von Amtsträgern beschädigt? Diese Debatten sind Gegenstand zahlreicher streitiger strafrechtlicher Kommentierungen. Unternehmer und Amtsträger wollen jedoch zu Recht Klarheit über die Grenzen des Erlaubten. Der Gesetzgeber wollte Kontakte zwischen Wirtschaft und Verwaltung nicht unterbinden. Die Grenzen sind schwer zu ziehen. Kriminologisch interessieren Gepflogenheiten und Änderungen der Richtlinien als Verhaltensregeln. Strafrechtlich handelt es sich um einen Graubereich mit einem erheblichen Risiko der Strafverfolgung, weil keine klaren Kriterien für die Abgrenzung existieren. Allerdings hat der Bundesgerichtshof in der aktuellen EnBW-Entscheidung (WM-Karten an Amtsträger)⁵ wichtige Abgrenzungskriterien zur strafbaren Korruption genannt: Die Plausibilität einer anderen Zielsetzung, die Stellung des Amtsträgers, die Beziehung des Vorteils-

gebers zu dessen dienstlichen Aufgaben, die Vorgehensweise bei dem Angebot, dem Versprechen oder dem Gewähren von Vorteilen (transparent oder heimlich) sowie die Art, der Wert und die Zahl solcher Vorteile. Notwendig ist eine Gesamtschau der Indizien. In einer Arbeitsgruppe von Compliance-Verantwortlichen großer deutscher Unternehmen, Vertretern kommunaler Unternehmen, Strafverteidigern und hochrangigen Vertretern der Justiz sowie der Professur für Kriminologie wird aktuell an einem Papier gearbeitet, das in Wirtschaft und Verwaltung zu praxisgerechter Handhabung der Zweifelsfälle führen soll.

Die kriminologische Forschung hat zu Korruption und Wirtschaftskriminalität Erkenntnisse über Strukturen, Täter und wirksame Gegenstrategien erbracht. Wissenschaft und Bundeskriminalamt unterscheiden typischerweise situative und strukturelle Korruption, wobei situative Korruption einen einmaligen spontanen Kontakt und strukturelle Korruption auf Dauer angelegte Beziehungen meint. Ergebnisse aus einer umfangreichen, bundesweit durchgeführten strafrechtlich-empirischen Studie zur Korruption⁶ zeigen weitere Differenzierungen, unterschiedliche Korruptionsstrukturen, typische Täter und vielfältige Mängel bei der Aufdeckung und Reaktion auf Korruption. Darnach lassen sich Korruptionsstrafataten wie folgt klassifizieren: Einzelfall- und Bagatelldelikte, räumlich und personell begrenzte und oft auf jahrelange Wiederholung angelegte „gewachsene Beziehungen“ und organisierte Wirtschaftskriminalität großen Stils nicht zuletzt mit Verbindungen in die Politik. Problematisch ist dabei gerade die Verbreitung der schwerwiegenden Formen (strukturelle Korruption). Langjährige, auch jahrzehntelange Verbindungen lassen sich belegen, in denen die Beteiligten fortwährend manipulieren, verschleiern und profitieren. Korruption in Deutschland ist darnach kein Problem der sogenannten Einzelfall- oder Bagatellkorruption. Diese Fälle kommen zwar vor, stellen jedoch weder ein massenhaftes Phänomen dar, noch geben sie Anlass zur Beunruhigung. Einzelfälle liegen vor, wenn bei Gelegenheit, also aus der Situation heraus, geschmiert wird (bei

der Verkehrskontrolle überreicht der Autofahrer Führer- und Euroschein, in der Erwartung, den Führerschein zurück zu bekommen), die Bestechung also weder geplant noch auf Wiederholung angelegt ist (situative Korruption). Geber und Nehmer sind sich in der Regel fremd, das Geschehen beschränkt sich meistens nur auf zwei oder wenig mehr Personen. Bei „gewachsenen Beziehungen“ handelt es sich um Fälle struktureller Korruption, die räumlich und personell begrenzt sind. Es geht um länger andauernde Korruptionsbeziehungen, die sich vorwiegend auf eine Wirtschaftsregion beschränken. Die Korruptionsverflechtungen können weit über hundert Personen und Dutzende von Firmen umfassen. In der Regel wachsen diese Beziehungen sehr lange ungestört. Strukturelle Korruption findet sich typischerweise im Bauwesen und allgemein im Vergabebereich der öffentlichen Verwaltung. Von Netzwerken der Korruption ist im Zusammenhang mit der organisierten Wirtschaftskriminalität auszugehen. Hier sind eine Vielzahl von Personen auf Nehmer- und Geberseite, häufig Kartelle, auf Dauer und über die Grenzen von Bundesländern hinweg beteiligt. Die Korruption gehört zur Geschäftspolitik eines Unternehmens und wird entsprechend des hierarchischen Aufbaus vom Vorstand beschlossen und über die kaufmännische Geschäftsleitung bis hinunter zum Kalkulator in die Tat umgesetzt. Typisch ist hier die systematische Vertuschung bis hin zur „Vorratsbestellung“ von Strafverteidigern und der Zahlung von Schweigegeldern. Eine systematische Einflussnahme der gewaltorientierten organisierten Kriminalität (in Abgrenzung zur organisierten Wirtschaftskriminalität), wie sie etwa im Bereich des Menschen- und Drogenhandels anzutreffen ist, auf Politik, Justiz und Verwaltung mit Hilfe von Korruption ist in Deutschland bislang nicht festzustellen, von Einzelfällen abgesehen. Insbesondere die Großverfahren der Wirtschaftskriminalität mit korruptivem Hintergrund werfen Probleme der Bearbeitung auf. Strafrechtliche Ermittlungen in umfangreichen Korruptionsverfahren sind von verschiedenen praktischen Schwierigkeiten geprägt, wie sie

aus umfangreichen Wirtschaftsstrafverfahren oder Verfahren der (gewaltgeprägten) organisierten Kriminalität bekannt sind. Diese Verfahren weisen gegenüber normalen Strafverfahren eine Reihe von Besonderheiten auf. Alle mit dieser Materie befassten Personen, ob Beschuldigte, Strafverteidiger, Strafverfolgungsbehörden oder Gerichte, haben mit den rechtlichen Schwierigkeiten der Tatbestände zu tun, die häufig schon die Feststellung der Frage erschweren, ob überhaupt ein hinreichender Tatverdacht vorliegt. Auch im subjektiven Bereich der Tatbestandsfeststellung tauchen Probleme auf. Die Verfahren sind aus verschiedenen Gründen kompliziert und langwierig, und es gibt praktische Schwierigkeiten, die Vorwürfe zu beweisen. Oft geht es um eine Vielzahl einzelner Tathandlungen, die sich über einen längeren Tatz Zeitraum erstrecken; Beweisschwierigkeiten und Schwierigkeiten bei der Abschichtung des Verfahrensstoffes sind die Folge. Bei der strafrechtlichen Ermittlung wie auch bei der Verteidigung in Wirtschaftsstrafverfahren sind deshalb neben der Rechtskenntnis besondere Kenntnisse der Materie, der Phänomenologie und der typischen Handlungsweisen der Beschuldigten erforderlich. Die Täter wirken oft mit mehreren zusammen, errichten gesellschaftsrechtliche Schachtelsysteme und agieren im Gegensatz zu Tätern anderer Kriminalitätsformen oder Alltagskriminalität geschickt und taktisch, verfügen zum Teil über materielle oder gesellschaftliche Machtstellungen und verstehen es auch ab und zu, die Medien mit in das Spiel der Aufdeckung oder Verdunkelung einzubeziehen. Die typischen Täter sind Angehörige (meistens) bekannter und erfolgreicher Unternehmen, die Korruption strategisch zur Auftragserrlangung oder im Wettbewerb einsetzen und nach wie vor mit Verschleierte taktiken wie „schwarzen Kassen“, fälschlich so genannten Provisionsvereinbarungen und Beraterverträgen arbeiten. Der Einsatz von Schmiergeldzahlungen unter Scheinverträgen mit Angehörigen, Bekannten oder professionellen Vermittlern über Steueroasen ist noch vielfach üblich. Diese Straftaten im Unternehmensinteresse rentieren sich auch für die ein-

zelenen Täter, diese sind aber typischerweise keine „Betrüger“, sondern erleichtern ihr Handeln mit Rechtfertigungsstrategien angeblicher Üblichkeit und Erwünschtheit. Fehlende Kontrollen und Doppelmoral in den Unternehmen halten diese Kriminalitätsformen deshalb lebendig. Die Ermittlungsbehörden bedürfen spezieller Kenntnisse auch bei der praktischen Durchführung von speziellen Ermittlungsmaßnahmen, um eine Warnung der Beschuldigten, das Verdunkeln von Tathandlungen und das Entziehen von Tatgewinnen zu verhindern. Strafanzeigen und Zeugenaussagen sind selten. Unbeteiligte Dritte können das Tatgeschehen selten verfolgen, weshalb kaum Zeugen zur Verfügung stehen. Insider sind deshalb häufig nicht nur Zeugen, sondern auch mutmaßliche Tatbeteiligte. Aussagen unterbleiben, weil sie zur Selbstbelastung führen können. Aus diesem Grund hat man die Bedeutung so genannter „Whistleblower“ erkannt und schafft anonyme Möglichkeiten für Hinweisgeber, den Verdacht solcher Taten zu melden. Aus der Generalpräventionsforschung ist bekannt, dass Strafrecht gerade bei kalkulierbaren Delikten wie Wirtschaftsstraftaten und Korruption von der Entdeckungswahrscheinlichkeit beeinflusst wird, was etwa durch Hinweisgebersysteme geschieht.

Korruption im Sport

Das Forschungsinteresse richtet sich weiter auf ein Phänomen, das erst seit einiger Zeit im Zusammenhang mit Korruption und Manipulation wahrgenommen wird: die Welt des organisierten Sports. Eher wird dieser Bereich mit der schönsten Nebensache der Welt, also nicht mit wirtschaftlichen Interessen in Milliardenhöhe in Verbindung gebracht. Anders als bei Korruption, die Alltag und Wettbewerb beeinträchtigt, scheint im Sport bislang keine Notwendigkeit gesehen zu werden, sich ernsthaft mit Manipulationen und deren Verhinderung auseinanderzusetzen. Ob im Fußball, Tennis oder Wintersport tatsächlich über organisierte illegale Netzwerke unerlaubte Leistungssteigerungen mit zweckentfremdeten Medikamenten oder Schwarzmarktprodukten

fragwürdiger Herkunft stattfinden, ist ebenso wenig aufregend wie das „Verschieben“ von Spielergebnissen mit Hintergründen von profitorientiertem Wettbetrug. Der Forschung fehlt weitgehend der Zugang über Strafverfahren, weil viele Formen des Machtmissbrauchs im Sport dem Strafrecht entweder gar nicht erst unterfallen oder nicht aufgedeckt und damit den Strafverfolgungsbehörden nicht bekannt werden. Typisch strafbare Phänomene betreffen eher den Randbereich des Sports wie der Bau von Sportstadien (die heute überall „Arenen“ genannt werden). Auch der gekaufte Journalismus durch Platzierung von Werbung und Beiträgen kann erfasst werden, wenn die Journalisten Amtsträger oder Angestellte sind und Geld an den Journalisten bezahlt wird, das dem Sender oder der Redaktion verheimlicht wird. Die Interessenverflechtungen durch zu große Nähe zu Sportlern und Sponsoren, die sich in unkritischer oder verzerrender Berichterstattung niederschlagen, also der Kern des unabhängigen Journalismus, ist dagegen viel schwerer zu belegen und auch nicht strafrechtlich zu ahnden. Zu beobachten sind personelle Verflechtungen und nicht nachvollziehbare Verschaffungen von Machtpositionen bis hin zum „Wegkaufen“ unerwünschter Kritik durch Lagerwechsel und Stellenbesetzungen im organisierten Sport. Ob die Personalauswahl in Sportgerichten und Verbänden immer den Kriterien der Sachlichkeit und Fähigkeit folgt, ist zu bezweifeln. Im Zusammenhang mit Spielervermittlungen im Profisport fallen dubiose Berater mit Millionenhonoraren auf, die nicht selten bereits wegen Steuerhinterziehung, Betrug, Untreue vorbestraft sind und trotzdem weiter im Geschäft bleiben. Die Wahl von Austragungsorten für hochrangige Sportereignisse fällt in großer Zahl intransparent oder klar unsachlich. Spieler- und Schiedsrichterbestechung ist nur strafbar, wenn ein Zusammenhang mit Wettbetrug, also ein Vermögensschaden vorliegt, der zur Anwendung des Betrugstatbestandes führt. Der Kern der Manipulation eines Spieldausgangs ist strafrechtlich mit den geltenden Korruptionstatbeständen nicht zu erfassen. Die sportrecht-

lichen Regelwerke schweigen hier meistens, und im Fußball wurde erst nach dem „Fall Hoyzer“ reagiert. Doping als organisierte Manipulation sportlicher Wettbewerbe, die nicht nur vom Sportler individuell eingesetzt wird, setzt den „Nachschub“ großer Mengen von Medikamenten und vor allem die Kenntnis der Wirkweisen sowie nicht selten auch die Manipulation und Verdunklung gegenüber den Kontrolllaboren voraus. Über diese Logistik entscheidet keinesfalls der einzelne betrübende Sportler. Durch das lange existierende Netzwerk seiner Betreuer, Trainer, Ärzte und Berater bleibt er auf dem aktuellen Stand, und „Unfälle“ werden mit individuellem Schicksal erklärt. Hier ist auch an den Einsatz der öffentlichen Gelder im staatlich geförderten Leistungssport zu denken. Bei struktureller Manipulation müsste die Förderung gestrichen und in Aufklärungsstrukturen investiert werden, um das System wieder umzukehren. Doping ist nur in besonderen Fällen über das Arzneimittelgesetz strafrechtlich zu erfassen. Verschiedene Gesetzesreformen in jüngster Zeit haben kaum Veränderungen bewirkt, und die sportrechtliche Selbstkontrolle funktioniert beim organisierten Doping trotz Verbotsregeln in fast allen Sportarten nur sehr unzureichend. Das Forschungsinteresse richtet sich auf Erkenntnisse über Strukturen und Besonderheiten bestimmter Sportarten und Möglichkeiten wirksamer Prävention und Kontrolle.

Anmerkungen:

- ¹ So der langjährige Vorstandsvorsitzende und spätere Vorsitzende des Aufsichtsrats der Siemens AG Heinrich von Pierer in einem Beitrag des von ihm mit verfassten Werkes: Heinrich von Pierer / Karl Homann / Gertrude Lübbecke-Wolff: Zwischen Profit und Moral. Für eine menschliche Wirtschaft, München, Wien 2003, 7–34, 11 f. Von Pierer trat am 19. April 2007 zurück.
- ² Umfassend etwa Christoph E. Hauschka (Hrsg.): Corporate Compliance. Handbuch der Haftungsvermeidung im Unternehmen. München 2007.
- ³ Dieter Dölling (Hrsg.): Handbuch der Korruptionsprävention. München 2007.
- ⁴ www.siemens.com/responsibility/de/compliance/index.htm. Mittlerweile sind dort 600 Mitarbeiter weltweit beschäftigt.
- ⁵ Bundesgerichtshof (BGH), Entscheidung vom 14. 10. 2008 (1 StR 260/08).
- ⁶ Britta Bannenberg: Korruption in Deutschland und ihre strafrechtliche Kontrolle. Eine kriminologisch-strafrechtliche Analyse. Luchterhand 2002, BKA-Bd. 18, Reihe Polizei + Forschung. Kostenloser Download unter: www.bka.de.

Literatur zum Thema und Kontakt:

- Britta Bannenberg: Beitrag „Korruption“, in: Wabnitz/Janovsky (Hrsg.): Handbuch des Wirtschafts- und Steuerstrafrechts, 3. Aufl. München 2007, 615–692.
- Britta Bannenberg: Kommentierungen §§ 298 ff., 331 ff. StGB, in: Dölling / Duttge / Rössner (Hrsg.): Gesamtes Strafrecht. StGB, StPO, Nebengesetze. Handkommentar 2008.
- Britta Bannenberg / Wolfgang Schaubenstein: Korruption in Deutschland. Portrait einer Wachstumsbranche. 3. Auflage München 2007.
- Matthias Braasch: Kriminologische Aspekte des Dopings, in: Kriminalistik 8-9/2008, 479–485.
- www.recht.uni-giessen.de/wps/fb01/home/
 Bannenberg
britta.bannenberg@recht.uni-giessen.de



Lässt Wünsche schneller wahr werden: der Sparkassen-Privatkredit.

Günstige Zinsen. Flexible Laufzeiten. Faire Beratung.

 Sparkasse
Gießen

Machen Sie Ihren Wunsch zur Wirklichkeit. Der Sparkassen-Privatkredit ist die clevere Finanzierung für Autos, Möbel, Reisen und vieles mehr. Mit günstigen Zinsen, kleinen Raten und einer schnellen Bearbeitung gehen Ihre Träume leichter in Erfüllung. Infos in einer unserer Filialen und unter www.sparkasse-giessen.de. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**



Irene Häderle

Vom Ausschluss zur Förderung. Frauen an der Universität Gießen 1908 bis 2008

2008 war ein bedeutendes Jahr für die Frauen der Justus-Liebig-Universität. Zum einen weckte das von der Universität gefeierte Jubiläum „100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008“ öffentliche Aufmerksamkeit für das Thema „Frauen an der Universität“. Das zweite für die Frauen wichtige Ereignis vollzog sich sehr viel unauffälliger in den universitären Gremien, die im November 2008 ein neues Gleichstellungskonzept verabschiedeten. Denn trotz 100 Jahre Frauenstudium und 20 Jahre Frauenförderpolitik sind Frauen immer noch nicht paritätisch auf allen Ebenen der Universität vertreten. Nun wurde ein Maßnahmenkatalog verabschiedet, der möglicherweise eine neue Ära der Gleichstellungspolitik an der JLU einläuten wird. Noch nie wurde ein so umfassendes Maßnahmenpaket beschlossen, noch nie so viel Geld dafür zur Verfügung gestellt und noch nie hat sich die Universität selbst in diesem Ausmaß als Initiatorin und als Objekt zukünftiger Gleichstellungsmaßnahmen eingebracht.

Die Parallelität der beiden Ereignisse ist Zufall, sie fordert aber zu einer Betrachtungsweise auf, die beide Themenbereiche miteinander verbindet. Seit 100 Jahren sind Frauen Teil dieser Universität, und immer noch besteht das Problem ihrer unvollendeten Integration. Hier hilft die Beschäftigung mit der Vergangenheit, die heutige Situation in historischer Perspektive zu sehen und sie damit besser zu verstehen. Jahrhunderte lang war die Universität in Deutschland eine Institution von Männern für Männer, und auch der Beginn des Frauenstudiums in Deutschland ab Beginn des 20. Jahrhunderts änderte daran wenig. Erst der massive und kontinuierliche Ansturm der Frauen auf die Studienplätze seit den sechziger und siebziger Jahren bewirkte einen Strukturwandel der Universitäten – vor und parallel zum Wandel der Hochschulen vom tradi-

tionsreichen „Elfenbeinturm“ für eine kleine (männliche) Elite zur modernen „Massenuniversität“ –, der die Basis bildete für das Aufkommen frauenpolitischer Forderungen, die Ausformung der Frauen- und Geschlechterforschung und die Institutionalisierung einer Frauenförderpolitik. Trotzdem blieb die Universität bis heute eine Institution, die vornehmlich von Männern geführt wird und in der die festen, bestdotierten Stellen im wissenschaftlichen Bereich fast ausschließlich in Männerhand sind. Frauen haben nur 15 Prozent aller Professuren inne, und auch in den Leitungsfunktionen von Gremien der akademischen Selbstverwaltung und der wissenschaftlichen Einrichtungen der Justus-Liebig-Universität sind sie gar nicht bzw. relativ selten anzutreffen (Präsidium: 0 Prozent, Dekanate: 21 Prozent, Senat und Fachbereichsräte: 30 Prozent, Wissenschaftliche Zentren und Forschungsverbände: 13 Prozent).¹ Chancenungleichheit hat sich für Frauen im Verlauf der letzten 100 Jahre von der Ebene der höheren Schulbildung und des Studiums auf die Ebene der höheren Berufsqualifikationen und Berufsaussichten verlagert. In Gießen sind zwar 66 Prozent aller Studierenden und sogar 72 Prozent aller UniversitätsabsolventInnen Frauen, bei den Promotionen fällt der Frauenanteil aber schon auf 51 Prozent und bei den Habilitationen auf 24 Prozent.²

Auch wenn diese Zahlen weiteren Handlungsbedarf auf der Ebene der Gleichstellungspolitik der Universität signalisieren, stellen sie doch einen deutlichen Fortschritt gegenüber früheren Jahren dar. Sie sind das Ergebnis einer zwanzigjährigen aktiven Frauenförderungs politik, die in Hessen in den späten 1980er Jahren, an der Justus-Liebig-Universität im Jahre 1989 implementiert wurde, um das krasse Ungleichgewicht zwischen Frauen und Männern vor allem im Wissenschaftsbereich aufzuheben.

Der Blick zurück auf die Geschichte der Frauen an der Universität zeigt, dass Frauen heute mit ihren Erfolgen und Errungenschaften auf dünnem Eis stehen. Ihre teilweise erreichte Gleichstellung an der Universität ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, sondern mühsam erarbeiteter Erfolg auf dem hart umkämpften Terrain der Stellen und Positionen im Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb. Und wie ich im Folgenden zeigen werde, hatte sich die Lage von Frauen an der Universität im Verlauf der kurzen hundert Jahre, die sie überhaupt dabei sein durften, schon mehrmals verbessert, d. h. ihr zahlenmäßiger Anteil stieg; gesamtgesellschaftliche Entwicklungen machten die Erfolge aber nach wenigen Jahren wieder zunichte, wie z. B. nach dem Ersten Weltkrieg oder mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Achtsamkeit und die Fortsetzung einer Gleichstellungspolitik ist also durchaus vonnöten, wie letztere gestaltet wird, damit sie zum Erfolg führt, müssen die Verantwortlichen gegebenenfalls immer wieder neu bestimmen.

Dass wir heute auf eine Reihe von neuesten Forschungsarbeiten zur Geschichte der Frauen an der Universität Gießen zurückgreifen können, ist der Initiative der Frauenbeauftragten der Justus-Liebig-Universität, Marion Oberschelp, zu verdanken, die das Jubiläum „100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008“ zum Anlass nahm, Forschung zur Historie der Frauen zu initiieren. Seit Dezember 2008 liegt nun das Buch *Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008*, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Marion Oberschelp, Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, Carsten Lind³ vor, in dem die Ergebnisse dieser Forschungen zusammen mit Gegenwartsanalysen und Interviews mit ehemaligen Professorinnen und Studentinnen zusammengefasst sind. Ich werde im Folgenden Ergebnisse daraus vorstellen, die sich auf einige der (historischen) Akteure und Zielgruppen heutiger Gleichstellungspolitik beziehen – die Studentinnen, die Hochschullehrerinnen und die Universität –, um so historische Entwicklungslinien aufzuzeigen und unser Verständnis der Gegenwart auf ein breiteres Fundament zu stellen.

Studentinnen an der Universität Gießen 1908 bis heute

Die ersten 50 Jahre: Eine kleine Minderheit

Der Zugang von Frauen zum Studium an der Universität war in Deutschland hart umkämpft, Politiker und Universitäten wehrten sich lange gegen diese Neuerung, die einerseits geltende weibliche Rollenvorstellungen verletzte, vor allem aber für Männer eine zukünftige verschärfte Konkurrenzsituation auf dem akademischen Arbeitsmarkt bedeutete.⁴ Der Druck der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland und der bildungspolitischen Entwicklungen im Ausland zeigte jedoch Wirkung, so dass ab 1900 ein deutscher Staat nach dem anderen entsprechende Gesetze erließ. Im Großherzogtum Hessen erfolgte die Regelung am 29. Mai 1908 qua Ministerialbeschluss, ab Wintersemester 1908/09 studierten auch an der Universität Gießen die ersten ordentlichen Studentinnen. Sie blieben allerdings über eine sehr lange Zeit, nämlich ein halbes Jahrhundert, eine kleine Minderheit, die über einen Anteil von fünf bis acht Prozent nicht hinaus kam. Ursache für diesen unterdurchschnittlichen Frauenanteil – im Deutschen Reich und auch später in der Bundesrepublik lag der Durchschnitt bis zu zehn Prozent höher – waren die traditionellen Fächerschwerpunkte Landwirtschaft und Tiermedizin an der „Ludoviciana“, aber auch der Kleinstadtcharakter Gießens, wo Studentinnen mit größeren Vorurteilen und stärkerer Ablehnung zu rechnen hatten als in den Großstädten. Aber nicht nur in Kleinstädten hatten Frauen im Studium und auf ihrem Weg in die Berufswelt mit besonders schwierigen Bedingungen zu kämpfen. In Hessen durften sie zwar ab 1908 studieren, zu den Abschlussprüfungen für das höhere Lehramt wurden sie aber erst 1915 zugelassen. Noch schlimmer traf es Frauen, die Rechtswissenschaften studieren wollten, sie wurden erst 1922 für das juristische Staatsexamen zugelassen. Auch konnten Frauen bis in die 1920er Jahre nicht habilitieren, es sei denn, sie erhielten eine Sondergenehmigung wie Marga-

rete Bieber, die bereits 1919 als eine der ersten Frauen im Deutschen Reich die *Venia legendi* an der Universität Gießen erlangte.

Bemerkenswert sind die Schwankungen der Studentinnenzahlen je nach politischer und ökonomischer Situation des Landes, ein Phänomen, das bis in die sechziger Jahre beobachtet werden kann. Fehlte der männliche akademische Nachwuchs, wie in den beiden Weltkriegen, stiegen die Studentinnenzahlen, kamen die Männer aus dem Feld zurück, fielen sie wieder. In der Weimarer Republik stiegen die Studentinnenzahlen in den späten zwanziger Jahren, um nach der Weltwirtschaftskrise wieder nach unten zu gehen. Ob Frauen studierten, hing stark davon ab, inwieweit sie sich von traditionellen Rollenklischees lösen konnten, von den finanziellen Mitteln, die ihnen bzw. ihren Familien zur Verfügung standen, und ob sie sich an den Universitäten mit den das Frauenstudium oft ablehnenden Professoren und männlichen Kommilitonen durchsetzen konnten. Waren akademisch ausgebildete Frauen politisch und wirtschaftlich nicht mehr opportun, wie in den Jahren der Weltwirtschaftskrise, wurden auch Gesetze erlassen, die das Studium für Frauen noch unattraktiver machten, wie z. B. ein 1932 vom Reichstag erlassenes Gesetz, nach dem Beamtinnen, die heirateten, aus dem Dienst ausgeschlossen wurden.

Die besonderen Schwierigkeiten, die Studentinnen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik zu meistern hatten, schlugen mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in offene Diskriminierung um. „Die Hochschule gehört den Männern“, verkündete der Reichschulungsleiter des Nationalsozialistischen Studentenbundes 1933 unverblümt, Frauen dürften nur „als Gäste“ studieren und auch nur solche Fächer, die sie auf ihre Rolle als Mutter vorbereiteten. Ein geschlechtsspezifischer Numerus clausus für Frauen, der ihren Anteil auf maximal zehn Prozent aller Studienanfänger festlegte, wurde 1934 erlassen, allerdings schon ein Jahr später wieder aufgegeben. Auch die Berufschancen der Studentinnen wurden durch zahlreiche diskriminierende Regelungen beschnitten, denn Führungspositionen sollten den Männern vorbehalten blei-



Abb. 1: Lucie Jacobie und Lina Bindewald als Studentinnen der Universität Gießen im Jahr 1917 (Privatbesitz)

ben. Für jüdische Studentinnen bedeutete die Machtübernahme der Nationalsozialisten das Ende ihres Studiums. In Gießen wurden sie gemäß einer Entscheidung des hessischen Ministerialrats Ringshausen vom Juli 1933 ohne Ausnahme von der Universität gewiesen. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kam es zur Kehrtwende in der nationalsozialistischen Bildungspolitik. Frauen sollten nun den Platz der an die Front eingezogenen männlichen Kommilitonen einnehmen, wofür sogar mit Vergünstigungen und Stipendien für Frauen geworben wurde. Ab 1940 kam es zu einem massiven Anstieg der Studentinnenzahlen im Deutschen Reich. Diese Entwicklung schlug sich auch in Gießen nieder. Bis zum Sommersemester 1944 erreichten Studentinnen einen phänomenalen Anteil von fast 40 Prozent. Insgesamt 475 Frauen studierten nun an der Gießener Universität, fast alle das Fach Medizin. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs nutzte die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft den historischen Neuanfang nicht für einen Neuanfang im Bildungswesen, vielmehr wurden das dreigliedrige Schulsystem und die klassische Ordinariuniversität fortgeführt. Für Frauen galt wieder das bewährte Muster: Die Männer

kamen aus dem Krieg zurück, die Frauen räumten ihre Studienplätze. Im Jahre 1950 betrug der Anteil von Frauen aller an wissenschaftlichen Hochschulen Studierenden in der BRD nur 16,7 Prozent, gerade ein Prozent mehr als in den letzten Jahren der Weimarer Republik. Auch an den ablehnenden Einstellungen der Universitätsprofessoren gegenüber dem Frauenstudium änderte sich wenig, wie eine zeitgenössische Studie von Hans Anger über Probleme der deutschen Universität belegte.

Beginn einer neuen Zeit: Von der Minderheit zur Mehrheit

Erst in den sechziger Jahren sollten sich die Verhältnisse grundlegend ändern. Als Motor für den bedeutendsten Strukturwandel der deutschen Universitäten in den sechziger und siebziger Jahren wirkte das außerordentliche ökonomische Wachstum der Wirtschaftswunderjahre und die daraus resultierende Bildungsoffensive der Bundesregierung ab den späten fünfziger Jahren. Hierzu gehörte der Aus- und Neubau der Universitäten wie auch der Bau Pädagogischer Hochschulen, in denen die Lehrerschaft für die Kinder des „Babybooms“ ausgebildet werden sollte. Nun wurde auch wieder auf die Bildungsreserve „Frau“ zurückgegriffen, Frauen sollten vor allem für die Lehrerinnenausbildung für Grund-, Haupt- und Realschulen gewonnen werden. Die staatlichen Werbemaßnahmen in Sachen Frauenstudium zeigten durchschlagende Wirkung: Junge Frauen in der Bundesrepublik fingen ab Ende der 1960er Jahre an, in nie da gewesenem Maße an die Universitäten zu strömen und gegenüber ihren männlichen Kommilitonen zahlenmäßig aufzuholen. Dieser Trend war unumkehrbar und setzte sich bis in die Gegenwart fort.

In Gießen bewirkte die Eröffnung der Hochschule für Erziehung im Wintersemester 1961/62, die der Universität angegliedert wurde und die ein sechssemestriges Studium für das Lehramt an Volks- und Mittelschulen anbot, in den Folgejahren einen Quantensprung in der Zahl der Studentinnen. Die Zahl der immatrikulierten Studentinnen stieg innerhalb von drei Semestern von einer kleinen Minder-

heit zu fast einem Drittel aller Studierenden im Sommersemester 1962 an. Auch in den folgenden Jahrzehnten ging die Kurve weiter nach oben, bis die Studentinnen im Wintersemester 1987/88 zahlenmäßig ihre männlichen Kommilitonen überholten. Wie wir wissen, stieg ihre Zahl auch in den neunziger Jahren und zu Beginn des 21. Jahrhunderts weiter an, so dass sie heute mit ihrem Anteil von 66 Prozent eine Zweidrittelmehrheit unter den Studierenden innehaben.

Bessere Leistungen – weniger Erfolg

Die beeindruckende Erfolgsgeschichte der Frauen auf der Ebene der Studierenden setzt sich leider nicht in den Karriereverläufen der Frauen fort. Immer noch beeinflussen die Auswirkungen auch heute gültiger patriarchaler Geschlechterstereotype und -konditionierungen die Bildungs- und Berufswege von Mädchen und jungen Frauen negativ. So erzielen junge Frauen in Schulen und Hochschulen durchgängig bessere Leistungen als ihre männlichen Altersgenossen, sie verlassen jedoch die Schule mit einem stärker unsicheren und negativeren Selbstbild als die leistungsschwächeren Jungen. Auch gegenüber ihren Altersgenossen ist ihr Selbstbild durch Verunsicherung und einem Gefühl des Gefallen-Müssens geprägt, so dass unter ihnen die Tendenz besteht, ihr Wissen und ihre Klugheit zu verstecken, um die leistungsschwächeren Jungen nicht zu verschrecken. Schulen und Hochschulen wirken diesen Fehlentwicklungen nicht entgegen, sondern unterstützen im Gegenteil die Entmutigung der weiblichen Intellektualität. Weitere Nachteile gegenüber den jungen Männern erwarten junge Frauen vor allem nach Studienabschluss: Zwar ist die heutige Studentinnengeneration hoch motiviert und leistungsstark, ihre Berufsaussichten sind jedoch deutlich schlechter als die ihrer Kommilitonen: Akademikerinnen verdienen im Durchschnitt 15 Prozent weniger als Akademiker, außerdem sind sie in Leitungspositionen im öffentlichen Dienst, in der Politik und in der Privatwirtschaft auffallend unterrepräsentiert. An den Universitäten sind ihre Berufsaussichten besonders

schlecht. Wie eingangs erwähnt, erreichen die wenigsten das Ziel einer Professur.

„...Die Universität ist Männersache. Die geistig arbeitende Frau verfehlt die schöpferische Absicht...“⁵: Hochschullehrerinnen an der JLU 1908 bis 2008

Taten sich die Universitäten schon schwer, das Frauenstudium zu akzeptieren, so traf dies noch viel mehr auf Frauen zu, deren Berufsziel die Hochschullaufbahn war. Schon die Habilitation für Frauen war in den Ländern des deutschen Reichs sehr umstritten, die Befürchtungen der Gegner lassen sich in dem Zitat dreier Mitglieder des Akademischen Senats der Bonner Universität zusammenfassen, die davor warnten, doch die „bewährte Einrichtung“ nicht preiszugeben und „auf der Universität die Studenten von Männern zu Männern erziehen zu lassen.“⁶ Preußen gestattete erst 1920 die Habilitation von Frauen. In Gießen erhielten in den 37 Jahren zwischen Beginn des Frauenstudiums und dem Ende des Zweiten Weltkriegs nur drei Frauen die *venia legendi*: Margarete Bieber im Jahr 1919 als eine der ersten Frauen deutschlandweit im Fach klassische Archäologie; Charlotte von Reichenau im Jahr 1927 im Fach Staatswissenschaften und 1932 Elisabeth Lippert in Pädagogik und Psychologie. Keine der drei Akademikerinnen erreichte das Ziel einer ordentlichen Professur. Allerdings hatte Margarete Bieber seit 1931 die Stelle einer planmäßigen außerordentlichen Professorin an der Universität Gießen inne und stand kurz vor der Ernennung zur Ordinaria für Klassische Archäologie, als sie am 1. Juli 1933 aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums – Margarete Bieber war jüdischer Abstammung – aus dem hessischen Landesdienst entlassen wurde.

Auch in der Nachkriegszeit und in den fünfziger Jahren war für Frauen eine Berufslaufbahn als Hochschullehrerin an der Universität fast unmöglich. Zwar erhielten Frauen mit der Neufassung des deutschen Beamtengesetzes 1950 die gleichen Rechte wie die Männer und es gab auch durchaus habilitierte Frauen; die große



Abb. 2: Margarete Bieber (1879–1978) wurde 1923 zur außerplanmäßigen außerordentlichen Professorin ernannt und war damit die erste Professorin an der Universität Gießen. (Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen)

Mehrheit der in Frage kommenden Akademikerinnen erhielt aber nur Lehraufträge und bezog damit ein Gehalt, das unter dem Existenzminimum lag. Die Lage verbesserte sich auch in den folgenden zwei Jahrzehnten nur geringfügig. Im Jahre 1977 betrug der Anteil von Frauen im Gesamtlehrkörper der wissenschaftlichen Hochschulen in der BRD elf Prozent, der Anteil der Professorinnen 4,9 Prozent. Ganz offensichtlich fand der rasante Anstieg der Studentinnenzahlen an deutschen Hochschulen ab Ende der sechziger Jahre auf der Ebene der Lehrenden kein Äquivalent, vielmehr frappt die scharfe Diskrepanz zwischen den Anteilen der beiden Gruppen an den Gesamtzahlen. An der im Sommersemester 1946 eingerichteten Gießener Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin gab es bis Sommersemester 1951 überhaupt keine weiblichen Lehrkräfte.



Abb. 3: Anne-Eva Brauneck, eine der ersten Ordinaria an der Universität Gießen. Sie wurde 1965 als bundesweit erste Frau auf den Lehrstuhl für Kriminologie und Kriminalpolitik an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der JLU berufen. (Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen)

Zum Zeitpunkt der Wiedererlangung des Ranges einer Universität im Wintersemester 1957/58 hatten es gerade einmal zwei Frauen zu einer Stelle als Lehrbeauftragte geschafft. Erst in den sechziger Jahren wurden Frauen auch auf Lehrstühle berufen und vermehrt als habilitierte Lehrkräfte eingestellt. Die Zahl aller weiblichen Lehrenden in Gießen stieg in den zwölfjährigen Jahren 1957/58 bis 1970 von zwei auf insgesamt 40. Von diesen waren acht Professorinnen, weit mehr Frauen hatten Positionen als Lehrbeauftragte, Lektorinnen und (Ober-)Studienrätinnen inne.

Der doch recht beachtliche Anstieg weiblicher Lehrender im Verlauf nur eines guten Jahrzehnts war einer Entwicklungsphase in der Geschichte der Gießener Universität zu verdanken, die durch enormes Wachstum und eine beispiellose Bautätigkeit gekennzeichnet war. Allerdings muss wohl eher von einem trickle down-Effekt der Wirtschaftswunder- und Bildungsreformjahre gesprochen werden als von einer Rich-

tungsänderung in der Einstellungspolitik der Universität. „Weibliche Ordinarien werden erst dann berufen, wenn der Markt es erfordert“, hatte Prof. Dr. Helge Pross in einem Interview 1968 betont, und tatsächlich profitierten in Gießen Frauen von den Personalengpässen, die durch den raschen Ausbau der Philosophischen und der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten Mitte der sechziger Jahre entstanden. Dieser Effekt zeigte auch noch in den folgenden Jahren Wirkung, als Anfang der siebziger Jahre weitere weibliche Lehrkräfte eingestellt wurden. Bis zum Wintersemester 1976/77 hatten insgesamt 17 Frauen ordentliche Professuren an der Gießener Universität inne, immerhin dreieinhalbmal mehr Frauen als noch sechs Jahre zuvor. Auch prozentual stieg ihr Anteil damit auf 5,1 Prozent. Heute wissen wir, dass sich dieser Trend nicht fortsetzen sollte. Das Anwachsen des Frauenanteils an den Professuren der JLU verlangsamte sich gewaltig. Ganze 20 Jahre später erreichten Frauen nur einen Anteil von 8,6 Prozent unter den Professuren. Dieser konnte in den zehn Folgejahren bis 2008 auf einen Anteil von 15 Prozent gesteigert werden.⁷

Frauen begehren auf: Frauenbewegung und die Anfänge einer Frauenförderpolitik an der JLU

Die wachsende Präsenz von Studentinnen an der Universität ab den 1960er Jahren machte ihre widersprüchliche Situation in dieser Bildungsinstitution umso deutlicher. Um Erfolg zu haben, mussten sich Frauen an durch männliche Normen geprägte Strukturen und Anforderungen der Hochschule anpassen, in der Wissenschaft wie in der Lehre hatten sie kaum weibliche Vorbilder, und sie trafen, wie schon die Jahrzehnte zuvor, auf negative Vorurteile und Diskriminierung. Frauen hatten weder eine Öffentlichkeit noch eigene Netzwerke an der Universität. Auch frauenspezifische Maßnahmen und Einrichtungen wie Frauenforschung, Frauenbeauftragte oder das Lesben- und Frauenreferat des AstA waren in Deutschland bis in die siebziger Jahre hinein völlig unbekannt. Die „besonders kritische Lage der Studentinnen“ an der Justus-Liebig-Universität be-

legte eine 1970 erschienene empirische Studie der Psychosomatischen Klinik der Universität Gießen über Studenten und Studentinnen der JLU. Sie kam zu dem Ergebnis, dass die Universität die jungen Frauen und Männer sehr unterschiedlich fördere. Während männliche Studenten zu Beginn ihres Studiums eher verzagt und pessimistisch waren, gewannen sie im Lauf des Studiums an Selbstbewusstsein, fühlten sich von den Professoren ernst genommen und blickten am Ende des Studiums optimistisch in die Zukunft. Bei den Frauen war es genau umgekehrt, so dass die Autoren das niederschmetternde Fazit zogen, die Universität integriere die Studenten im Laufe ihres Studiums, desintegriere aber die Studentinnen.

Viele Jahrzehnte hatten sich Studentinnen trotz widriger Bedingungen bemüht, sich möglichst unauffällig an die universitären Gegebenheiten

anzupassen, was allzu oft im frühen Studienabbruch endete.⁸ Diese Zeit des Stillhaltens war spätestens mit Aufkommen der Neuen Frauenbewegung in Deutschland Ende der sechziger Jahre vorüber. Nach dem Motto „Das Private ist politisch“ reflektierten Frauen ihre eigene Rolle in der Gesellschaft und machten das ungleiche Verhältnis der Geschlechter auf allen Ebenen der Gesellschaft zum Politikum. Überall in der Bundesrepublik entstanden „Frauengruppen“, die in ihren neu gegründeten „Frauzentren“, aber auch in Bildungseinrichtungen, Kirchen und Gewerkschaften feministische Ansätze und das eigene weibliche Rollenverhalten diskutierten.

In Gießen entstand 1973 die „Frauengruppe Gießen“; ab 1977 begannen auch Studentinnen, ihre Situation an der Universität kritisch zu hinterfragen und zu definieren, wie sie stu-



Abb. 4: Großer Ansturm auf die Veranstaltungen der ersten „Gießener Frauenvortragsreihe“ an der JLU, 1979 (Privatbesitz)

375 JAHRE MÄNNERUNIVERSITÄT ♀ VOM 10. BIS 15. MAI 1982 EINE WOCHE

FRAUENUNIVERSITÄT GIESSEN



MONTAG, 10.5.1982:

Ab 12.00 Uhr im Frauenzimmer (Phil. II, Haus A)
Kaffee + Kuchen und Videofilm
14.00 Uhr Zum Auftakt: HISTORISCHES, AKTUELLES
UND THEATRALISCHES UBER FRAUEN AN DER JLU
(Frauengruppe Sopasche u.a.)

16.00 Uhr FEMME FATALE: Das Bild der Frau als
männermördernder Vamp (Marianne Schmidtbauer)
19.00 Uhr WAS DU SCHON IMMER AUF EINEN DORNEN
SPRUCH SAGEN WOLLTEST, WAS DIR ABER ZU SEAT ODER
NIE EINFIEL - verbales Selbstbehauptungstraining
für Frauen (Dr. Ursula Müller)

DINNSTAG, 11.5.1982:

11.00 Uhr FRAUEN UND EROTIK (Eva Koch-Klanke)
14.00 Uhr AUF BW ICH UND BW ICH MIT MEINER INNERSTEN
STIMME - mit Fendel, Tarotkarten, Psychi-Schreibtafel,
Kurztrance (Dela Janzen)
16.00 Uhr FRAUEN IN DER STADT - Fotoausstellung und AG
(Doris Reich, Regina Jansen, Sabine Hatzke, Dortmund)
19.00 Uhr GESCHICHTE(N) VON DEN FÜSSEN - Fußreflexionen-
massage (Ute Schöch)

MITWOCHE, 12.5.1982:

11.00 Uhr ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT ALS ANEIGNUNG WEIBLICHER
POTENZ UND VERFOLGUNG DES LEBENDIGEN (Renate Kesperling,
Margit Novakowsky)
14.30 Uhr GEWALT GEGEN FRAUEN IN DER ÖFFENTLICHKEIT -
städtteatliche und -planerische Komponenten der nachtlischen
Unsicherheit (Veronika Zimmer, Kassel)
16.00 Uhr PSYCHOLOGISCHE UND JURISTISCHE ASPEKTE DER VERGE-
WALTIGUNG (Frauengruppe Jura, Frauengruppe Psychologie)
19.00 Uhr FRAUEN FÜR DEN FRIEDEN

Alle Veranstaltungen finden am Philosophikum II,
Karl-Glückner-Str., in den Häusern A und B statt.

DONERSTAG, 13.5.1982:

9.00UHR MÜTTER AN DER UNI (Dr. Uta Enders-Bragás-
ser u.a.)
11.00 Uhr ENTWICKLUNG FEMINISTISCHEN BEWUSST-
SEINS AN DER UNI ? (Gabriele Weidenfeller,
Marlies Polkowski)

14.00 Uhr FRAUENLITERATUR (Frauengruppe Sprachen)
18.00 Uhr WARUM UND ZU WELCHEM ENDE FEMINI-
STISCHE WISSENSCHAFT? - An der Uni? - Nur
für Frauen? - Auch über Männer? - Aus objek-
tiver Distanz? - Aus subjektiver Betroffenheit?
(Dr. Ursula Müller, Gudrun Scholz-Kerpen)
19.00 Uhr GESCHICHTE(N) VON DEN FÜSSEN
(Ute Schöch)

FREITAG, 14.5.1982:

11.00 Uhr SCHOKOLADE UND ABFÜHRFILLEN - weibliches
Körperbild und Erverhalten (Regina Lübke, Margret Krug)
14.00 Uhr FRAUEN BESTIMMEN IHRE GESUNDHEIT (Frauen aus
den FPÖZ, Berlin)
15.00 Uhr EINFÜHRUNGSVERANSTALTUNG FÜR ANFÄNGERINNEN
(Lesbengruppe Gießen)
20.00 Uhr FRAUENFEST! mit Musik von AUSSERHALB, Berlin
Amcar-Stuben, Frankfurter Str.

SAMSTAG, 15.5.1982:

15.30 Uhr EXKURSION Funde in der näheren Umgebung Gießens,
die auf ehemalige Hartharachte hinweisen (Angelika Adner)
- Treffpunkt: Frauenzimmer -

VERANSTALTERINNEN:

Autonome Uni-Frauengruppe, AStA-Frauenreferat, viele Frauen
und Frauengruppen der JLU, Arbeitsgruppe Frauenforschung und
-Praxis, Arbeitsgemeinschaft Hessischer Wissenschaftlerinnen
an Hochschulen und Fachhochschulen.

Abb. 5: Plakat zur „Frauenuniversität Gießen“, 10. bis 15. Mai 1982. Zum 375-jährigen Jubiläum der Universität Gießen organisierten Feministinnen an der JLU die „Frauenuniversität Gießen“ mit zahlreichen wissenschaftlichen Vorträgen und kulturellen Veranstaltungen (Privatbesitz)

dieren und welche wissenschaftlichen Inhalte sie lernen wollten. Zum ersten Mal in der Geschichte des Frauenstudiums positionierten sich Studentinnen als Gruppe, die auf die Strukturen und Inhalte der Universität und der Wissenschaft Einfluss nehmen und damit diese Institution an sich verändern wollten. In „Uni-Frauengruppen“ setzten sie sich mit den von ihnen wahrgenommenen Formen der Diskriminierung auseinander, begannen den Androzentrismus der Wissenschaft zu analysieren, wehrten sich gegen frauenfeindliche Professoren und begannen mit Flugblättern, Plakaten, Zeitungen, Veranstaltungen und politischen Aktionen eine Öffentlichkeit für sich und ihre Themen an der Universität herzustellen. Innerhalb von ein, zwei Jahren gab es mindestens zehn Frauengruppen an der JLU mit 100 bis 200 Mitgliedern, die sich aktiv engagierten. Ihre Forderungen hören sich auch heute noch ganz aktuell an. So ging es ihnen vor allem um die Einführung des damals neuen Wissenschaftszweigs der Frauenforschung an der JLU, um die Einrichtung eines Lehrstuhls für Frauenforschung und von „Frauseminaren“, um Fördermaßnahmen für Frauen, frauenorientierte Studien- und Prüfungsbedingungen sowie um die drastische Erhöhung der Zahl lehrender Frauen.

Bis Mitte der achtziger Jahre war die Forderung nach Aufhebung der Benachteiligung von Frauen und nach Durchsetzung ihrer Gleichberechtigung in (fast) allen gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen angekommen. Kommunen und Länder begannen, Pläne zur Frauenförderung zu erstellen, die ersten Frauenbeauftragten traten ihr Amt an. Mit dem neuen § 2 Abs. 2 im 1985 novellierten HRG wurde die Benachteiligung von Frauen im Wissenschaftsbereich offiziell anerkannt. In Hessen begann die rot-grüne Landesregierung mit den ersten Schritten einer Gleichstellungspolitik und der Frauenforschungsförderung. Im Sommer 1985 machte die hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst, Dr. Vera Rüdiger, mit einem „Diskussionspapier zur Entwicklung der Frauenforschung an hessischen Hochschulen“ die Landesuniversitäten und Fachhochschulen auf „das Faktum der Benachteiligung der Frau

im Wissenschaftsbetrieb und die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Arbeit über frauenspezifische Themen“ aufmerksam. Dieser Vorstoß der Ministerin in Sachen Frauenforschung ging Hand in Hand mit der Forderung nach einem Abbau der Benachteiligung von Frauen auf allen Qualifikationsstufen hessischer Hochschulen. Frauenförderung sollte an allen hessischen Hochschulen institutionalisiert und dafür das Amt der Frauenbeauftragten eingerichtet werden.

An der Justus-Liebig-Universität Gießen begann die Diskussion um eine Frauenbeauftragte 1985 mit Erscheinen des Diskussionspapiers der Ministerin für Wissenschaft und Kunst. Erst zwei Jahre später wurde das Thema wieder aufgenommen und führte im Sommersemester 1987 im Konvent und außerhalb zu breiten Diskussionen um Vorgehensweisen und Inhalte bzw. Zuständigkeiten. Es sollte jedoch noch weitere zwei Jahre dauern, bis am 15. Februar 1989 der damalige Präsident Prof. Heinz Bauer auf Empfehlung des Konvents die zwei Frauenbeauftragten Marion Oberschelp und Gerda Weigel-Greulich bestellte. Sie sollten in einem auf vorerst zwei Jahre begrenzten „Pilot-Projekt“ mit jeweils einer halben Stelle ihre Aufgaben als Frauenbeauftragte wahrnehmen. Das Projekt wurde dann zwei Jahre später in eine Dauerlösung überführt.

Institutionalisierte Frauenförderpolitik: Erfolge und Misserfolge

Die Universitäten betraten mit dem Thema institutionalisierte Frauenförderung Neuland. Niemand wusste wirklich, mit welchen Mitteln das Ziel der Chancengleichheit für Frauen und Männer im Wissenschaftsbetrieb zu erreichen war. Die komplizierten und komplexen Wirkungsweisen der sozialen Kategorie Geschlecht, die für die Unterrepräsentation von Frauen in Universität und Wissenschaft verantwortlich sind, waren erst in den Anfängen erforscht und konkrete Erfahrungen lagen noch nicht vor. An der Justus-Liebig-Universität stützten sich die Frauenbeauftragten zu Beginn auf den von ihnen konzipierten und vom Konvent verabschiedeten Frauenförderplan der

JLU, bis 1994 mit dem Hessischen Gleichberechtigungsgesetz (HGIG) eine allgemeinverbindliche Grundlage für die Frauenförderung im öffentlichen Dienst vorlag. Darin wurden die hessischen Hochschulen verpflichtet, verbindliche Zielvorgaben für die Einstellung von Frauen festzulegen, so z. B. für Professorinnen mindestens die Hälfte aller voraussichtlich frei werdenden Professuren. Eine Kernaufgabe der Frauenbeauftragten der Universität war und ist deshalb die Teilnahme an Berufungs- und Einstellungsverfahren, um die Einhaltung dieser Zielvorgaben zu überwachen. Sie wurden dabei von den Frauenbeauftragten in den Fachbereichen (heute ca. 50) unterstützt. Ab dem Sommersemester 1995 galt zudem der „materielle“ Frauenförderplan der Universität, der Themen wie Beurlaubung, Umgestaltung des Arbeitsplatzes, Frauenforschung, Kinderbetreuung oder Schutz vor sexueller Belästigung regelte. In den Folgejahren kamen neue Bereiche hinzu, so z. B. die Einwerbung und Durchführung eigener Projekte wie die Mentoring-Programme für Naturwissenschaftlerinnen, Qualifizierungsmaßnahmen für die Frauen an der Universität sowie Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Studium/Beruf und Familie. Diese Maßnahmen der Frauenförderpolitik zeigten deutliche Erfolge. So hat sich an der JLU z. B. der Anteil der Frauen unter den wissenschaftlichen MitarbeiterInnen bis heute verdoppelt, der der Professorinnen sogar verdreifacht. Als die erfolgreichsten Instrumente zur Steigerung des Frauenanteils im wissenschaftlichen Bereich erwiesen sich, wie die Frauenbeauftragte der JLU, Marion Oberschelp, betont, die im HGIG festgelegte Verpflichtung zur Festsetzung von Zielvorgaben sowie das Widerspruchsrecht der Frauenbeauftragten in den Berufungs- und Einstellungsverfahren. Trotzdem ist die Justus-Liebig-Universität – wie andere deutsche Universitäten auch, Gießen liegt im bundesdeutschen Vergleich im Mittelfeld – von einer paritätischen Teilnahme von Frauen und Männern im Wissenschaftsbetrieb noch weit entfernt. Das beharrliche Ausbleiben durchschlagender Erfolge in der Gleichstellungspolitik der Universitäten ist seit über zehn Jahren Gegenstand intensiver wissenschaft-

licher Untersuchungen, die ausschlaggebend zum besseren Verständnis der Problematik beitragen konnten. Hauptursachen für die Marginalisierung von Frauen sind demnach vor allem nach wie vor geltende Rollenzuweisungen, geringe Förderung und Unterstützung, die mangelnde Formalisierung und Transparenz der Rekrutierungsmechanismen im Wissenschaftssystem und die geringere Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen von Frauen. Tatsächlich wird wissenschaftliche Leistung nicht unabhängig von der Person beurteilt, vielmehr steht die soziale Beurteilung der Person im Mittelpunkt des Auswahlprozesses, die Anerkennung des Werks hängt von der Person ab und nicht umgekehrt. Beruflicher Erfolg in der Wissenschaft beruht zudem auf Netzwerken, auf Rekrutierungs- und Förderbeziehungen, die von Männern dominiert werden und die nach dem Prinzip der Gleichheit agieren.

Eine weitere Ursache für die stockenden Fortschritte universitärer Gleichstellungspolitik ist die fehlende kulturelle Implementierung gleichstellungspolitischer Grundsätze an den Universitäten. Das heißt, es fehlen die Personen, die die Umsetzung der Regeln einfordern, kontrollieren und bei Nichtbeachtung die Verantwortlichen sanktionieren. Die tatsächliche Durchsetzung von Gleichstellung an den Universitäten liegt vor allem an der Entschlossenheit der Personen in den Leitungspositionen und akademischen Gremien der Selbstverwaltung der Universitäten. Dort sind Frauen jedoch in der Minderheit, und die Erfahrung zeigt, dass die männliche Mehrheit sich mit der Entwicklung erfolgreicherer Strategien zur Durchsetzung von Gleichstellung an ihren jeweiligen Hochschulen schwer tut.

So ist inzwischen klar: Eine erfolgreiche Gleichstellungspolitik muss nicht nur bei den Frauen, sondern vielmehr bei den Universitäten selbst ansetzen, die sich beim Thema Geschlechtergerechtigkeit als unerwartet reformresistent erwiesen haben. Im Zeitalter der neoliberalen Wettbewerbsorientierung zwischen den Hochschulen wird Chancengleichheit zum Qualitätsmerkmal moderner Universitäten und damit zu ihrer ureigensten Aufgabe. Es geht also nicht mehr nur um die Einlösung des im Grundgesetz

verankerten Gleichheitsversprechens, sondern vor allem um die Erhöhung des Kreativitätspotenzials der Wissenschaft durch die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen. Keine Universität kann sich heute den Verlust des Talents der Hälfte ihres wissenschaftlichen Nachwuchses leisten. Gefragt ist eine egalitäre Wissenschaftskultur, in der die besten Frauen und Männer gleichermaßen zu intellektueller Vielfalt und wissenschaftlicher Exzellenz beitragen. Diesen Zusammenhang betonen auch die deutschen Forschungseinrichtungen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft in ihren „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ (2008), die unter anderem Frauenförderung als zentrale Aufgabe für Hochschul- und Institutsleitungen festschreiben. Und auch der Wissenschaftsrat stellte in seinen „Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern“ von 2007 Maßnahmen und Instrumente zur Beseitigung struktureller Barrie-

ren für Frauen in der Wissenschaft vor und betonte, dass es zwar einen „Konsens in der Theorie“ zum Thema Gleichstellung gebe, dem aber eine Praxis gegenüber stehe, „in der zunehmend subtilere Formen der Diskriminierung einen wirklichen gleichstellungspolitischen Durchbruch erschweren“.⁹

Um mit ihren Forderungen nicht wieder erfolglos zu bleiben – der Wissenschaftsrat hatte schon zehn Jahre zuvor ganz ähnliche Empfehlungen veröffentlicht, ohne nennenswerte Wirkung –, haben Wissenschaftsorganisationen und Politik Strategien entwickelt, die die Universitäten an ihrer empfindlichsten Stelle packen: den Finanzen. Die Vergabe von Fördermitteln wird nun vom Nachweis der Durchführung gleichstellungspolitischer Maßnahmen der Universitäten abhängig gemacht. So muss z. B., wer in den Genuss der großzügig bemessenen Gelder des „Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder zur Förderung der

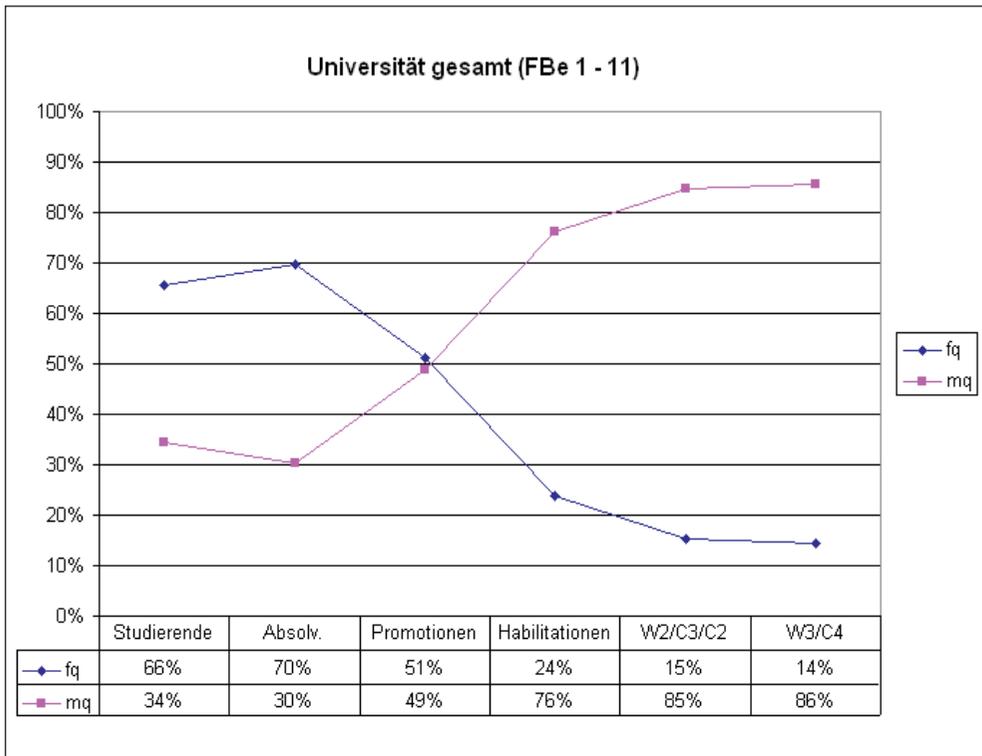


Abb. 6: Geschlechterquoten im Qualifikationsvergleich an der JLU (Gleichstellungskonzept der Justus-Liebig-Universität)

Gleichstellung von Frauen in Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen“ kommen will, ein überzeugendes Gleichstellungskonzept einreichen, dessen Qualität und vor allem reale Umsetzung in der Praxis Voraussetzung für die Bewilligung der Gelder ist.

Perspektiven: Von der Frauenförderung zur egalitären Wissenschaftskultur?

Genau dies hat die Justus-Liebig-Universität Gießen unter Leitung des Präsidenten, Prof. Dr. Stefan Hormuth, mit ihrem im November 2008 verabschiedeten Gleichstellungskonzept erfolgreich getan. Anlass, sich für das Professorinnenprogramm zu bewerben, waren einerseits die erheblichen Mittel, die dieses Programm zur Verfügung stellt, andererseits die Einsicht, dass eine Universität, an der zwei Drittel aller Studierenden hoch motivierte junge Frauen sind, es sich nicht leisten kann, ihr Potenzial nicht angemessen zu fördern. Nun will die Universität mit einem ganzen Bündel von Maßnahmen eine neue institutionelle Kultur verankern, die der Profilierung von Nachwuchswissenschaftlerinnen sowie der Anerkennung aller Wissenschaftlerinnen verpflichtet ist. Ziel der JLU ist, bei künftigen Berufungen eine Quote von 50 Prozent zu erreichen, um so den Frauenanteil bei den Professuren deutlich zu erhöhen. Diese Quote ist nicht neu, schon das Hessische Gleichberechtigungsgesetz hatte dieselbe Quote vorgegeben, doch werden nun neue Strategien verfolgt, die sich sowohl auf die Rekrutierungsverfahren als auch auf die Bewertung wissenschaftlicher Leistungen beziehen. So sollen z. B. Berufungskommissionen den Begriff der „gleichen Qualifikation“ kritisch prüfen und abwägen, inwieweit die eigene Fachkultur bislang Barrieren für Bewerberinnen erzeugt hat, um bestehende Benachteiligungen nicht weiter zu verstetigen. Hier kommt der Vermittlung von Genderkompetenz als Schlüsselqualifikation für Führungsaufgaben, Teamfähigkeit und die akademische Lehre eine besondere Bedeutung zu. Ihre Vermittlung wird Teil der vorgesehenen Qualifizierungsmaßnahmen für WissenschaftlerInnen sein.

Zahlreiche weitere Maßnahmen sind geplant wie ein Ideen-Wettbewerb zur Förderung von Frauen auf allen Qualifikationsstufen, die Ausschreibung eines Frauenförderpreises der JLU, ein Monitoringsystem zur Dokumentation gleichstellungspolitischer Entwicklungen, die Erstellung eines Leitfadens für Berufungsverfahren oder ein Forschungsprojekt zur Analyse der Organisationskultur der JLU unter Gleichstellungsaspekten. Seit 2005 ist die Justus-Liebig-Universität „familiengerechte Hochschule“ und unterstützt Studierende und Beschäftigte mit Kindern in Studium und Beruf. Das Gleichstellungskonzept sieht auch hier weitere Maßnahmen vor wie den Ausbau von Kinderbetreuungsmöglichkeiten, Initiativen zur Unterstützung von so genannten „Dual Career Couples“ sowie zur familienfreundlichen Ausgestaltung von Lern- und Arbeitsbedingungen. Darüber hinaus sollen Themen der Frauen- und Geschlechterforschung bei der Ausschreibung bestimmter Professuren (etwa in der Pädagogik, der Medizin oder den Rechtswissenschaften) mehr berücksichtigt werden. Auch die verstärkte Beteiligung an Nachwuchs fördernden Netzwerken und Mentoring-Programmen ist vorgesehen.

Um das umfangreiche Gleichstellungskonzept in die Praxis umzusetzen, wurde eine neue Stelle der Programmkoordinatorin geschaffen, die alle notwendigen Schritte in die Wege leiten und organisieren wird. Eine vom Präsidium der JLU eingesetzte ständige Gleichstellungskommission wird die Umsetzung der beschlossenen Maßnahmen überwachen. Auch für die Frauenbeauftragte der JLU – Marion Oberschelp hat dieses Amt seit Herbst 2006 alleine inne, da ihre Kollegin Gerda Weigel-Greulich das Amt der Bürgermeisterin der Stadt Gießen übernommen hat – bedeutet das Gleichstellungskonzept eine Erweiterung ihrer Zuständigkeiten. Sie ist Mitglied der Gleichstellungskommission, verantwortlich für die Arbeit der Programmkoordinatorin und Ansprechpartnerin bei der Realisierung der geplanten Maßnahmen. So wird sie durch den Perspektivenwechsel der Universität von der Frauenförderung zur Verwirklichung einer egalitären Wissenschaftskultur auf dem Gebiet der Chancengleichheit

immer mehr zur Impulsgeberin der Hochschul-
leitung.

Heutige Gleichstellungspolitik der Justus-Liebig-Universität stellt einen deutlichen Fortschritt im Vergleich zu den Anfangsjahren dar, der trotz aller Rückschläge den Willen zur Durchsetzung des Gleichheitsgedankens für Frauen und Männer an der Universität und in der Wissenschaft signalisiert. Dass es erst des Anreizes umfangreicher Fördermittel bedurfte, um frischen Wind in die universitären Bemühungen um Chancengleichheit zu bringen, muss Frauen nicht unbedingt stören. Und dass sie wieder einmal nur gerufen werden, „weil der Markt es erfordert“, ist ein altbekanntes Muster, aus dem Frauen hofentlich gelernt haben. Wichtig ist, dass Frauen nach hunderten von Jahren endlich in ihrer Universität ankommen, dass die Universität genauso zu ihrer Institution wird, wie sie eine der Männer ist und dass sie sich im Wissenschaftsbetrieb zu Hause und willkommen fühlen. Ob dieses Ziel der gleichen Teilhabe tatsächlich erreicht wird, bleibt abzuwarten. Die Chancen auf Erfolg stehen jedenfalls besser als je zuvor.

Anmerkungen:

- 1 Gleichstellungskonzept der Justus-Liebig-Universität Gießen, 2008, Anhang I, Teil E, S. 44–46.
- 2 Ebd., Anhang I, Teil A, S. 3, 8, 10.
- 3 Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Marion Oberschelp, Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, Carsten Lind, Gießen 2008.
- 4 Die folgenden Ausführungen basieren auf den Aufsätzen von Carsten Lind, Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, Marion Oberschelp und Barbara Holland-Cunz in: Vom heimischen Herd ... (wie Anm. 3).
- 5 Zitat eines Professors in einer Umfrage von Hans Anger unter Professoren und Dozenten Ende der fünfziger Jahre.
- 6 Trude Maurer: „Studierende Damen“: Kommilitoninnen oder Konkurrentinnen?, in: Marc Zirlewagen (Hg.): „Wir siegen oder fallen“. Deutsche Studenten im Ersten Weltkrieg, Köln 2008, S. 75–92, hier S. 75.
- 7 Frauenveranstaltungsverzeichnis WS 1997/98, Editorial; Gleichstellungskonzept der Justus-Liebig-Universität, 2008, Anhang I, Teil A, S. 12.
- 8 In den sechziger Jahren brach jede zweite Studentin ihr Studium ohne Abschluss ab!
- 9 Wissenschaftsrat, Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, 2007, S. 39.

Kontakt:

Irene.Haederle@admin.uni-giessen.de

“Mein Bild auf meiner Karte”



Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Bestellen Sie jetzt Ihre individuelle VR-BankCard mit eigenem Foto!
Für alle Volksbank-Kunden und solche, die es werden wollen.

Und dazu haben wir für jeden das passende Konto!

Mehr erfahren Sie in Ihrer Geschäftsstelle und im Internet.

www.vb-mittelhessen.de/bildkarte

Volksbank Mittelhessen



Sylvia Weißmann

Exzellenzcluster „Cardiopulmonary System“

Neue Konzepte zur Behandlung von Herz-Lungenerkrankungen

Bereits in der ersten Auswahlrunde im Oktober 2006 der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder wurde das Verbundprojekt „Excellence Cluster Cardiopulmonary System (ECCPS)“ der Justus-Liebig-Universität Gießen, der Goethe-Universität Frankfurt und des Max-Planck-Instituts Bad Nauheim zur Förderung ausgewählt. Das Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für die Dauer von 5 Jahren (11/2006 bis 10/2011) mit einer Gesamtsumme von 6,5 Millionen Euro unterstützt. Ziel des ECCPS ist es, Spitzenforschung auf dem Gebiet der Herz- und Lungenerkrankungen mit der Umsetzung dieser Forschungsergebnisse zu verknüpfen, das Stichwort heißt „Translationale Forschung“. Sprecher des Verbundprojektes ist Prof. Werner Seeger (JLU Gießen), sein Stellvertreter ist Prof.

Andreas Zeiher (Goethe-Universität Frankfurt). An der Universität Gießen hat der ECCPS ein „Gesicht“: 2008 wurde auf Empfehlung des Wissenschaftsrates für ca. 11 Millionen Euro ein neues Laborgebäude errichtet, das vor allem für die neuen Gießener ECCPS-Professuren mit ihren Arbeitsgruppen Raum bietet (Abb.1).

Im Sommer 2008 veranstaltete der ECCPS in Bad Nauheim unter Schirmherrschaft der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina einen internationalen Kongress zum Thema „Remodeling and Reverse Remodeling in the Cardiopulmonary System“, bei dem 28 internationale Redner ihre Ergebnisse in Vorträgen präsentierten und zusätzlich über 100 Poster vorgestellt wurden. Insgesamt besuchten mehr als 300 Teilnehmer den Kongress.



Abb. 1: ECCPS-Neubau im Aulweg 130; die Grundsteinlegung erfolgte im Juni, die Einweihung im Dezember 2008

Hintergrund

Die epidemiologischen Daten zeigen überdeutlich die Bedeutung der Herz-Lungenforschung:

Erkrankungen des Herzens sind die führende Todesursache weltweit, wobei koronar-arterielle Erkrankungen etwa die Hälfte ausmachen (WHO). Die Auswirkungen von Lungenerkrankungen sind ebenso eindrücklich: Laut Statistiken der WHO zählen vier Lungenerkrankungen zu den zehn weltweit führenden Todesursachen. Erst das Verständnis der Ursachen von Herz-Lungen-Erkrankungen wird es zukünftig ermöglichen, diesen Krankheiten mit effektiveren Therapien entgegenzutreten zu können. Der Grundgedanke des ECCPS, die Erkrankungen des Herz-Lungen-Systems in einer gemeinsamen Anstrengung zu erforschen, basiert nicht nur auf den Gemeinsamkeiten der Grundmechanismen von Herz- und Lungen-Pathophysiologie, sondern auch darauf, dass Krankheitsabläufe im Herzen und in der Lunge auf das Engste miteinander verknüpft sind. Sie beeinflussen sich wechselseitig in akuten wie chronischen Krankheitsprozessen.

Das „Forschungsdreieck“ arbeitet in einer eng vernetzten Struktur:

Jeder Projektbereich ist organübergreifend (Aspekte aus Herz- und Lungenforschung in jedem Bereich), standortübergreifend (Kooperation von Arbeitsgruppen aus Gießen, Frankfurt und Bad Nauheim in jedem Bereich; Tab. 1) und disziplinübergreifend (jeweils Integration von Grundlagen- und klinischer Forschung) angelegt. Darüber hinaus sind alle Arbeitsgruppen in internationale Projekte und Netzwerke eingebunden, so dass auch internationale Kooperationen genutzt werden.

Erwartungen und Ziele

Arteriosklerose und koronare Herzerkrankungen:

Wir erwarten, dass unsere Ergebnisse zur Entschlüsselung der molekularen Ursachen, die der Entstehung und dem fortschreitenden Verlauf der Arteriosklerose unter Risikokonstellationen wie Diabetes mellitus oder Adipositas zugrunde liegen, beitragen werden. Die Folgen

von Ischämie (Durchblutungsstopp z. B. bei Herzinfarkt) in Bezug auf Schrankenfunktionen, Schädigungen des Herzmuskels und Gefäßneubildung werden ebenfalls bis hinunter zur molekularen Ebene untersucht. Die Erkenntnisse aus diesen Untersuchungen werden dazu beitragen, neue diagnostische und therapeutische Konzepte auf individualisierter Basis zu entwickeln sowie Prävention und Behandlung zu verbessern.

Lungengefäßberkrankungen:

Beachtliche Fortschritte sind zur pulmonalen Hypertonie zu erwarten (Abb. 2). Die Aufklärung der beteiligten molekularen und zellulären Akteure in den pathologischen Gefäßumbau-Prozessen, die diese Krankheit charakterisieren, wird weitere Möglichkeiten der pharmakologischen und zellbasierten Intervention eröffnen. Auf diesem Wege hoffen wir, in nicht allzu ferner Zukunft den Boden für eine Heilung der pulmonalen Hypertonie zu bereiten, einer Erkrankung, die bisher tödlich verlief und für die uns erst seit kurzem ein – allerdings begrenztes – Arsenal an Therapien zur Verfügung steht. Sollte dies gelingen, können wir die Ergebnisse auch auf andere, nicht pulmonale, vaskuläre Erkrankungen übertragen.

Akutes Lungenversagen:

Wir wollen unser Verständnis der molekularen Regulation der pulmonalen Barrierefunktion unter Normalbedingungen und bei Krankheit (Entzündungen, Infektionen, Herzinsuffizienz) vertiefen. Dadurch hoffen wir, neue therapeutische Optionen zum Schutz der Barrierefunktion und zur Beschleunigung ihrer Regeneration eröffnen zu können: Therapieoptionen, die es im Moment noch nicht gibt.

Erkrankungen des Herzgewebes (in Abgrenzung zu den Gefäßberkrankungen):

Langfristig ist es das Ziel des ECCPS, die molekularen Sequenzen zu entschlüsseln, die zu den strukturellen und funktionellen Herzmuskel-Störungen führen, die wiederum mit einer akuten und chronischen Ischämie und erhöhter Nachlast einhergehen; dies schließt auch den Ersatz von Gewebszellen (Parenchymzellen)

Tab. 1: Beteiligte Institute/Abteilungen/Forschergruppen (blau unterlegt: neue ECCPS-Professuren/Nachwuchsgruppe)

Frankfurt	Bad Nauheim	Gießen
Biochemie (M)	MPI Abteilung für Entwicklung und Remodeling des Herzens	Anatomie und Zellbiologie (M)
Kardiovaskuläre Biochemie (M)		Biochemie (M)
Pharmazeutische Chemie (P)	MPI Abteilung für Vasculäres Signalling und Remodeling	Biochemie (B)
Klinische Pharmakologie (M)		Physiologie (M)
Pharmakologie und Toxikologie (M)		Mikrobiologie (M)
Anästhesiologie (M)	MPI Abteilung für Vasculäre Entwicklung und Musterbildung	Pathologie (M)
Zellproduktion, Immunologie und Transfusionsmedizin (M)		Transfusionsmedizin/ Immunologie (M)
Innere Medizin/Kardiologie (M)		
Molekulare Kardiologie (M)	MOI Abteilung für alveoläre Entwicklung und Remodeling	Pädiatrie/Kardiologie (M)
Neuropathologie (M)		Innere Med./Pneumologie I (M) Innere Med./Pneumologie II (M) Innere Med./Infektiologie (M)
Leibniz-Preis Junior-Forschergruppe für Molekulare Seneszenz	Kerckhoff-Klinik/Kardiologie	Klinische Forschergruppe „Pathogenese und Therapie der Lungenfibrose“ Nachwuchsgruppe „TGF – Superfamily in Cardiopulmonary Vasculature“ Nachwuchsgruppe „TGF – in Lung Fibrosis“
Professur „Vascular Biology“	Nachwuchsgruppe „Developmental Cardiogenetics and Signal Transduction“	Stiftungsprofessur „Pulmonary Hypertension“
Professur „Stem Cell Differentiation“		Professur „Cardiac Pathobiology“
Professur „Vascular Matrix Biology“		Professur „Lung Matrix Remodeling“ Professur „Hypoxia, Emphysema and Lung Aging“

M = Fachbereich Medizin, B = Fachbereich Biologie, P = Fachbereich Pharmazie

durch extrazelluläre Matrix (z. B. Bindegewebs-einlagerung) ein. Vor dem Hintergrund des steigenden Alters der europäischen Bevölkerung ist hier außerdem die Analyse des Einflusses von Alterungsprozessen vorgesehen. Durch Untersuchung des Zusammenspiels von Zellen und molekularen Reaktionen während der Embryogenese des Herzens hoffen wir, neue Behandlungsstrategien zur Prävention des pathologischen Umbaus des Herzmuskel-

gewebes ableiten zu können. Diese Ansätze werden mit Techniken aus dem Bereich der Stammzelltherapieforschung kombiniert, um die Gefäßneubildung (Angiogenese) im Herzen anzuregen.

Erkrankungen des Lungengewebes (in Abgrenzung zu den Gefäßerkrankungen): Langfristig sollen die zellulären Akteure und die molekularen Mechanismen, die zur Host-

Pulmonary Hypertension

Multifactorial disease – Multiple therapeutic targets

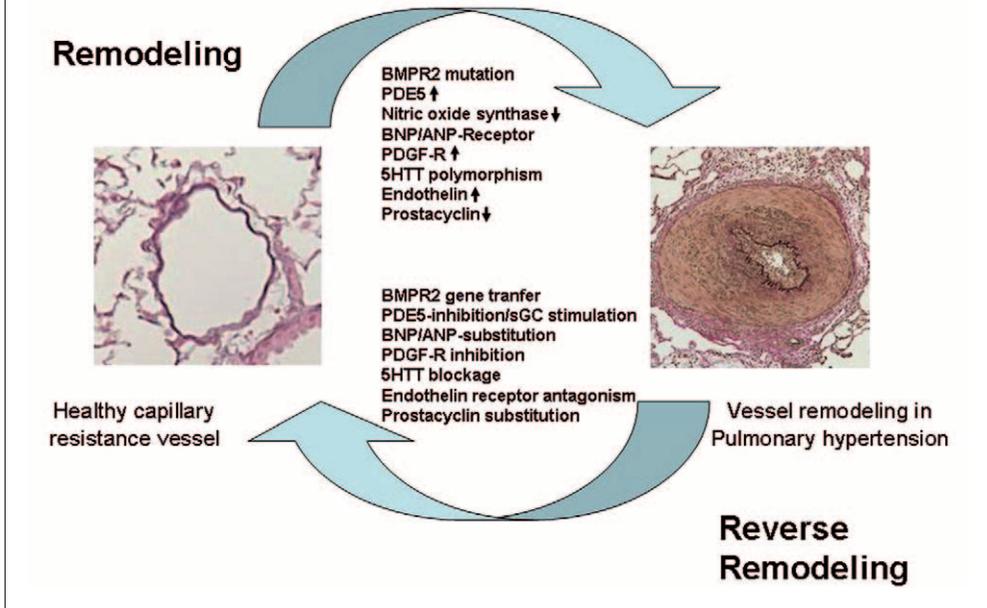


Abb. 2: Pulmonale Hypertonie als multifaktorielle Erkrankung. Links: ein normales Gefäß in der Lunge im Querschnitt, rechts: pathologischer Gefäßumbau auf Kosten des Gefäßlumens, der in einer massiven Erhöhung des Blutdrucks in der Lunge führt. Folgen sind u. a. drastisch verminderte Sauerstoffsättigung im Blut und massive Belastung der rechten Herzhälfte bis hin zum Rechtsherzversagen

Defense-Kompetenz (Abwehr von Erregern durch das körpereigene Immunsystem) führen, identifiziert werden. Außerdem werden die Veränderungen der pulmonalen Immunüberwachung im Alterungsprozess analysiert. Insbesondere im Bereich der chronischen Lungengeweberkrankungen (wie Lungenfibrose und Emphysem) konzentrieren wir uns darauf, die molekularen Sequenzen, die für überschießende Bindegewebs-Akkumulation (Fibrose) und fortschreitenden Verlust der Alveolarstruktur (Pathologisches und Alters-Emphysem) verantwortlich sind, zu analysieren. Unser Ziel ist es, neue molekulare Zielstrukturen für Interventionen zu erkennen und eine zellbasierte Therapie aufgrund neuer Einsichten in die Alveogenese (Neubildung der Lungenbläschen) und Angiogenese zu entwerfen, sowie Tech-

niken zur Lungen-Stamm- und Progenitorzell-Therapie und zur organspezifischen Gentherapie zu entwickeln. Solche kombinierten Ansätze, die die Degeneration aufhalten und die Regeneration des Gewebes fördern, fehlen in unserem aktuellen therapeutischen Arsenal. Die Entwicklung und der Ausbau solcher Therapien werden neue Perspektiven in der Behandlung der Lungenfibrose und des Emphysems eröffnen.

Die Projektbereiche des ECCPS – Mehrwert fokussierter und interdisziplinärer Forschung

Der ECCPS hat neun Projektbereiche ausgewiesen, die entweder Erfolg versprechende Themen repräsentieren oder Themen, bei de-

nen Nachholbedarf in Bezug auf neue Therapiestrategien für Herz- und Lungenerkrankungen besteht. Unser translationaler Ansatz spiegelt sich in der Struktur dieser Projektbereiche wider: Jeder Projektbereich bearbeitet Themen, die für Herz- und Lungen-Physiologie und -Pathophysiologie relevant sind. Kennzeichen eines jeden Projektes ist der hohe Grad an interdisziplinärer Kooperation zwischen den ECCPS-Mitgliedern der unterschiedlichen Standorte. In allen Projektbereichen werden sämtliche Ebenen von den molekularen Signaturen und der Identifikation neuer molekularer Zielstrukturen bis hinauf zu integrativen Studien an Tieren und schließlich gegebenenfalls klinischen Studien erforscht. Durch Cluster-Bildung sowohl im methodischen als auch im wissenschaftlichen Bereich sowie im klinischen Studienmanagement erwarten wir, dass der ECCPS tatsächliche Synergien zwischen den Forschergruppen in Gießen, Bad Nauheim und Frankfurt hervorbringt.

Projektbereich A: Stamm- und Progenitorzellen in Entwicklung, Regeneration und Therapie

Stamm- und Vorläuferzellen aus verschiedenen Geweben wurden bereits für Regenerationsvorgänge im kardiovaskulären und pulmonalen Bereich eingesetzt. Die Mechanismen, über die Stammzellen die Funktion von Herz und Lunge verbessern, sind allerdings unzureichend charakterisiert. Obwohl im Herzen, der Aorta und der Lunge bereits Stamm- und Vorläuferzellen identifiziert werden konnten, ist die Herkunft dieser Zellen unklar. Daher untersuchen wir die Fähigkeit zur klonalen Expansion (Vermehrung) und zur Differenzierung in verschiedene Zelltypen und die Herkunft von verschiedenen gewebeständigen und Knochenmark-Vorläuferzellen. Die Identifizierung von molekularen Signalen, die in erwachsenen und embryonalen Stammzellen einerseits für die Aufrechterhaltung der klonalen Expansionsfähigkeit und andererseits für die Differenzierung in verschiedene Linien verantwortlich

sind, soll eine zielgerichtete Spezialisierung von Stammzellkulturen in verschiedene Zelllinien ermöglichen. Zudem sollen neue Techniken zur Identifizierung von Stammzellen und ihrer Herkunft in vivo während der Entwicklung und im erwachsenen Organismus entwickelt werden. Die molekularen Mechanismen der Interaktion zwischen Stammzellen und ihrer Stammzellnische (Abb. 3), die Regulation der Mobilisierung und die molekularen Prozesse, die für die funktionelle Integration der Stammzellen im Gewebe notwendig sind, sollen aufgeklärt werden. Das bessere Verständnis der Moleküle und der Prozesse, die die Stammzellerneuerung, Differenzierung und das Homing (die Navigation von Stammzellen z. B. aus dem Knochenmark an ihren „Einsatzort“) steuern, soll zu optimierten therapeutischen Ansätzen zur Behandlung von Herz-, Gefäß- und Lungenerkrankungen führen und in die bereits laufenden Studien zur Stammzelltherapie integriert werden. Die laufenden experimentellen und klinischen Projekte werden durch eine zusätzliche Professur „Regenerationspotential und Differenzierung von Stammzellen“ unterstützt.

Projektbereich B: Vaskuläres Remodeling, Anti-Remodeling und Reverses Remodeling

Der strukturelle Gefäßwandumbau (Remodeling) spielt eine wesentliche Rolle in der Pathogenese zahlreicher kardiopulmonaler Erkrankungen, wie Atherosklerose, Restenose, Schlaganfall, systemischer und pulmonaler Hypertonie. Er führt zu einer Anreicherung von Zellen in den verschiedenen Schichten der Gefäßwand (von innen nach außen: Intimaproliferation, Mediahypertrophie, Verdickung der Adventitia) und damit zu einer Reduktion des Gefäßquerschnitts bis hin zum Gefäßverschluss. Darüber hinaus tritt eine besonders progressive Form der Gefäßerkrankung bei der Transplantatabstoßung auf. Die pathophysiologischen Gemeinsamkeiten des strukturellen Gefäßwandumbaus von pulmonalen und systemischen Blutgefäßen sind Entzündung, Pro-

Interaction of stem/progenitor cells with the environment

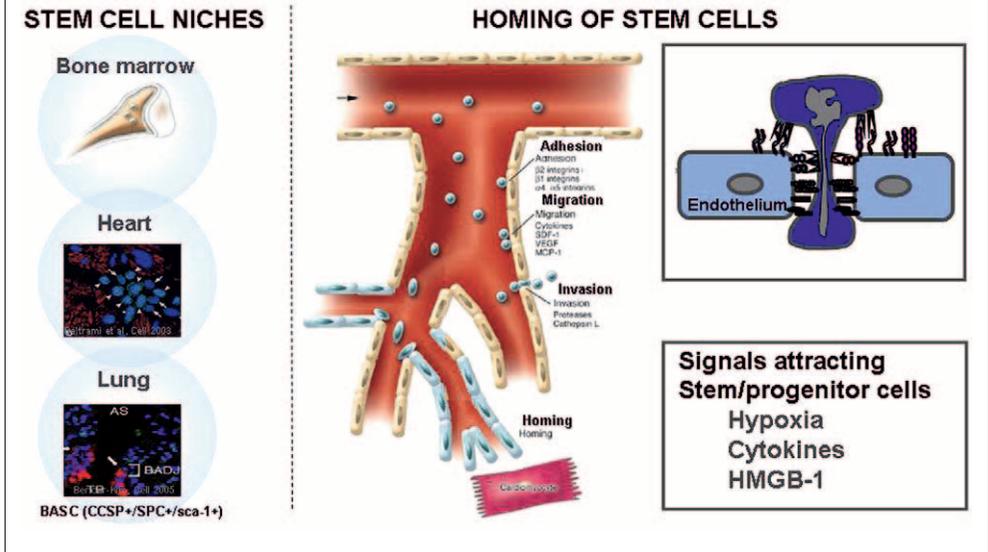


Abb. 3: Die Interaktion von Stammzellen mit ihrer Umgebung. Stammzellnischen finden sich in Knochenmark, Herz und Lunge. Wie finden Stammzellen ihren Weg von der Blutbahn an ihren Funktionsort?

liferation und Migration glatter Muskelzellen. In präklinischen und klinischen Studien, die von Mitgliedern des ECCPS durchgeführt wurden, konnte gezeigt werden, dass das Fortschreiten pulmonalvaskulärer Gefäßveränderungen nicht nur aufgehalten werden kann (*Anti-Remodeling*), sondern dass auch eine Rückführung dieser pathologisch veränderten Gefäße hin zu physiologischer Struktur und Funktion gelingen kann (*Reverse-Remodeling*). Das Ziel dieses Projektbereichs ist die Identifikation molekularer Zielstrukturen (sog. Targets) für die Therapie auf grundlagenwissenschaftlicher Ebene, die Überprüfung solcher neuer therapeutischer Konzepte in präklinischen Modellen und schließlich in klinischen Studien. Die Wiederherstellung der physiologischen Struktur von Blutgefäßen in der pulmonalen und systemischen Blutbahn stellt das übergeordnete Ziel dieses Projektbereiches dar.

Projektbereich C: Angiogenese und Alveogenese

Die Gefäßneubildung (Angiogenese) spielt nicht nur beim Tumorwachstum eine Rolle, sondern auch bei der Regeneration des geschädigten Herzmuskels z. B. nach Infarkten. Bereits bekannte Vorgänge der Angiogenese sind die Aktivierung von Zellen aus der innersten Schicht der Blutgefäße (Endothelzellen), die Migration der Endothelzellen, die Bildung von einfachen Gefäßbröhen („tube formation“) und darauffolgend die Bildung von einfachen Gefäßnetzwerken. Außerdem sind verschiedene fördernde sowie hemmende Faktoren der Angiogenese bekannt. Der Projektbereich C zielt darauf ab, sowohl bekannte als auch neue Mechanismen der Angiogenese-Regulation im Hinblick auf die Entwicklung neuartiger Therapien zu untersuchen. Ein wichtiger Signalweg in dieser Hinsicht ist die Produktion

von reaktiven Sauerstoffmolekülen (ROS = reactive oxygen species). In diesem Projektbereich werden verschiedene Faktoren untersucht, die gezielt in die Regulation der Genaktivität eingreifen, so genannte Transkriptionsfaktoren, die dafür sorgen, dass bestimmte Gene in Proteine „überschrieben“ werden, die dann wiederum als Botenstoffe agieren oder eine andere Funktion in der Angiogenese übernehmen können. Außerdem werden die Wirkmechanismen von löslichen Botenstoffen analysiert, ebenso wie die Prozesse, die in der Embryonalentwicklung die Kommunikation zwischen den Zellen beim Übergang vom flächigen (epithelialen) Wachstum zum differenzierteren Gewebe (Mesenchym) und bei der Gefäßentwicklung und -reifung steuern. Alveogenese (die Bildung von Lungenbläschen, im Wesentlichen charakterisiert durch das Wachstum der Alveolarsepten) vergrößert die Gasaustauschoberfläche der Lunge. Projektbereich C untersucht anhand von Mausmodellen, wie die Alveolarisierung ausgelöst bzw. gehemmt wird. Es wird versucht, entsprechende Schlüssel-moleküle mittels DNA- und Proteinanalysemethoden zu identifizieren, wobei bereits einige zentrale Transkriptionsfaktoren (Faktoren, die bestimmte Gene an- bzw. abschalten) bekannt sind. Ihre Bedeutung in diesem komplexen Zusammenspiel wird in vitro (Gewebe- und Zellkulturen) und in vivo (Tiermodelle) weiter untersucht. Weiterhin wird vermutet, dass auch zelluläre Faktoren bei der Alveolarisierung eine Rolle spielen: Hier sollen insbesondere residente (in der Lunge ansässige) und mit dem Blutstrom zirkulierende Stammzellen untersucht werden.

Projektbereich D: Matrix Regulation und Fibrose

Die Prognose vieler chronischer kardiopulmonaler Erkrankungen (z. B. Herzmuskelschwäche nach Infarkt, Lungenfibrose) wird durch pathologische Gewebsveränderungen dieser Organe in Form von Einlagerungen in die Zellzwischenräume limitiert. Organspezifische, für den Struktur- und Funktionserhalt des Organs

essentielle Zellpopulationen werden verdrängt und durch eine zunehmende Population aus (Myo-) Fibroblasten ersetzt, was zu fortschreitender Zerstörung des Gewebes und Organversagen führt. Die Fibroblasten (Myo- = Muskel) sind Bindegewebszellen, die u. a. die Substanz der Zellzwischenräume produzieren, im Wesentlichen Kollagen und andere Struktur-moleküle. Eine Schädigung des Gewebes (Verletzung oder auch Durchblutungsstopp) stimuliert die Vermehrung von Fibroblasten, was im Normalfall zur Reparatur und Regeneration des Gewebes führt. Bislang ist unklar, welche Ereignisse das vorhandene Gleichgewicht von Geweberegeneration und -reparatur bei Organfibrose stören, wobei übermäßig aktivierte pro-fibrotische und pro-inflammatorische Signalprozesse eine übergeordnete Rolle spielen. Während Art und Umfang dieser Veränderungen in fibrotischen Organen in den letzten Jahren weitgehend aufgeklärt worden sind, verbleiben drei definierte Teilbereiche, die durch einen kollaborativen Forschungsansatz geklärt werden müssen:

- 1) Aufklärung der Auslösemechanismen, die für die verstärkte Ablagerung von Matrixmolekülen (z. B. Kollagen) durch aktivierte (Myo-) Fibroblasten verantwortlich sind und die das Zusammenspiel zwischen den veränderten zellulären und extrazellulären Kompartimenten zugunsten einer Fibrogenese beeinflussen,
- 2) Charakterisierung solcher Ereignisse, welche zu einem Verlust normaler Gewebszellen und deren Ersatz durch aktivierte (Myo-) Fibroblasten führen und
- 3) Entwurf therapeutischer Strategien, welche die exzessive und fortschreitende Bildung von fibrosierendem Gewebe spezifisch unterbinden und somit das Organversagen verhindern (Abb. 4).

Projektbereich E: Ischämie, Hypoxie und reaktive Sauerstoffspezies

Veränderungen der zellulären Sauerstoffversorgung sind Schlüsselereignisse der meisten Erkrankungen im kardio-pulmonalen System.

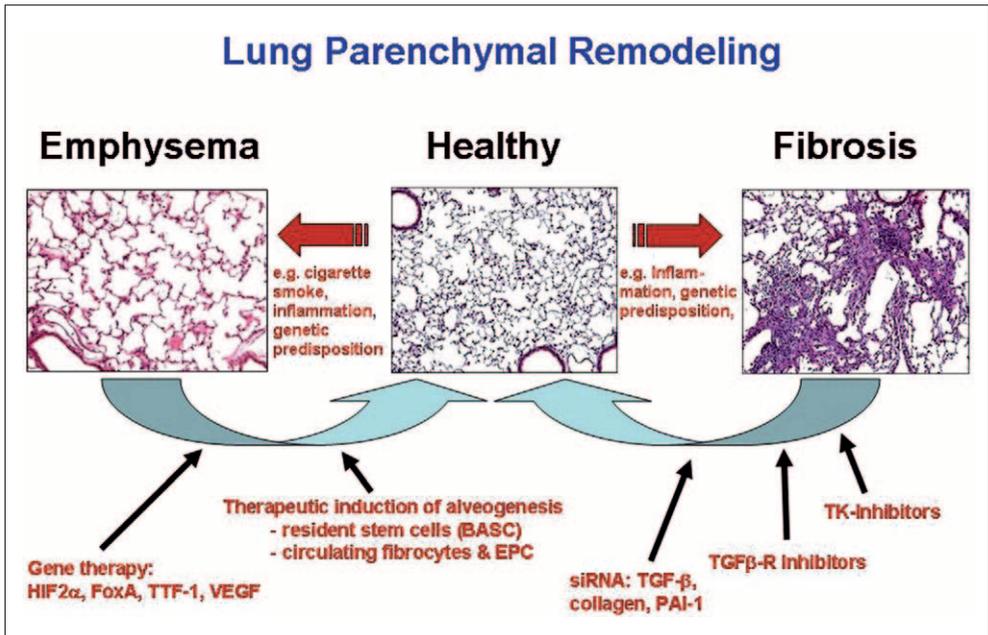


Abb. 4: Umbauvorgänge im Lungengewebe (Projektbereich C und D). Links: Abbau/Auflösung der Alveolarsepten und damit Reduktion der Gasaustauschfläche beim Emphysem, rechts: Ablagerung von Material in den Zellen und Zellzwischenräumen bei Fibrose

Ischämie (Durchblutungsstopp), Hypoxie (Sauerstoffmangel) und Reoxygenierung (Wiederherstellung der Sauerstoffversorgung) sind direkt mit einer Änderung der Balance von oxidativem und antioxidativem Potential und der zellulären Sauerstoffradikal(ROS)-Bildung verbunden. ROS sind bedeutende Moleküle der zellulären Signalübermittlung und werden von hoch spezialisierten Enzymen erzeugt. ROS werden daher als zentrale Mediatoren sowohl von akuten, als auch von chronischen kardio-pulmonalen Erkrankungen angesehen. Bemerkenswerterweise erbrachten unspezifische antioxidative Therapien (d. h. Therapien mit Substanzen, die ROS binden) in klinischen Studien kaum einen oder keinen positiven Effekt, was darauf hinweist, dass möglicherweise die Auffassung von ROS als Krankheitsmediatoren falsch ist, oder dass die gegenwärtigen Ansätze der Interferenz mit oxidativem Stress ungenügend oder fehlgeleitet sind. In den Projekten dieses Bereiches werden Mechanismen der ROS-vermittelten Regulationsvorgän-

ge im kardio-pulmonalen System untersucht, um neue Zielstrukturen zur Beeinflussung von oxidativem Stress oder ROS-Signaling zu identifizieren. Es ist u. a. noch weitgehend unbekannt, wie Veränderungen des Sauerstoffpartialdruckes in der Zelle gemessen werden und wie die Signalübertragung vonstatten geht, damit die Zelle auf dieses Signal antworten kann. Unser Ziel ist es, den klinischen Ansatz bei Erkrankungen, die auf ROS zurückgehen, von einer unspezifischen antioxidativen Therapie weg- und zu einer spezifischen strukturgerichteten Therapie hinzuleiten, die direkt mit Generatoren und Effektoren von oxidativem Stress interagiert. Diese neue Therapieausrichtung auf spezifisches und kompartimentalisiertes (räumlich begrenztes) Redoxsignaling wird in humanen Gewebeprobe und in Tier- und Zellkulturexperimenten überprüft werden. Ziel ist es, strukturgerichtete Indikatoren, Modulatoren und Hemmstoffe des Redoxsignaling zu entwickeln und damit neue Wege in der Therapie kardiopulmonaler

Erkrankungen, die durch Hypoxie, oxidativen Stress oder gestörtes ROS-Signaling ausgelöst werden, zu beschreiben.

Projektbereich F: Infektion, Inflammation und Kontrolle der Barrierefunktion

Die Aktivierung von Entzündungsreaktionen in Lunge und Herz, sei es durch infektiöse oder nicht-infektiöse Vorgänge, kann in tiefgreifender Weise die sensible Barrierefunktion äußerer und innerer Grenzflächen der Gefäße und Organe beeinträchtigen, die die Trennung von löslichen und zellulären Komponenten aufrecht erhält. Bislang unzureichend charakterisiert sind hier zum einen die molekularen Schalter, die die normale Schutzfunktion der Entzündung (Erregerabwehr und Gleichgewicht im Gewebe) in eine unkontrollierte Gewebsschädigung mit Verlust der Schrankenfunktion entgleisen lassen, zum anderen kompensatorische Mechanismen, die die Barrierefunktion re-etablieren und die Entzündung abräumen. Im Projektbereich F werden in Gewebs- und Organmodellen, in Infektions- und Entzündungsmodellen an Tieren und im klinischen Kontext zelluläre Signalpfade organ-ständiger und durch entzündliche Vorgänge zugewanderter Zellen (z. B. Zellen der körpereigenen Immunabwehr) dahingehend bewertet, ob sie

- 1) die Integrität der Barrieren in Herz und Lunge im Entzündungsgeschehen schützen oder regenerieren,
- 2) die gewebsschädigende Inflammation bei Erhaltung der Wirtsabwehr und Reparaturkapazität dämpfen und
- 3) die lokale Auflösung der Entzündung beschleunigen oder die Reparaturkapazität erhöhen.

Identifizierte Schlüssel-moleküle werden zunächst in Tiermodellen, in denen die betreffenden Gene fehlen oder übermäßig aktiviert sind, auf ihre Eignung als therapeutische Ziele für selektive Eingriffe in den Entzündungsvorgang untersucht. Im Anschluss werden geeignete Substanzen in klinischen Studien und Behandlungskonzepten evaluiert, für deren

rasche Umsetzung die kooperative Struktur des ECCPS eine ideale Plattform bietet.

Projektbereich G: Vaskuläre Konsequenzen des „Metabolischen Syndroms“

Das Metabolische Syndrom, definiert als Übergangstatus zwischen dem normalen physiologischen Zustand und der pathologischen Situation eines Typ-2-Diabetes, findet sich in der Bevölkerung bei mehr als 20% der Erwachsenen. Aufgrund der erwarteten epidemischen Zunahme wird es ein erhebliches sozio-ökonomisches Problem in den nächsten 20 Jahren darstellen. Die mit kardiovaskulären Komplikationen verknüpfte Entwicklung eines Metabolischen Syndroms ist kausal-mechanistisch unklar; sie steigt mit dem „body-mass-index“, mit dem Alter sowie nach der Menopause. Weitere Risikofaktoren (wie Bewegungsarmut) tragen zu erhöhter Morbidität und Mortalität der Patienten bei. In dem Projektbereich G sollen die Mechanismen, die zum Metabolischen Syndrom führen und damit die Voraussetzung für vaskuläre Erkrankungen liefern, identifiziert werden. Dabei liegen die Schwerpunkte in der strukturellen und funktionellen Analyse von irreversibel modifizierten plasmatischen und zellulären Proteinen, von Mikropartikeln sowie Adipokinen (Zelle-zu-Zelle-Botenstoffen, die vom Fettgewebe produziert werden) und ihren Wechselwirkungen mit vaskulären Zellen. Die aus diesen Interaktionen resultierenden Störungen des vaskulären Gleichgewichts sollen durch den integrativen Einsatz von in-vitro-Analytik (wie Analyse des Proteinbestandes) und (genetisch veränderten) Tiermodellen der Entzündung und Angiogenese studiert werden. Das übergeordnete Ziel ist die Charakterisierung von Pathomechanismen der am Metabolischen Syndrom kausal beteiligten Komponenten und die Identifizierung von neuen molekularen Zielstrukturen (Targets) für die Therapie der kardiovaskulären Folgeerkrankungen. Gleichzeitig sollen bei bislang rein empirisch für die Behandlung des Metabolischen Syndroms eingesetzten Medikamenten wie ACE-Hemmern (Therapie des Bluthochdruckes und der chronischen Herzin-

Targets/determinants for individualized therapy

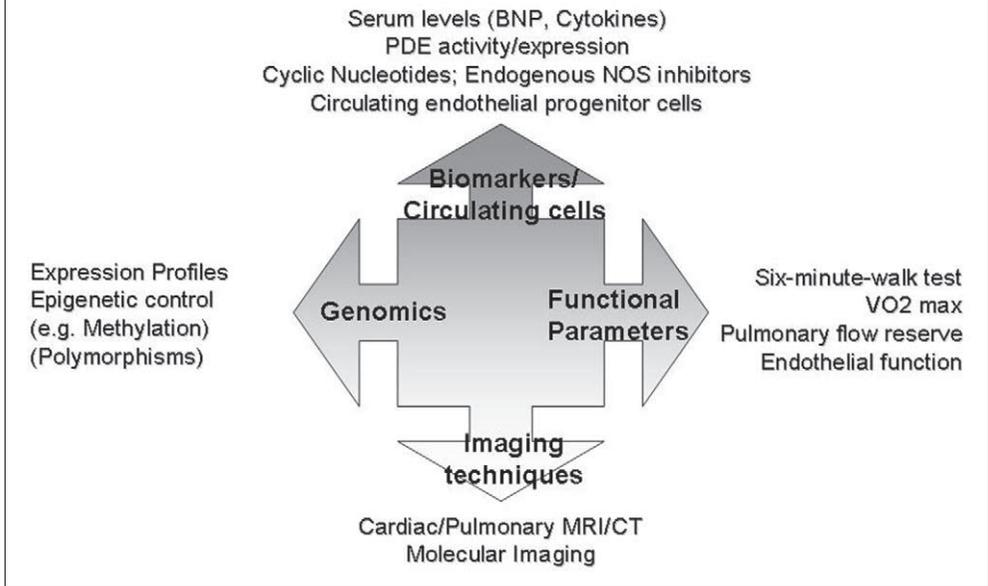


Abb. 5: Ziele/Determinanten für eine individualisierte Therapie

suffizienz) die therapeutischen Wirkmechanismen charakterisiert werden.

Projektbereich I: Molekulare Signatur-Analyse für die individualisierte Therapie

Derzeit folgt sowohl die Prognoseeinschätzung als auch die therapeutische Entscheidungsfindung für Patienten mit Herz- und/oder Lungen-Erkrankungen evidenzbasierten Kriterien und den Erkenntnissen aus großen klinischen Studien. Auf der anderen Seite sind die Patientengruppen in diesen Studien oft sehr heterogen zusammengesetzt, d. h. es gibt große individuelle Unterschiede, und diese individuellen Eigenschaften können den Krankheitsverlauf entscheidend beeinflussen. Bei malignen Erkrankungen (Krebs) hat sich die Analyse der molekularen „Signatur“ sowohl für die Abschätzung der individuellen Prognose als auch zur Vorhersage des Therapieerfolgs etabliert. Somit

ist das Ziel der molekularen Signaturanalyse, Genexpressionsmuster und deren Übersetzung in phänotypische Muster (z. B. das Vorhandensein bestimmter für eine Erkrankung spezifischer Moleküle im Blut, sog. Biomarker) zu identifizieren, welche mit bedeutsamen klinischen Parametern wie der spezifischen Entstehung einer Erkrankung, der Prognose oder der Therapieantwort assoziiert sind. Dieser Ansatz kann eine diagnostische sowie prognostische Präzision erreichen, die mit derzeitigen klinischen Standardinformationen nicht zu erzielen ist, und stellt die Grundlage einer zielgerichteten individuellen Therapie dar. Erfahrungen bestehen bereits auf dem Gebiet der Charakterisierung von mit dem Blutstrom zirkulierenden Biomarkern der koronaren Herzerkrankung sowie der Charakterisierung des Übergangs von einer schweren Pneumonie zur Sepsis. Entsprechende methodische Schwerpunkte in diesem Projektbereich sind: Analysen des RNA-Bestandes von Zellen und Geweben (Transkriptom) und des Proteinbe-

standes (Proteom), Biomarker sowie in-vivo-Bildgebung molekularer Ereignisse bei Herz- und Lungenerkrankungen. Wir streben an, Muster molekularer Signaturen zur Bestimmung der individuellen Prognose und Therapieplanung zu erfassen und zu bewerten (Abb. 5).

Die Arbeit der Projektbereiche wird unterstützt durch drei Plattformen, in denen Techniken und Methoden, Ergebnisverwertung und Ausbildung des Nachwuchses im Vordergrund stehen. Auch in diesen Bereichen wird sich die äußerst enge Kooperation der drei ECCPS-Standorte positiv auswirken.

Kontakt:

Prof. Dr. Werner Seeger
(Sprecher des ECCPS)

Dr. Sylvia Weißmann (ECCPS Büro)

Medizinische Klinik II

Justus-Liebig-Universität Gießen

Klinikstraße 36

35392 Gießen

Telefon: 0641 99 42411

E-Mail:

Werner.Seeger@innere.med.uni-giessen.de,

Sylvia.Weissmann@innere.med.uni-giessen.de

www.eccps.de

Kirsten Dickhaut

Liebeszauber – Faszination und Darstellungsproblematik frühneuzeitlicher Liebesemantik

Liebe fasziniert Dichter und Maler zugleich. Von der Faszination des Liebeszaubers zu sprechen, bedeutet, eine Form der Zuneigung zu benennen, die eine unerklärliche Wirkung besitzt, der so mancher Liebender anheim gefallen ist, oder von der er oder sie zumindest glaubt, gebannt zu sein. Diese Sicht lässt dabei leicht den Pleonasmus übersehen, der dem Zugriff inhärent ist, denn *fascinatio* bedeutet „Verzauberung“. Gleichwohl erscheint die Formel von der „Faszination des Liebeszaubers“ aus drei Gründen als besonders aussagekräftig, um mit ihr ein Forschungsprojekt der Justus-Liebig-Universität vorzustellen. Erstens lässt bereits der „Liebeszauber“ die Macht dieser Emotion anschaulich werden, und zweitens wird die Wirkung dieser Potenz anhand der Formel erkennbar, die den Willen hervorbringt, jene zu kontrollieren oder zumindest zu regulieren. Drittens zeigt das spezifische Modell des „Liebeszaubers“, das hier zugrunde liegt, dass Liebe in der Frühen Neuzeit eben gerade nicht eindimensional, sondern mehrschichtig und also die Liebesemantik plural zu begreifen ist. Diese Pluralität der Liebesemantik entsteht dabei auf unterschiedlichen Ebenen: Sie kennzeichnet die ästhetischen Darstellungsmittel, die heterogenen Auseinandersetzungen mit den diskursiven Regulierungen (z. B. christliches Dogma, Medizin, Rechtspraxis, Oikos-Modell bzw. *gendering*) und die daraus resultierenden Liebeskonzepte.

Das von 2005–2009 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) großzügig geförderte Netzwerk, das sich der Analyse der Liebesemantik in der Frühen Neuzeit aus kunsthistorischer und literaturwissenschaftlicher Perspektive widmet, fokussiert dabei sowohl die gattungsbedingte Vielfalt der Darstellungsweisen und -medien von Liebe als auch ihre konzeptuelle Pluralität. Mit dieser kultur-

anthropologischen Perspektive hat sich das Projekt als eines der insgesamt 17 bisher genehmigten geisteswissenschaftlichen Netzwerke der DFG unter Leitung von Dr. Kirsten Dickhaut (Romanistik) seit nunmehr vier Jahren mit der Analyse der verschiedenen liebesemantischen Vorstellungen auseinandergesetzt. Unter dem Titel *Liebesemantik – Repräsentation menschlicher Affekte in Texten und Bildern von 1500 bis 1800 in Italien und Frankreich* wurden vierzehn Mitglieder aus den Disziplinen der Philosophie, Kunstgeschichte und literaturwissenschaftlichen Romanistik zusammengeführt, die kulturanthropologische Grundlagenforschungen in diesem Feld erfolgreich erarbeitet haben, deren Ergebnisse in drei umfangreichen Konzeptbänden vorgelegt werden:

I.: *Liebe und Emergenz. Neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*, hrsg. von Kirsten Dickhaut, Dietmar Rieger, Tübingen: Niemeyer 2006.

II.: *Les discours artistiques de l'amour à l'âge classique. Sondernummer der Zeitschrift Littératures classiques*, hrsg. von Kirsten Dickhaut, Alain Viala. Herbst 2009.

III.: *Frühneuzeitliche Darstellungen der Liebe in Italien und Frankreich*, hrsg. von Kirsten Dickhaut. 2010.

Einige wichtige Fragestellungen, die bezüglich der Liebesemantik die frühneuzeitliche Kulturgeschichte mit kunsthistorischen und literaturwissenschaftlichen Perspektiven verbindet, werden im Folgenden anhand zentraler Forschungsergebnisse des Netzwerks vorgestellt und bezüglich der Bedeutung des „Liebeszaubers“ für die Frühe Neuzeit kurz exemplifiziert. Dabei wird es zunächst mittels der drei semantischen Dimensionen der Idee des „Liebeszaubers“ darum gehen, das Forschungsprogramm des Projekts zu erläutern, bevor ich im An-

schluss die wichtigsten Fragestellungen des Netzwerks erörtern und dann das Innovative des „wissenschaftlichen Netzwerks“ der DFG in seinen strukturellen Möglichkeiten beschreiben werde. Abschließend werden diejenigen Kooperationsprojekte und Forschungsergebnisse gebündelt dargestellt, die die Netzwerkarbeit als interdisziplinäres und innovatives Förderinstrument anschaulich werden lassen.

1. Liebeszauber oder die Vielfalt der Liebeskonzepte und ihre Bedeutungen

Der Begriff „Liebeszauber“ bringt zunächst einmal aus erkenntnispraktischer Perspektive die Unbegreiflichkeit der Liebe auf den Punkt, denn er erklärt das Unerklärliche als Magie. Dahinter steht eine mit dieser Idee stets verbundene Vorstellung, dass nämlich die Liebe eine unglaubliche Macht über die Menschen hat, ja, dass sie sogar allmächtig ist. So wurde bereits in der Emblematis die Macht der Liebe ins Bild gesetzt, die zeigt, dass Amor so kraftvoll und folglich allmächtig ist, dass er – besser als Atlas – in der Lage ist, die ganze Welt auf seinen Schultern zu tragen. Dies veranschaulicht beispielsweise das Emblem „Le pouvoir d’amour / Die Macht der Liebe“ (vgl. Abb. 1) in der französischen Sammlung von Daniel de La Feuille: *Devises et Emblèmes* (1697). Die möglicherweise fehlende Muskelkraft Amors wird durch Magie ersetzt, so dass der Putto die Erdkugel



Abb. 1: Emblem: „Le pouvoir d’amour / Die Macht der Liebe“, in: Daniel de La Feuille: *Devises et Emblèmes* (1697), in: <http://emblems.let.uu.nl> (01.03.09)

ganz wörtlich und vor allem recht einfach auf sich nehmen kann. Was hier allegorisch demonstriert wird, setzt zugleich auf eine Vorstellung, die in der Frühen Neuzeit eigentlich durchweg verschiedene Konzepte von Liebe geprägt hat und damit zum Ausweis bestimmter Haltungen, Imaginationen und Narrationen wurde, mit denen sich das wissenschaftliche Netzwerk umfassend beschäftigt hat. Gerade die Idee des Liebeszaubers lässt sich dabei zunächst metaphorisch begreifen, in dem Sinne, dass sich die Menschen durch Liebe verändern und quasi verzaubert werden. Dies bedeutet, dass die Liebesemotionen selbst den Menschen – gerade auch im christlichen Sinn – zu einem besseren Nächsten machen. Wenn die Liebe in der Lage ist, den Menschen zu zivilisieren, dann erweist sie sich als „Zauberkraft“. Dieses Beispiel zeigt bereits deutlich, dass die Künste in der Frühen Neuzeit in Bezug auf Anthropologika im Allgemeinen und mit Blick auf die Liebe als christliche Tugend im Besonderen das Zusammenspiel von Bild und Sprache produktiv nutzten, um den Seinsweisen und Wirkungsmechanismen der Liebe nachzuspüren.

Gerade diese Wirkungsverhältnisse, die über Imagination, Sprachbilder, Vorstellungsbilder, aber auch über Erzählungen, Rhetorik oder allegorische Gemälde, Liebesportraits und erotisierte Stillleben beschreibbar werden, standen im Zentrum der Projektarbeit. Dabei hat das Forschungsprojekt gerade die intermedialen Wechselwirkungen systematisch analysiert und sich unter dem titelgebenden Schlagwort „Liebessemantik“ mit denjenigen Bedeutungsfeldern befasst, die in der Frühen Neuzeit ihre Spezifika über die Künste und die Literaturen ausgeprägt haben. Das Interesse galt dabei der gegenseitigen Bedingtheit von Mentalitätsgeschichte einerseits und ästhetischer Gestaltung andererseits. Hierfür wurden die fiktionalen Modellierungen der unterschiedlichen Liebeskonzepte, die das Projekt untersucht hat, grundlegend als Transformatoren verstanden, die auf gesellschaftliche Wirklichkeiten antworten und die diese ihrerseits prägen. Die unterschiedlichen sozialen, historischen und geographischen Kontexte haben verschiedene liebespraktische Modelle hervorgebracht, die

sich kontinuierlich verändern. Die bildkünstlerischen und literarischen Gattungen haben dabei an den Verhandlungen etwa um den Status der homoerotischen Liebe, des Liebeszaubers oder auch der Liebeskrankheit maßgeblich Anteil.¹ Diese Praxen setzen grundlegend sakrale und profane Handlungen in Analogieverhältnisse, deren Affinität sich nicht in jedem Fall trennen lässt, wie dies etwa der Neoplatonismus (Pico della Mirandola, Ficino) oder auch die Versuche des Konzils von Trient (1545–1563) zeigen, das so genannte Missbräuche ritueller Praktiken zu unterbinden suchte, indem zwischen Riten unterschieden wurde, die dem christlichen Dogma entsprachen, und abergläubischen Praktiken, zu denen eben auch der Liebeszauber gehörte.

Dieser besitzt nämlich ein weiteres, zu seiner oben angeführten Bedeutungsebene komplementäres Potential, das vor allem in der Frühen Neuzeit als Denkfigur *und* als soziale Praxis existierte, die etwa von Marguerite de Navarre im *Heptaméron* oder in den *Essais* Montaignes auch ironisch reflektiert wurden. Dahinter stand die Idee bzw. der Aberglaube, dass Magie und Zauber in der Lage seien, den Menschen verliebt zu machen. Nicht nur die Liebe ist demnach eine „Magie“, vielmehr kann sie selbst auch über solche Verfahren kontrolliert und entfacht werden. Die aus Venedig bekannten Liebeszauberpraktiken zielten beispielsweise darauf, vorzugsweise die Gefühle von Männern zu steuern und zu kontrollieren, oder auch wahrsagerische Experimente zu nutzen, um mögliche Eheaussichten frühzeitig erkennen zu

können. Hierfür wurde etwa eine Handvoll „fave“ (Saubohnen) in die Luft geworfen, deren „Bild“ kundige Frauen dann ausdeuten konnten. Aber auch die verschiedensten Sakralgegenstände fanden im Liebeszauber profane Anverwandlungen, deren Operationalisierung die emotionalen Wünsche realisieren sollten.² Die Macht der Liebe wurde demgemäß mit dem Wunsch verbunden, selbst Macht über die Liebe zu gewinnen. Dieser zweite wesentliche Aspekt, der im Zentrum der liebessemantischen Analysen stand, hat dazu geführt, dass die Konzeption der Forschungsarbeit und mithin die Strukturierung des gemeinsamen Publikationsbands diese kulturhistorischen Praktiken, die auf die Machtkontrolle der Liebe ausgerichtet waren, als wesentliche Bestandteile integrierten. Es wurde deutlich, dass sie ästhetisch dynamisierend wirken. Sie wurden deshalb mit Blick auf *Einstellung*, *Vorstellung* und *Darstellung* von Liebe in drei zielgerechten Beiträgen erarbeitet. Die gegenseitige Bedingtheit dieser Formen wurde als Haltung (Dr. Frauke Kurbacher), als Narrativität (Dr. Kirsten Dickhaut) und als Imagination (Prof. Dr. Rudolf Behrens) entwickelt.³ Dabei wurde das Herausarbeiten der ästhetischen Grundlagen auch notwendig, um die unterschiedlichen Liebestypen, die für die Frühe Neuzeit wesentlich sind, auch in ihren verschiedenen Seinsweisen systematisch beschreiben zu können. Dass die italienischen und französischen Kunstwerke und literarischen Texte nicht nur selbst die Pluralität der Liebe diskutieren, sondern auch bereits in der ästhetischen Ausgestaltung eine je eigene



Abb. 2: Tizian: *Amore sacro et amore profano* / *Himmlische und Irdische Liebe*, 1515



Abb. 3: Louis-Léopold Boilly: *L'étincelle électrique*, 46,1 x 55,3 cm, 1791, Richmond: Virginia Museum of Fine arts, in: Colin Bailey, Philip Conisbee, Thomas W. Gaehtgens (Hg.): *Meisterwerke der französischen Genremalerei*, Berlin, Köln 2004, 373

Konfiguration aus Darstellung, Einstellung und Vorstellung in der Verhandlung etwa von „himmlischer und irdischer Liebe“ erkennbar wird, zeigt das – in der Forschung weiterhin als Problematisierung der Liebesdisziplinierung gedeutete – Gemälde Tizians, *Amore sacro e profano* (1515, Rom: Villa Borghese, vgl. Abb. 2) und seine Rezeptionsgeschichte auf eindrückliche Weise.⁴

Gerade in der späten Aufklärung zeigt dann der Mesmerismus eine erneute Auseinandersetzung mit der Idee des Liebeszaubers, die der Maler Boilly (Abb. 3: Louis-Léopold Boilly: *L'étincelle électrique*, 46,1 x 55,3 cm, 1791, Richmond: Virginia Museum of Fine arts) durchaus ironisch ins Bild setzt: Das Gemälde mit dem Titel *Der elektrisierende Funke* wurde

1791 im Salon erstmals ausgestellt und zeigt, wie der Liebesfunke quasi vitalisierend auf die Frau übertragen wird. Was in den vergangenen Jahrhunderten auch Frauen als Liebeszauberei praktizierten, wird hier im Rahmen einer paramedizinischen Spielart ironisch ausgeleuchtet. Das anthropologische Labor versetzt den Betrachter in die Beobachterperspektive eines Experiments, das auf der Theaterbühne bereits Marivaux in *La Dispute* als Rahmenbedingung auserkoren hatte,⁵ um ebenfalls die Voraussetzungen für das Entstehen von Liebe zu analysieren. Dass diese Prämissen von Literatur und Kunst dann umfänglich zum Anlass genommen werden, um die Fiktion der Liebe zu reflektieren, indem diese als primäres Medium der eigenen ästhetischen Bedingungen erörtert

wird, wird im Projekt zentral herausgestellt, nicht nur in Bezug auf Fragen nach der Künstlerliebe.⁶

Neben der Liebesmacht und dem Willen zu ihrer Kontrolle, die der Liebeszauber verdeutlicht, steht dieser auch als Metonymie für die Bedeutungsvielfalt der Liebeskonzepte. Aus dem Willen zur Regulierung entstehen in den Kreuzungen der Diskurse unterschiedliche Modelle, die auf die Regulierungsbestrebungen antworten und diese zugleich (kritisch) prägen. So hat das wissenschaftliche Netzwerk eine Typologie von verschiedenen Liebeskonzeptionen der Frühen Neuzeit herausgearbeitet, die unterschiedliche Akzente – sowohl medialer als auch historischer Art – setzen. Aus den drei prägenden Achsen der Liebeskonzeptionen – *Philia*, *Eros* und *Agape* – haben sich in der Frühen Neuzeit weitere semantische Filiationen in Italien und Frankreich entwickelt, bei denen eine deutliche historische Schwerpunktverschiebung der Beschäftigung mit Fragen der Liebe in prominenten Text- und Bildquellen von Italien nach Frankreich sowie vom 16. in das 17. Jahrhundert zu erkennen ist.⁷

Die Kernfrage des Projekts lautet folglich: Wie wird Liebe konzeptuell historisch modelliert und gedacht? Im Konzeptband antworten zwölf verschiedene Beiträge auf diese Frage, indem sie die paradigmatischen Liebeskonzepte rekonstruieren, die summa summarum die am meisten diskutierten Vorstellungen für die verschiedenen Beziehungen zwischen Männern und Frauen in der Frühen Neuzeit darstellen:

Agape/Caritas (Silke Segler-Messner), *Seelenliebe* (Harald Nehr), *Galante Liebe* (Jörn Steigerwald), *Homoerotische Liebe* (Thomas Klinkert), *Liebe und Verführung* (Gabriele Vickermann-Ribémont), *Illegitime Liebe* (Claudia Denk), *Fleischliche Liebe* (Dietmar Rieger), *Liebe als Krankheit* (Jörn Steigerwald), *Kytherische Liebe* (Kirsten Dickhaut), *Liebeserkenntnis* (Bettina Full), *Freundschaftslove* (Marcel Baumgartner), *Künstlerliebe: Inspiration* (Ulrich Pfisterer), *Liebesportrait* (Roland Galle).

Dieser kulturwissenschaftlich-vergleichende Fokus auf die liebessemantische Pluralität erlaubt es, die epistemologischen Funktionen von an-

thropologischen Darstellungen zu konturieren, die einen deutlichen Akzent auf Aspekte von Gender, Medialität und sozial-ethischen Fragen legen. Die heterogene Affektlandschaft der Frühen Neuzeit wird zusätzlich in den Einzelwerken verstärkt und / oder durchkreuzt von einer noch nicht umfassend erschlossenen Liebesmetaphorik,⁸ von Effekten der Simulation und Dissimulation und weiteren Aspekten des „savoir-vivre“. Die Problematisierung dieser Darstellungseffekte hat zugleich dazu geführt, die epistemologischen Fragen präziser zu fassen und in den Antworten die repräsentationstheoretischen Aspekte mit zu ergründen. Dabei wird immer bedacht, dass die Liebessemantik in Abhängigkeit steht vom sozio-historischen Machtgefüge (am Hofe Ludwigs XIV. in besonders eklatanter Weise), von ethischen Idealvorstellungen (etwa des *cortegiano* und der *honnêteté*) begleitet wird und sie auch mit prägt.⁹

2. Zentrale Fragestellungen des Forschungsprojekts

Wenn man kulturwissenschaftliche Grundlagenforschung betreiben will, um eine umfassende Kulturgeschichte des ästhetischen Liebeswissens der Frühen Neuzeit (Frankreich, Italien) zu schreiben, kann dies nur in interdisziplinärer Form geschehen. Zu vielfältig sind die (medialen) Formen, Funktionsfelder und diskursiven Anbindungen der in ihrer psychologischen Position stets zwischen Begehren und Haltung nicht still zu stellenden Vorstellungen von Liebe.¹⁰ Die kulturanalytischen Leitfragen der interdisziplinären Gruppe sind dabei grundsätzlich epistemologischer Art:

Wie stellt sich das Verhältnis zwischen Theologie, Psychologie / Moralistik, Medizin, juristischen Paradigmen und ethischen Modellen zur künstlerisch entworfenen Liebe dar? Wie lässt sich die diskursive Anbindung von Liebesbeziehungen nachweisen, die einerseits in Romanen, Tragödien etc., andererseits in bildkünstlerischen Darstellungen etwa einer Geliebten und Liebenden (wie in den Briefromanen,¹¹ z. B. von Guilleragues, Rousseau oder Laclos) aufscheinen, und wie wird das

Verhältnis in der ästhetischen Darstellung modelliert? Inwieweit wirken religiöse, medizinische, gesellschaftliche und affektrhetorische Idealvorstellungen auf Liebeskonzeptionen der Künste (z. B. der „blinde Amor“)¹², und welche modellbildenden Funktionen können Malerei und Dichtkunst in anthropologischen Fragen für sich beanspruchen? Unter welchen Voraussetzungen gehen die Künste vielleicht auch über ethische Vorgaben hinaus, etwa in Bezug auf das Verhältnis von Galanterie und Libertinage?¹³ Sind diese Bedingungen auch diejenigen, die neue Liebeskonzepte emergieren lassen? Wie entsteht Liebe, und wie darf sie entstehen? Lässt sich das Verhältnis von Schönheit und inneren Werten historisch als Paradigmenwechsel um 1700 beschreiben,¹⁴ auch wenn man verschiedene Gattungen und Medien berücksichtigt? Welche Rolle spielen Gattungsfragen, die ja auch immer Ausdruck eines anthropologischen Formbegehrens sind? Und umfassender: Welches Verhältnis besteht zwischen *Philia*, *Eros* und *Agape* und den spezifischen französischen und italienischen Liebeskonzeptionen der Frühen Neuzeit?

Die genannten Liebesvorstellungen werden im Konzeptband mit Fokus auf Bilder und Texte der Frühen Neuzeit Italiens und Frankreichs mit ihren jeweiligen Schwerpunktsetzungen präsentiert, um kulturwissenschaftliche Antworten auf die genannten Fragen zu geben. Die Projektarbeit hat sich hierfür auf drei Jahrhunderte konzentriert, die zum einen in der Forschung zur Liebessemantik – im Gegensatz zur „Minne“ oder der „romantischen Liebe“ – bisher noch nicht umfassend in den Blick genommen wurden,¹⁵ die zum anderen durch einschneidende, transnationale Ereignisse begrenzt wurden, die signifikante Veränderungen – Epistemwechsel – auch und gerade in der Liebeswahrnehmung, -konzeption und -darstellung bedeutet haben. Nur schlagwortartig seien hier Buchdruck, Perspektive, Druckgraphik auf der einen Seite und die Französische Revolution auf der anderen genannt.

Die Frühe Neuzeit kann als eine Wiege der Psychologie verstanden werden, da sie begrifflich in der französischen Moralistik des 17. Jahrhunderts auftaucht und systematisch reflektiert

wird. So wurde der Begriff „*émotion*“, der erst 1534 im Französischen belegt ist, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts ausschließlich für eine kollektive Bewegung, nämlich politische Aufwiegelung, benutzt. Erst in der Zeit, als René Descartes seine *Passions de l'âme* schrieb, wurde die „emotionale Bewegung“ auch für Individuen angenommen. Das Konzept veränderte „reisend“ seine Bedeutung, indem es vom Gesellschaftskörper auf den anthropologischen übertragen wurde. Erste Grundlagen moderner Denkweisen über die Liebe, über hetero- oder homosexuelle Beziehungen, seien es jene sozialer, medizinischer, theologischer oder eben psychologischer Natur, wurden in den Literaturen und Künsten der Zeit reflektiert und immer wieder imaginierend an ihre Grenzen gebracht.

Wie unlängst der Emotionsforscher Maurice Daumas – implizit gegen die Thesen Niklas Luhmanns in *Liebe als Passion*¹⁶ – in umfassenden historischen Studien deutlich machen konnte, beginnt die für unsere Gesellschaft immer noch maßgeblich(st)e Vorstellung der Vereinbarkeit von Liebe und Ehe bereits im 16. Jahrhundert zu greifen. Es dauert aber bis weit ins 18. Jahrhundert, bis sich diese Idee auch in der sozialen Ehepraxis etabliert. Auch dann – dies zeigen wiederum Arbeiten französischer Historiker (z. B. Georges Duby [Hg.] *Geschichte der Frauen*) – ist die Liebeshe in der Aufklärung noch kein Paradigma, wie es doch Luhmann behauptet, dies jedoch vorzugsweise an Romanen belegt. Dies war und ist für die Netzwerkarbeit als kulturwissenschaftliches Projekt wegweisend (und kritisch) zu sehen. Demgegenüber konnte die liebessemantische Forschungsarbeit nämlich zeigen, dass gerade in der Literatur und Kunst der Frühen Neuzeit bereits das Zusammengehen von Liebe und Ehe durchaus als Modell verbreitet war, dass es also nicht erst in der Aufklärung hervorgebracht wurde.

Komplementär zu den Analysen mit Blick auf das Verhältnis von Ehe und Liebe und damit auch auf die Funktionsgeschichte des *oikos*-Modells in der frühneuzeitlichen Literatur wurde insbesondere die Beziehung der christlichen Vorstellung vom Menschen und die ebenfalls



Abb. 4: Corregio: *Eva reicht den Apfel*, Rötelzeichnung, 116 x 104 cm, Paris: Louvre, in: Jean Starobinski: *Gute Gaben, schlimme Gaben. Die Ambivalenz sozialer Gesten*, Frankfurt/M. 1994, 9

christlich geprägte Hierarchie der Liebesordnung (*caritas ordinata*) in den einzelnen Beiträgen herausgearbeitet. Dabei war von der *caritas* bis zum Liebesportrait und von der Galanterie bis zur fleischlichen Liebe immer wieder die Frage nach dem Status der Liebesgabe für die unterschiedlichen Modelle konstitutiv.¹⁷ Das Verhältnis zwischen Geschenk und Begehren, zwischen Geben und Empfangen bestimmt

zumeist die Vorstellung von der Liebe, wie dies Corregio anschaulich macht (vgl. Abb. 4: Corregio: *Eva reicht den Apfel*, Rötelzeichnung, 116 x 104 cm, Paris: Louvre). Der symmetrische Tausch wird dabei vom asymmetrischen unterschieden, genau wie die Nächstenliebe von Eros. Der geschenkte Gegenstand, die Liebesgabe, wird an ein bestimmtes Vorstellungsbild und eine Erzählung geknüpft. Im Herzen, so

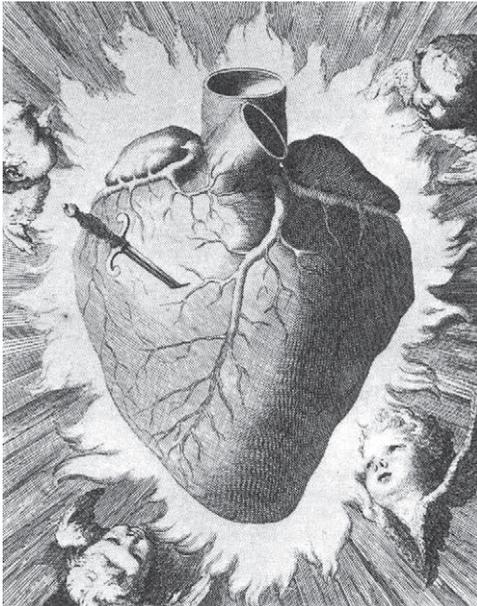


Abb. 5: Anonym: *Les péchés des êtres humains laissent des traces sur le cœur, surtout quand le péché est commis par cœur*, 1685, Paris: Bibliothèque Nationale

suggestiert es eine Zeichnung aus dem ausgehenden französischen 17. Jahrhundert, werden die Liebesgaben reguliert und die Sünden aufgezeichnet (vgl. Abb. 5: Anonym: *Les péchés des êtres humains laissent des traces sur le cœur, surtout quand le péché est commis par cœur*, 1685, Paris: Bibliothèque Nationale). Das Herz war bekanntlich bereits im Mittelalter Symbol der Liebe. Allerdings wurde es erst im Zuge der Rezeption der Schriften Harveys auch für die anthropologische Diskussion um Liebe zentral. Für den Zeitgenossen der anonymen Zeichnung, Pascal, ist der „cœur“ für die intuitive Schau der Wahrheit zuständig. Während in den Bereich der „imagination“ Lüge und Wahrheit fallen, ist das Herz die „seconde nature“ des Menschen, deren Kraft er sich nicht widersetzen kann.¹⁸ Daran zeigt sich deutlich, dass selbst das Herz ein vieldeutiges Symbol der Liebessemantik ist, das sich im anthropologischen, im literarischen und im christlichen Diskurs eine je eigene symbolische Funktion angeeignet hat, die sich in der sozialen wie in der ästhetischen Praxis deutlich überschneiden.

3. Das „wissenschaftliche Netzwerk“ als innovatives Fördermittel

Die DFG hat mit ihrem noch recht neuen Förderformat ein Instrument geschaffen, das in einem Zeitraum von maximal drei Jahren einen ortsübergreifenden themen- und aufgabenbezogenen Austausch von Nachwuchswissenschaftlern mit weiteren Fachspezialisten ermöglicht. Im Rahmen von sechs Arbeitstreffen erhalten maximal fünfzehn Mitglieder die Möglichkeit, in einen kontinuierlichen Dialog zu treten und einen wissenschaftlichen Austausch zu pflegen, der durch zwei Gastwissenschaftler im Rahmen der Einzeltreffen noch weiter fundiert wird. Ein solches Netzwerk wie dasjenige zur „Liebessemantik“ bietet folglich PostdoktorandInnen die Möglichkeit, ein Forschungsprojekt selbständig zu planen, zu leiten und durchzuführen. Damit wird von der DFG auch eine Fördermaßnahme zur Weiterqualifikation geboten.

In Gießen besteht der Kreis der Teilnehmer aus acht Postdoktoranden, einer Hochschuldozentin und sechs Professoren, disziplinär gewendet: aus drei Kunsthistorikern, einer Philosophin und zehn Literaturwissenschaftlern (Italianisten, Galloromanisten und Komparatisten) aus Deutschland und Frankreich. Die Struktur des Netzwerks erlaubt es, die in der Romanistik, Komparatistik und Kunstgeschichte gleichermaßen unabdingbare Internationalität in die Praxis umzusetzen und einen kooperationsähnlichen Austausch durch das Netzwerk auf interdisziplinärer Ebene zu initiieren.

Das Gießener Netzwerk, das zweimal im Jahr Tagungen mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten organisiert hat, hat hierfür Gäste aus Fribourg, Clermont-Ferrand, Paris (Sorbonne), Braunschweig und Oxford gewinnen können. Die fünf gemeinsam durchgeführten Workshops haben dazu gedient, die Grundlagenforschungen vorzustellen und sie im Austausch mit internationalen Experten diskutieren zu können. Die Ergebnisse der gemeinsamen Gießener Forschungsarbeiten wurden auf der Abschlusstagung in Paris (Deutsches Forum für Kunstgeschichte / Centre allemand d'histoire de l'art: <http://www.dtforum.org>) zum Thema „Les discours de l'amour à l'âge classique“ im

Mai 2008 auch der internationalen Hochschulöffentlichkeit präsentiert.

4. Das Gießener Projekt und seine interdisziplinären Forschungen und Kooperationen

Der kontinuierliche Austausch mit weiteren Fachspezialisten sowie mit anderen Disziplinen hat es dem wissenschaftlichen Netzwerk ermöglicht, die Systematik der Forschungsarbeiten auch für die kontinuierliche Vernetzung mit Forschergruppen in Paris und Oxford zu nutzen. Aus drei Kooperationen mit dem Louvre, dem Deutschen Forum für Kunstgeschichte (DFK, Paris) und der Maison française d'Oxford sind weitere Forschungsprojekte hervorgegangen, die es erlauben, weiterhin anthropologische

Darstellungsfragen gemeinsam zu diskutieren und die intermedialen Konstellationen, die die Frühe Neuzeit mit konstituieren, weiterführend zu analysieren. Die Zusammenarbeit sowie die Diskussionen über die Emotionsgeschichte werden im Rahmen einer Tagung im DFK weitergeführt, die im Dezember 2009 organisiert wird. Sie trägt den Titel „Entre Soleil et Lumières: Représentation, Pouvoir, Passion et les stratégies intermédiales des arts en France à l'âge classique“. Die Emotionen werden auch dort in ihren selbstreflexiven und Macht konstituierenden Funktionen untersucht, wie sie bereits am Ende der Aufklärung von den Künsten auch kritisch und ironisch beleuchtet wurden (vgl. Abb. 6: Joseph-Marie Vien: *La Marchande d'Amours*, 1763, 117 x 140 cm). Der „Verkauf“ der Amoretten steht dabei einer Ökonomie der Freund-



Abb. 6: Joseph-Marie Vien: *La Marchande d'Amours*, 1763, 117 x 140 cm, Musée National du Château, Fontainebleau, in: Colin Bailey, Philip Conisbee, Thomas W. Gaehtgens (Hg.): *Meisterwerke der französischen Genremalerei*, Berlin, Köln 2004, 327

schaftsgabe gegenüber, die vor allem durch ihre Darstellung „verzaubert“, deren Reibungsfläche indes den Blick auf die bild- und textgenerierenden Konfigurationen von Repräsentation, Macht und Affekten freilegt und – wie bei Vien – zur ironischen Reflexion anbietet.

Anmerkungen:

- ¹ Eine umfassende Forschungsbibliographie findet sich im Konzeptband: Liebe und Emergenz sowie auf der Homepage des Netzwerks. Im Folgenden werden vorzugsweise diejenigen Angaben angeführt, die entweder aus der Projektarbeit hervorgegangen sind, oder auf die sich die Ausführungen direkt beziehen. Auf eine weiterführende Darlegung der umfassenden Forschungsliteratur gerade auch in interdisziplinärer Perspektive wird hier verzichtet.
- ² Siehe dazu ausführlich: Daniela Hacke: Von der Wirkungsmacht des Heiligen. Magische Liebeszauberpraktiken und die religiöse Mentalität venezianischer Laien der frühen Neuzeit, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), 311–332.
- ³ Frauke Kurbacher: LiebesEinstellung – Transfiguration im Ästhetischen – Zum Zusammenhang von Liebe und Haltung als Grundlage kultureller Modellierung, in: Kirsten Dickhaut (Hg.): *Frühneuzeitliche Darstellungen der Liebe in Italien und Frankreich*, 2010; Rudolf Behrens: Liebesvorstellung – Die Imagination und das Imaginäre in der moralistischen Liebeskritik der Frühen Neuzeit, in: ebd.; Kirsten Dickhaut: Liebesdarstellung – ästhetische Modellierungen von Narrativität und Haltung in der Veräußerlichung von Liebe in der Frühen Neuzeit, in: ebd.
- ⁴ Heiner Borggreffe: Tizians sogenannte *Himmlische und irdische Liebe*. Der Beistand der Venus im Hochzeitsbild der Laura Bagarotto, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 64 (2001), 331–363; Harald Nehr: Seelenliebe / amor spiritualis / amour pur, in: Kirsten Dickhaut (Hg.): *Frühneuzeitliche Darstellungen der Liebe in Italien und Frankreich*, Tübingen 2009, Jörn Steigerwald: Liebes-Geschichten. Von Petrarcas Amorallegorien zu Fontanelles Allegorisierungen der Liebe, in: *Comparatio. Zeitschrift für Vergleichende Literaturwissenschaft* 1 (2009), 59–86.
- ⁵ Gabriele Vickermann-Ribémont: Dialog, Experiment, Dialogizität. Marivaux' *Dispute* zwischen Sensualismus und Schäferspiel, in: Dies., Dietmar Rieger (Hg.): *Dialog und Dialogizität im Zeichen der Aufklärung. Akten der Sektion des Romanistentages München 2001*, Tübingen 2003, 171–185.
- ⁶ Ulrich Pfisterer: Lysippus und seine Freunde. Liebesgaben und Gedächtnis im Rom der Renaissance oder Das erste Jahrhundert der Medaille, Berlin 2008.
- ⁷ Silke Segler-Messner: Liebe, Freundschaft und *commerce*: Zur Darstellung intersubjektiver Beziehungen bei Montaigne und La Rochefoucauld, in: Kirsten Dickhaut, Dietmar Rieger (Hg.): *Liebe und Emergenz. Neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*, Tübingen 2006, 245–262; Ulrich Pfisterer: Freundschaftsbilder – Liebesbilder. Zum visuellen Code männlicher Passionen in der Re-

naissance, in: E. Wipfler, S. Appuhn-Radtke (Hg.): *Freundschaft*, München 2006, 239–259.

- ⁸ Ulrich Pfisterer: Zeugung der Idee – Schwangerschaft des Geistes. Sexualisierte Metaphern und Theorien zur Werkgenese in der Renaissance, in: U. P. Zimmermann, A. Zimmermann (Hg.): *Animationen/Transgressionen. Das Kunstwerk als Lebewesen (Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte; 4)*, Berlin 2005, 41–72.
- ⁹ Siehe dazu: Jörn Steigerwald: *Galanterie. Die Fabrikation einer natürlichen Ethik der höfischen Gesellschaft*, Habil Bochum 2006.
- ¹⁰ Jean Starobinski: *Gute Gaben, schlechte Gaben. Die Ambivalenz sozialer Gesten*, Paris, Frankfurt/M 1994; Hannah Arendt: *Der Liebesbegriff bei Augustin. Versuch einer philosophischen Interpretation*. Mit einem einleitenden Essay von Frauke Annegret Kurbacher, Hildesheim/Zürich/New York 2006.
- ¹¹ Dietmar Rieger: „Queu diante d'train qu'l'amour, on est comme des je n'sçais pas quoi!": Eine literarische Inszenierung plebejischer Liebe des Jahres 1749, in: Kirsten Dickhaut; Ders. (Hg.): *Liebe und Emergenz. Neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*. Tübingen 2006, 197–210; Kirsten Dickhaut: *Gegen Agape: Selbstbewußte Liebesbriefe Edme Boursaults: Treize lettres amoureuses d'une dame à un cavalier* (1700), in: ebd., 263–282.
- ¹² Bettina Full: „Eros/Amor“, in: Maria Moog-Grünwald (Hg.): *Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart (Der Neue Pauly, Supplementbd. 5)*, Stuttgart 2008, 262–275.
- ¹³ Jörn Steigerwald: *Galante Liebes-Ethik Jean-François Sarasin Dialogue sur la question s'il faut qu'un jeune homme soit amoureux*, in: *Liebe und Emergenz. Neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*, 33–54; Dietmar Rieger: *L'amour en tant qu'appétit physique. À propos de la sémantique de l'amour dans la seconde moitié du 18^e siècle*, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, Bd. 245, Jahrgang 160 (2008), Heft 1, 77–106.
- ¹⁴ *Liebe und Emergenz. Neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*. Tübingen 2006.
- ¹⁵ Thomas Klinkert: *Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe. Untersuchungen zur Liebessemantik bei Rousseau und in der europäischen Romantik (Hölderlin, Foscolo, Madame de Staël und Leopardi)*, Freiburg 2002.
- ¹⁶ Maurice Daumas: *La sexualité dans les traités sur le mariage en France aux XVI^e et XVII^e siècles*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 51/1 (janvier-mars 2004), 7–35; Ders.: *La tendresse amoureuse XVI^e-XVIII^e siècles*, Paris 1996; Ders.: *Le Mariage amoureux. Histoire du lien conjugal sous l'Ancien Régime*, Paris 2004; Christian Kirchmeier: *Niklas Luhmann (1927–1998), Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität* (1982), in: *KulturPoetik* 8/2 (2008), 267–274; Claudia Denk: *Illegitime Liebe*, in: *Frühneuzeitliche Darstellungen der Liebe*.
- ¹⁷ Dietmar Rieger: *Fleischeslust und Liebe. Stationen literarischer Semantisierung der „carnalis cupiditas“ vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert*, in: Kirsten Dickhaut

(Hg.): Frühneuzeitliche Darstellungen der Liebe in Italien und Frankreich, Konzeptband des DFG-Netzwerks „Liebessemantik“, Tübingen 2009; Jörn Steigerwald: Les arts de l’amour galant: à propos de *La Promenade de Versailles* de Madeleine de Scudéry. Erscheint in: *Littératures classiques* 2 (2009); Roland Galle: Vom Lesen der Gesichter. Anmerkungen zu Romanporträts von Fielding, Diderot und Goethe, in: D. Ingenschay, H. Pfeiffer (Hg.): *Werk und Diskurs*. Festschrift für Karlheinz Stierle, München 1999, 151–178.

¹⁸ Rudolf Behrens, Andreas Gipper, Viviane Mellinghoff-Bourgerie (Hg.): *Les Pensées de Pascal*. Croisements d’anthropologie – Pascals Pensées im Geflecht der Anthropologie, Heidelberg 2005.

Adresse:

Dr. Kirsten Dickhaut
Institut für Romanistik,
Karl-Glöckner-Str. 21 G
Justus-Liebig-Universität, 35394 Giessen
kirsten.a.dickhaut@romanistik.uni-giessen.de

Homepage des Projekts:

<http://www.uni-giessen.de/romanistik/frank/liebessemantik/>



Fatima Gomes Sota*, Nilce de Oliveira,
Edileuza Nunes Gaudenzi***, Manfred F. Prinz******

TUCANO – Ein Feldforschungsprojekt der Universidad Federal de Bahia

Entwicklung von „Bürgererziehung“

Die Kooperation mit den drei Hochschulen in Salvador da Bahia besaß von Anfang an eine ernährungswissenschaftliche Komponente: Prof. Dr. Michael Krawinkel vom Ernährungswissenschaftlichen Institut der Justus-Liebig-Universität hatte gleich zu Beginn der entstehenden Kontakte (seit dem Jahr 2000, siehe Gießener Universitätsblätter 2001/2002) eine Einladung zu Vorträgen an der Bundesuniversität von Salvador angenommen und dort ein Projekt angewandter Forschung im Landesinneren von Bahia, in dem Ort Tucano, mit verfolgt und unterstützt. Der folgende Erfahrungsbericht zieht Bilanz nach mehrjähriger Arbeit und gibt einen Einblick in das Projekt, das sich in dreierlei Hinsicht auszeichnet:

- Es handelt sich um anwendungsbezogene, interdisziplinäre und partizipative Forschung, die im Dienst der Armutsbekämpfung steht und durch Dialog und Interaktion mit der betroffenen Landbevölkerung vor Ort charakterisiert ist.
- Obwohl das Projekt sich überzeugend an den Interessen der Betroffenen ausrichtet, ist die Sicherheit in der Finanzierung nicht gegeben und bedarf ständig neuer Anträge und Überzeugungsarbeit.
- Wesentlicher Bestandteil des Projekts ist die Bewusstseinsentwicklung als Voraussetzung für eine die Eigenverantwortung, die divergierenden Gruppeninteressen und Konfliktlösungsstrategien sowie die Nachhaltigkeit berücksichtigende Arbeit.

Das Projekt nahm seinen Anfang 1999 und wurde im Jahr 2005 abgeschlossen. 2004 stat-

tete eine Studierendengruppe der Justus-Liebig-Universität anlässlich einer Exkursion unter meiner Leitung zusammen mit Herrn Prof. Dr. Wilfried Floeck und der brasilianischen Lektorin Claudia Nogueira-Brieger Tucano einen Besuch ab.

Anwendungsbezogene Projekte der UFBA

Die Bundesuniversität Bahias (Universidad Federal de Bahia, UFBA) sieht in ihrem Curriculum auch ein Programm mit sozialen Feldstudien vor. Es handelt sich dabei um den Bereich der so genannten *extensão universitária*, der sich durch interdisziplinäre Ausrichtung und die Verbindung von Lehre und Feldforschung charakterisiert. Diese beiden Säulen der universitären Arbeit stehen im Austausch mit verschiedenen sozialen Akteuren wie Unternehmen, Gemeinden, sozialen Bewegungen und Nichtregierungsorganisationen.

Das Programm trägt zur Entwicklung der Gesellschaft bei und richtet sich an ein breites, vor allem auch nichtakademisches Publikum. Es dient der Wissensvermittlung und bietet Dienstleistungen an. Der Rahmen des Programms wird von der UFBA definiert und in Gestalt einer Zusammenarbeit von Dozenten und Studierenden, die auf den Wandel der brasilianischen Gesellschaft und die Verbesserung der Lebensqualität für den Großteil der Bevölkerung in jeweils unterschiedlichen Kontexten ausgerichtet ist, in die Praxis umgesetzt.

Die vorliegende Untersuchung bezieht sich auf Erfahrungen in der Gemeindeentwicklung und den Fördermaßnahmen im sozio-kulturellen Bereich zwecks Verbesserung der Lebensqualität in den ärmsten Gemeinden in Bahia. Es geht dabei hauptsächlich um die Durchführung einer Serie von Projekten, die auf die Erhöhung

* Soziologin und Gastprofessorin

** Soziologin und Professorin an der UFBA, Mitglied der Projektkommission

*** Professorin am Institut für Ernährungswissenschaften der UFBA

**** Didaktik der romanischen Sprachen an der JLU

der Produktivität zielen, eine Erhöhung des Familieneinkommens, Arbeiten an der Gewissensschärfung durch die Gewinnung finanzieller Mittel für Vereine und Gemeinderäte, sowie die Ausbildung der Führungskräfte. Im Rahmen dieser Aktivität siedelt sich das Tucano-Projekt zur Verbesserung der Gemeindevereine in Tucano (Bahia) an. Die Initiative ging aus von einer Gruppe von Dozenten der UFBA, die Mitglieder der Gruppe von Studien und Aktivitäten im Nordosten Brasiliens (GEAS) sind.

Die Gruppe UFBA (GEAS) setzt sich zusammen aus einem multidisziplinären Team aus Dozenten und Studierenden der UFBA mit Unterstützung der bereits gewonnenen Erfahrung in verschiedenen Studien, welche innerhalb der letzten zehn Jahre in verschiedenen Dorfgemeinden im semiariden Bahia¹ durchgeführt wurden. Das Projekt Tucano ist eines der Teilprojekte und wurde von einer multidisziplinären Forschergruppe der folgenden Fächer durchgeführt: Agronomie, Tiermedizin, Architektur, Theater- und Kunstwissenschaften, Erziehungswissenschaften, Soziologie und Ernährungswissenschaften.

Die Gemeinde Tucano

Die in der brasilianischen Region Nordosten gelegene Gemeinde Tucano ist eine der ärmsten Gemeinden des Landes, hat eine Flächenausdehnung von 2.436 km² und ist 256 km von der regionalen Hauptstadt Salvador entfernt. Die Gemeinde liegt innerhalb des so genannten „trockenen Vielecks“² (*polígono de*

seco). Die Niederschlagsverteilung ist ungleichmäßig und weist zwei Regenmaxima zwischen März und Mai auf. Die Trockenperiode erstreckt sich von September bis November. Die Gesamtbevölkerung beträgt 50.948 Einwohner (laut Bevölkerungsstatistik von 2000), verteilt auf den Stadtkern, 27 Siedlungen und 62 kleine Dorfgemeinden. Das jährliche Bevölkerungswachstum der Gemeinde laut jüngster Statistik (Zensus von 1991–2000) betrug nur 0,53%, was auf eine noch andauernde Landflucht schließen lässt. Die Haupteinverdienungsquellen sind die Ziegen- und Schafzucht sowie die Subsistenzwirtschaft: Anbau von Mais, Bohnen, Obst und Pasto. Da es sich um eine aride Region handelt, wird die landwirtschaftliche Nutzung durch den geringen Nährstoffgehalt, die geringe Fruchtbarkeit, die geringe Wasserspeicherkapazität sowie den hohen pH-Wert der Böden beeinträchtigt.

Da die Gemeinde nur eine schwache Wirtschaftstätigkeit aufweist, lebt sie von der finanziellen Hilfe des Staates. Es sind die Renten der Sozialversicherung, welche die Einnahmen des örtlichen Kleingewerbes erhöhen. Darüber hinaus besitzt der Großteil der Gemeinden keinen Anschluss an das Abwassersystem, es ist vielerorts kein Trinkwasser vorhanden und das Gesundheits- und Erziehungssystem ist defizitär. Wie in anderen Gemeinden der brasilianischen Region Nordosten besteht eine Tendenz zu einer beträchtlichen Wanderbewegung: Ein Teil der Bevölkerung wandert in Richtung der Großstädte des Südens wie São Paulo oder hin zur regionalen Hauptstadt Salvador ab. Dieser Migrationsstrom gewinnt an Bedeutung im Zeitraum September bis November, wenn die Möglichkeiten der Subsistenzwirtschaft infolge der Dürre sich auf ein Minimum reduzieren.

Die Gründe für das Projekt

Angesichts dieser Tatsachen war die Idee der Stärkung der Gemeindeorganisation von Tucano in der Geschichte der Kommune begründet. Die sozialen Gruppen von Tucano hatten sich bereits seit einiger Zeit auf die Entwicklung und Selbstorganisation Tucanos konzentriert. Die

¹ Die semiaride Zone ist eine der sechs Klimazonen Brasiliens. Sie zeichnet sich durch Knappheit und Unregelmäßigkeit der Niederschläge aus, die sich auf drei Monate im Jahr beschränken. In dieser Zeit sind die Niederschläge zwar sehr heftig, aber von nur kurzer Dauer. Die Vegetation besteht hier hauptsächlich aus der sog. *caatinga* (Gras- und Trockensteppe). 68,5 % Bahias ist semiarid. Hier befinden sich 60 % der Gemeinden, in denen 47,6 % der bahianischen Bevölkerung wohnen.

² Gebiet eines Regierungsprogramms zur regionalen Bekämpfung der Trockenheit, das sich auf neun Bundesstaaten mit 1.348 Gemeinden auf einer Fläche von 1.083.790 km² und 27 Millionen Personen erstreckt. Die gesamte semiaride Gegend Bahias bildet das *polígono de seco*.

ersten Verbände und Vereine entstanden in den 70er Jahren mit Unterstützung der Kirche, die jede Form sozialer Bewegung gegen die Militärdiktatur förderte. Viele Gemeindeverbände nahmen an der breiten Volksbewegung für eine Redemokratisierung des Landes teil. In den 90er Jahren setzte sich der Prozess der Dezentralisierung und der Gemeindereform in der offiziellen Politik Brasiliens fort. Die Gemeindevertreter wurden aufgerufen, an der öffentlichen Diskussion sowie an den Verwaltungsräten der Sozialprogramme teilzunehmen. Das bedeutete einen Schub für die Schaffung neuer Verbände. Allerdings fehlte es an Informationen und Erfahrungen, um die berechtigten Forderungen und die Sozialprojekte voranzutreiben. So baten die Vereine EMAUS und das *Sindicato de Trabalhadores Rurales* (Gewerkschaft der Landarbeiter) um die Zusammenarbeit mit der UFBA, um diese Defizite zu beheben. Von einem Team wurde die Notwendigkeit festgestellt, die allgemeine Organisation zu verbessern, um die Verwaltung eines jeden Projekts, das finanziert werden sollte, zu optimieren. So zeigten die Gemeinden einen Mangel an technischem Wissen bezüglich der Artikulation und Anpassung vieler der von ihnen vorgeschlagenen Projekte.

In diesem Sinne setzte sich das TUCANO-Projekt zum Ziel, Möglichkeiten für einen neuen Prozess der lokalen Entwicklung zu eröffnen. Drei grundsätzliche Ziele wurden dabei verfolgt:

1. Starthilfe für die örtlichen sozialen Basisbewegungen als Ganzes im Sinne einer organisationstechnischen und politischen Bildung für ihre Aktivitäten
2. Ausbildung von Führungskräften und Motivierung der Gruppe
3. Beratung und Unterstützung bei der Planung von Interventions- und Entwicklungsprojekten der Nachbargemeinden.

Die Begünstigten

Die unmittelbar Begünstigten dieses Projektes sollten alle Mitglieder der EMAUS, der Landarbeitergewerkschaft und der in der CACTU zusammengefassten Verbände sein. Indirekt

sollte auch die Gesamtheit der Bauernverbände von Tucano und der örtlichen Landkommunen einbezogen werden.

Vorgehensweise

Die vom Team angewandte Methode basiert auf einer Erfahrung, die in den vergangenen Jahren im Rahmen von Projekten im semiariden *sertão* Bahias gewonnen wurde und die darin besteht, die Teilnahme der Gemeinde an Entscheidungs- und Evaluationsprozessen zur Lösung von Problemen auf Gemeindeebene in den Vordergrund zu stellen. Es handelt sich um einen partizipativen Ansatz, der sowohl forschungs- als auch handlungsorientiert ausgerichtet ist und aus monatlichen Besuchen der Gemeinden, formellen und informellen Kontakten mit lokalen Führungskräften, Händlern, Landarbeitern, Lehrern und Studierenden besteht.

Es werden monatliche Arbeitssitzungen der Universität mit den verschiedenen Arbeitskreisen (Erziehung, landwirtschaftliche Produktion und Technik, Gemeindeorganisation und eine Theatergruppe) durchgeführt. Bei diesen Treffen arbeitet jede Arbeitsgruppe an ihrem jeweiligen Projekt. Alle Sitzungen werden in Berichten aufgezeichnet, die später ausgewertet werden. Die Sitzungen finden in den Gemeinden statt und dauern zwei Tage. Abends geht das Team in die Dorfgemeinden, um an den Versammlungen teilzunehmen, in denen über die von den Mitgliedern zur Förderung vorgeschlagenen Projekte und Aktivitäten verhandelt wird. Das Tucano-Projekt wurde in drei Etappen durchgeführt:

An erster Stelle ging es um die Finanzierungsmodalitäten über die belgische NGO SOSPG – *Per Gentes Pro Gentibus*. Parallel zu der Antragstellung wurden andere Einrichtungen kontaktiert, welche das Projekt unterstützen könnten. Der zweite Schritt bestand in Bildungsmaßnahmen und Hilfestellungen zur technischen Durchführung durch den GEAS mit den Vertretern der Verbände. Diese Etappe fand im Jahr 2000 statt. Hier begann die Feinplanung in den Gemeinden zur Beschaffung finanzieller Mittel für die Durchführungsphase. Im Mittelpunkt der für die Jahre 2001 und



Schule von Tucano

2002 vorgesehenen dritten Phase standen die Verbände, welche die finanzierten Projekte durchführten. Bei diesem Schritt übernahm das Team der GEAS je nach Bedarf die Beratung, die akademische Beurteilung und die spezifische technische Unterstützung.

Ziele des Projekts

- Mobilisierung der Gemeinde im Sinne einer Gemeindeorganisation zu einer Konsens- und Bewusstseinsbildung sowie einer Entscheidungsfindung bezogen auf die eigene Realität.
- Einführung der Gemeinde in das Rechtswesen, insbesondere Staatsbürgerkunde und Menschenrechte, sowohl auf Verfassungsebene als auch in der sozialen Praxis. Debatten und Reflexion über diese Bereiche innerhalb der Gemeinden bilden die grundlegenden Ziele des Projekts.

Die Hauptrolle der Universität besteht darin, den Gemeinden bei der Selbstorganisation zu helfen. Eine der praktischen Ziele dieses Projekts war es, seitens der Verbände die Durch-

führung von bestimmten Projekten zur Verbesserung der Gemeinden zu erreichen. Diesbezüglich organisierte das Tucano-Projekt in Gruppenarbeit mit den Gemeindeverbänden Aktivitäten, die auf eine effizientere und autonomere Strukturierung abzielen sollten. Konkret führte die Gruppe „Gemeindeorganisation“ eine Arbeit mit den Vorsitzenden der Gemeindeverbände durch, die sowohl theoretisch als auch praktisch ausgerichtet war. Dies spiegelt sich in der Ausarbeitung der Projekte wider. Die Vorsitzenden wurden gebeten, die Meinungen der Gemeinde anzuhören und mit ihr Entscheidungen zu treffen.

Die „Ideen-Projekte“ entwickeln sich nach und nach mit der technischen und methodologischen Hilfe der Dozenten der UFBA. Zum Schluss entwerfen die Gemeindeverbände einige Projekte (insgesamt 16), ausgerichtet an den jeweiligen Bedürfnissen:

- Verein der Agrarökonominnen aus „Bizamum“: Hühnerzucht der Rasse „caipira“.
- Gemeindeverband aus „Lagoa Melancia“: Anlegen von Senken (septischen Gruben) in den Haushalten des Dorfes.

- Frauen-Gruppe aus dem Dorf „Pé de Serra“: Kunsthandwerksatelier.
- Agrarökonomien-Verein aus „Belo Jardim do Bizamum“: Bau von Zisternen zum Auffangen von Regenwasser.

Diese Projekte werden anschließend an eine Reihe von NGOs und Einrichtungen in Europa und den USA verschickt, um finanzielle Unterstützung zu erhalten. Gelingt dies, so führt die jeweilige Gemeinde das Projekt in Eigenregie durch. So soll nach Abschluss der geleisteten Bewusstseinsbildung und technischen Unterstützung durch den GEAS das eigenverantwortliche Arbeiten der jeweiligen Gruppen erreicht werden.

Fertigstellen des Projekts – Wie war das Feedback der Gemeinde?

Zwischen dem 13. und 16. Dezember 2000 wurde die von der SOSPG und GEAS finanzierte dritte Etappe abgeschlossen. Die innerhalb von mehr als einem Jahr von dieser Gruppe von Dozenten und Studierenden durchgeführte Arbeit gelangte zu ihrem Abschluss bzw. an ihren Anfang. In diesen Tagen wurden die Ergebnisse präsentiert. Die Veranstaltungen fanden zuerst im Gebäude der EMAUS statt, in einer Scheune, wo eine von einem Architekten und einem Tiermediziner gebaute Geflügelbatterie eingeweiht wurde. Hier wird zudem obdachlosen Familien und auch Straßenkindern sowie solchen aus zerrütteten Verhältnissen Zuflucht geboten. Die Legebatterie zielt durch die Produktion und Kommerzialisierung von Eiern auf Selbstversorgung ab. Auch wenn dies für die Vertreter der EMAUS nur wie „ein Tropfen auf den heißen Stein“ aussieht, so ist dieser Projektteil der UFBA dennoch wichtig, weil die Menschen solidarisch zusammenarbeiten und lernen, sich selbst zu versorgen.

Für die Forscher und alle Vertreter der Verbände ist die Schaffung von Solidarität von höchster Wichtigkeit: „Wir müssen mit den Verbänden kooperieren, da man alleine nichts erreichen kann“, so die Lehrerin Raquel, Leiterin des EMAUS-TUCANO-Projekts. Diese Idee wollte das Lehrerteam vermitteln: „Es handelt sich um eine einfache Sache, die auch die Einfachheit

ihrer Arbeit darstellt und widerspiegelt.“ Die Aktionen sind stets im Rahmen des Kampfes für die Bürgerrechte zu sehen: „Das Erreichen von Unabhängigkeit ist der Weg zur Erlangung der Bürgerrechte“, so die Professorin Edileuza. Danach begab sich die Universitäts- und Gemeindegruppe nach Carnaiba zur Landarbeiter-Kooperative, wo der Vorsitzende der Gewerkschaft (Jaime) und seine Frau (Miraldina) Vorträge hielten. Im Anschluss daran wurden verschiedene Dienste im gleichen Gebäude eingeweiht, in dem es auch eine Schule gibt. Der Schlussakt fand im Sitz der Gewerkschaft statt (ein einfaches Lagerhaus mit Holzbänken und einem Konferenztisch, dekoriert mit Blumen, alles Handwerksarbeit). Es nahmen Erwachsene, Kinder und Jugendliche teil. Zuerst hielten die Teilnehmer des UFBA-Teams einen Vortrag, danach die Kommunalvertreter, die mit ihnen zusammenarbeiteten.

Die Vorträge waren von Emotionen und Dankbarkeit geprägt; letztere galt vor allem den Lehrern, da sie bewiesen hatten, „dass es noch Menschen in der Stadt gibt, die sich um Gleichgesinnte vom Lande sorgen und für das Leben der Anderen kämpfen“. Einer der Vertreter der Verbände betonte, dass das Projekt es erneut geschafft habe, einen Teil der Gemeinde zu mobilisieren. Er meinte, „dass die Bevölkerung, die am Anfang an nichts mehr glauben konnte, durch diese Arbeit wenigstens aufgerüttelt worden“ sei.

Nach den Feierlichkeiten gingen alle Anwesenden in eine Kirche, in der eine Theatervorstellung stattfand. Die Theatergruppe bestand aus Studierenden unter Leitung des Professors der GEAS und bildete einen Bestandteil der soziokulturellen Aktivitäten. Das Theaterstück behandelte lokale Themen, wie etwa Probleme des Wassermangels und seine Bewältigung durch die Gemeinde. Das Uni-Team ließ der Gewerkschaft ein Exemplar des Berichts über alle durchgeführten Projektteile sowie eine Auflistung des Budgets und des Finanzhaushalts zukommen, damit jede Person der Gemeinde Zugang zu diesen Daten hatte. Eine weitere Kopie wurde an die NGO BOSPG geschickt, die das Projekt finanziert hatte.

Ausblick

Die Erwartungen der GEAS, dass die Gemeindeprojekte die erhofften Spenden erhalten würden, wurden durch die sich häufenden Absagen der NGOs enttäuscht. Allen Projekten wurde in Übereinstimmung mit den Richtlinien der NGOs ein niedriges Budget (bis zu 5.000 Dollar) zugewiesen. Weitere Briefe ähnlichen Inhalts waren direkt an die Vorsitzenden der Vereine gerichtet. Angesichts dieser Rahmenbedingungen entschied die GEAS sich zu einem Besuch der Bewohner Tucanos, die am Projekt teilgenommen hatten, um wenigstens einige aufmunternde Worte zur Initiative von neuen Vereinen auszusprechen, bis hin zum Beharren in der Beantragung neuer finanzieller Mittel aus anderen Quellen. Im Juli 2001 führte die GEAS unter der Schirmherrschaft des Vizerektorats der UFBA eine Versammlung in Tucano durch. Einmal mehr kamen die Vorsitzenden der Gemeinden zusammen. Bei dieser Gelegenheit wiederholten sie den positiven Wert des Projekts, obwohl noch nicht ausreichend Spenden erzielt werden konnten. In der Weihnachtszeit, der Zeit für Geschenke, erhielt die GEAS eine Spende von 2200 Dollar von einer deutschen NGO. Die finanziellen Mittel dieser NGO, die sich aus Kinderärzten zusammensetzt, kommen den armen Familien aus der Dritten Welt zugute und dienen zur Verbesserung der Lebensqualität und der Gesundheit der Kinder. Anders als in den Grundsätzen des Projekts vorgesehen, ging das Geld nicht direkt an den Verband, sondern wurde Teil des Budgets der GEAS. Die Zuwendung wurde gefeiert, und im Februar des Jahres 2002 begaben sich drei Lehrer nach Tucano, um die Aktivitäten der finanzierten Projekte zu beginnen: den Bau von zehn Zisternen zum Auffangen von Regenwasser in der Gemeinde Belo Jardim de Bizamum mit einer Speicherkapazität von jeweils 10.000 Litern, die genügt, um 50 dort ansässige Familien zu versorgen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Tucano-Projekt erneut begutachtet. Die Vorsitzenden der CACTU organisierten ein Treffen, bei dem über die neuesten Ereignisse der lokalen Politik berichtet wurde. Zur Überraschung der Dozenten ver-

legte die CACTU ihren Sitz in ein Gebäude, das für ihre Aktivitäten wesentlich geeigneter gelegen ist und über einen großen Versammlungsraum verfügt. Dies war Resultat der Bewusstseinsarbeit und Mitverantwortung unter den Mitgliedern, die regelmäßig ihren monatlichen Geldbeitrag überwiesen hatten und somit eine höhere Miete ermöglichen konnten. Aber das Wichtigste war der Meinungswandel der Mitglieder der FUMAC-Räte und der PRONAT nach ihrer Teilnahme an den Aktivitäten der Organisations- und Erziehungsgruppe des Projekts. Sie fingen nun an, sich den Manipulationsversuchen seitens der Gemeinde zu widersetzen. Darüber hinaus erlangten sie die Zustimmung der Vertreter der so genannten Oligarchen (traditionelle Rechte), die immer noch lokal die Macht kontrollierten. Auch ging die Verwaltung respektvoller mit den Landarbeitern um, die der PT (Arbeiterpartei) angehörten und die stärkste Opposition in der Gemeinde darstellten.

Bei diesem Treffen versprachen die Vorsitzenden der CACTU, dem Verband bei der Organisation des kollektiven Baus der Zisternen zu helfen. Diese Unterstützung war erforderlich, da der begünstigte Verein in organisatorischen Schwierigkeiten steckte. Als nächstes wurde eine Gemeindeversammlung in den Dörfern einberufen, um die notwendigen Entscheidungen zur Ausführung der Arbeiten zu treffen (Lokalisierung der Zisternen, Arbeitsteilung und Wahlen der Kommissionsexekutive). Bei dieser Gelegenheit wurden die Zusagen der GEAS und der NGO sowie die Grundprinzipien der Gemeindeorganisation wiederholt. Für die Fertigstellung der Arbeit wurden drei Monate festgelegt, da dieses Projekt parallel zur gewöhnlichen Landarbeit lief. Die Spendengelder dienten der Finanzierung von Arbeitsmaterialien, die Arbeitskraft wurde von den begünstigten Familien der Gemeinde in Eigenleistung erbracht. Der Verbandsvorsitzende versprach eine Einweihungsfeier in der besten gastronomischen Tradition des Landes. Die GEAS hatte die Verantwortung der Durchführung der Arbeiten zu garantieren, während die NGO die finanziellen Spenden erbrachte. Die Betreuung wurde durch Kontakte zu den Vorsitzenden der Verbände und der Gewerkschaft ermöglicht.

Abschließende Bemerkungen

Abschließend sollen die Ergebnisse erläutert werden. Dabei lassen sich solche, die direkt den Gemeinden des Projekts zugute kommen, von denjenigen unterscheiden, die für das Universitäts-Team relevant waren. Für die Gemeinden bedeuten Projekte wie dieses einen unmittelbaren Gewinn und praktischen Nutzen, wie etwa die Verwendung neuer Gerätschaften, die Aneignung neuer Techniken und Informationen, die Ausarbeitung von Projekten, die Suche nach Finanzierung oder gar neue Verfahren in der Rinderzucht. Allerdings sind die Resultate des Erziehungsprozesses in der Verbands- und Gemeindepolitik bezüglich des Verhaltens- und Einstellungswandels in der interaktiven Zusammenarbeit zwischen GEAS und Gemeindeverbänden schwer zu beurteilen. Die in diesem Projekt angewandte Methode erlaubt noch keine mittel- und langfristige Beurteilung vor allem hinsichtlich einer Differenzierung in Interventions- und Interaktionsmodi, die neue Maßnahmen ermöglichen könnte. Für die Universitäts-Gruppe gilt es, die Schwierigkeiten, welche bei der Durchführung des erweiterten Universitätsprogramms besonders im Bereich der Gemeindeentwicklung auftraten, festzuhalten. So standen keine Mittel aus dem Uni-Budget zur Verfügung, und die Geldquellen sind sehr begrenzt, so dass nur internationale NGOs in Frage kommen. Das Team ist verantwortlich für die Erbringung der Finanzierung, was sich angesichts der wachsenden Konkurrenz als immer schwieriger herausstellt. Heute stehen die Universitäten mit den NGOs sowie mit den Volksverbänden selber, mit den Gewerkschaften und mit den Kirchen, die allesamt in diesem Bereich arbeiten, im Wettbewerb um finanzielle Mittel. Der Gesetzesweg ist sehr langsam, was ein gewisses Misstrauen bei den kontaktierten Gemeinden erzeugt – verständlich angesichts des immensen finanziellen Mangels und der großen Mittelnachfrage. Sich den Projekten des erweiterten Universitätsprogramms zu widmen, bedeutet für die Lehrer eine Reduzierung der Forschungstätigkeit, der Teilnahme an weiterführenden Kursen sowie des Verfassens von Artikeln und Bü-

chern. Dies sind heutzutage die prestigereichsten Aktivitäten der Universitäten. Das erweiterte Universitätsprogramm wird, auch wenn es eine der drei Grundfunktionen der brasilianischen Universitäten ausmacht, als eine Art „prima pobre“ („arme Nichte“) in der Hierarchie im System der universitären Verdienste angesehen.

Daher werden die Projekte zur Gemeindeentwicklung auf freiwilliger Basis von einer Gruppe von Lehrern durchgeführt, die mehr Wert auf die Nähe zum Volk und auf eine humanitäre und ideologische Arbeit legen als auf rein universitäre Tätigkeiten. Diese Lehrer beweisen sehr viel Enthusiasmus, überwinden die Hindernisse des minimalen Budgets und des wenig einladenden Habitats (extreme Hitze, schlechte Ernährung, schlechte Lebensverhältnisse etc.) sowie die der geringen Anerkennung ihrer Arbeit seitens der wissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft. Aber sie wünschen den Wandel der brasilianischen Gesellschaft in Richtung sozialer Gerechtigkeit herbei. Zum Thema der Gemeindeentwicklung ist keine theoretische oder methodologische Vertiefung vorgesehen, welche eine Evaluation der Aktion erlaubt. Es gibt wenig Austausch und Verständigung zwischen Universität und anderen Einrichtungen, die ebenfalls in diesem Bereich tätig sind. Dazu muss gesagt werden, dass in der Verwaltung (auf staatlicher, regionaler und Gemeindeebene) der Prozess der Gemeindeentwicklung im Rahmen der öffentlichen Politik im Verfall begriffen ist. Früher genoss sie die Aufmerksamkeit der öffentlichen Organe des Systems für Planung und Entwicklung durch eine spezielle Gesetzgebung und verschiedene Programme, an denen vor allem Erzieher beteiligt waren. Viele dieser Programme wurden in den 70er und 80er Jahren durchgeführt. Allerdings ist dies heute eine wenig geschätzte Tätigkeit. Die Universitäten versuchen, im Rahmen des erweiterten Universitätsprogramms diese Lücken zu füllen; die Projekte überschreiten aber nicht die Schwelle fragmentarischer Pilotprojekte. Angesichts dieser Tatsache ist es verständlich, dass der Erfolg dieser Programme gering bleibt.

(Aus dem Spanischen übersetzt von Stephan Treuke)

Manfred F. Prinz, Stephan Treuke

Exkursionsbericht Salvador da Bahia, September 2007

Vom 8.–22. September 2007 wurde im Rahmen des Studienfachs Lusitanistik eine 14-tägige Exkursion nach Salvador da Bahia (Brasilien) angeboten. Bereits drei Jahre zuvor hatte Prof. Dr. Manfred Prinz eine Exkursion nach Salvador geleitet, die eher kulturhistorisch ausgerichtet war. Bei der zweiten Exkursion standen pädagogisch-erzieherische und sozio-kulturelle Komponenten im Vordergrund.

Konkret ging es darum, in einem Vorstadtviertel Salvador da Bahias die soziologische Situation der dort ansässigen, mehrheitlich afro-brasilianischen Bevölkerung anhand des Schulsystems sowie kultureller und religiöser Manifestationen (*Capoeira*, *HipHop*, *Candomblé*, *Graffiti*) zu er-

fassen und zu analysieren. Darüber hinaus sollten die Exkursionsteilnehmer mit der urbanen Struktur einer Metropole im Nordosten Brasiliens vertraut gemacht werden, wobei Konfliktfelder in den Bereichen überlebensrelevanter Basisbedürfnisse wie Ernährung, Müllentsorgung, medizinischer Infrastruktur, sanitärer Einrichtungen u. a. identifiziert werden sollten. Dementsprechend vielfältig gestaltete sich das Exkursionsprogramm, welches für jeden Tag eine bis zwei Aktivitäten vorsah. Drehscheibe der Aktivitäten waren lokale Bildungseinrichtungen, die daraufhin befragt wurden, inwiefern sie für die bestehenden Konfliktfelder sensibilisieren und Lösungsvorschläge bereithielten.



Abb. 1: In einer Schulklasse des Colégio

(Quelle: Stephan Treuke)

Die Exkursion war eingebunden in das Projekt „Bildung als Voraussetzung für menschenwürdiges Leben“, das von dem Verein Foenix e.V. in Zusammenarbeit mit Studierenden des Instituts für Romanistik und der Studiengänge „Neuere Fremdsprachen“ im Sommer 2007 initiiert wurde.

Schule und Bildung als Voraussetzung für menschenwürdiges Leben

In der ersten Woche besuchten wir mehrmals die Mittelstufenschule *Colégio Ailton Pinto de Andrade* im suburbanen Lobato. Dort wurden Interviews mit den ca. 12–16-jährigen Schülerinnen und Schülern sowie mit deren Familien geführt. Trotz anfänglicher Schwierigkeiten mit der portugiesischen Sprache stellten sich die Interviews für die Exkursionsteilnehmer als sehr interessante Erfahrung heraus:

Fast überall trafen wir auf sehr große Herzlichkeit, Offenheit und Gastfreundlichkeit der Bewohner des Viertels, obwohl längst nicht alle zufrieden mit den dortigen Lebensverhältnissen waren und sich durchweg über die schlech-

ten Lebensbedingungen, daraus resultierende fortschreitende Gewalt, Drogenmissbrauch und -handel, Prostitution sowie ausbleibende öffentliche Hilfe und Investitionen der Stadt- und Landesregierung in Lobato im Besonderen und in den suburbanen Vierteln Salvadors im Allgemeinen. Hierbei war deutlich erkennbar, dass es sich um ein kausales Schema handelt: Fehlende Investitionen in das Schulsystem, öffentliche Einrichtungen und Infrastrukturen sowie in den Arbeitsmarkt sind verantwortlich für die aktuelle Situation des Großteils der Bevölkerung der *bairros marginais*. Fehlende Perspektiven für die Kinder und Jugendlichen, sei es im Sektor Freizeit, Sport oder Arbeit führen zu einer überdurchschnittlich hohen Unzufriedenheit mit den politischen Entscheidungsträgern auf Stadt-, Staats- und Bundesebene.

Die meisten Kinder, die wir befragten, wissen bereits aus eigener Erfahrung, wie hart der Arbeitsmarkt ist; von klein an (etwa ab dem 11.–13. Lebensjahr) unterstützen sie schon ihre Eltern bei dem Unterhalt der Familie, die in der Regel aus sechs und mehr Familienmitgliedern besteht. Ein Großteil dieser Arbeit wird im in-



Abb. 2: Rundgang Lobato

(Quelle: Stephan Treuke)

formellen Sektor verrichtet, z. B. im ambulanten Verkauf von Kleinwaren (Süßigkeiten, Kugelschreiber, Schmuck etc.) in Bussen, auf der Straße und am Strand. Dadurch, dass die Kinder bereits in frühem Alter ihre Familie unterstützen müssen, bleibt natürlich die schulische Erziehung auf der Strecke. Diese wiederum leidet unter der mangelnden staatlichen Unterstützung; überall fehlen Mittel, die Lehrer werden schlecht bezahlt, und sie werden verstärkt mit sozialen Problemen im Schulalltag konfrontiert: wie Gewalt, Drogen, frühzeitige Schwangerschaften etc., auf die sie nicht ausreichend vorbereitet sind und die die Schule alleine nicht bewältigen kann.

Die Mehrzahl der Schüler bricht die Schule vorzeitig ab, meist nach dem 5. oder 6. Schuljahr der insgesamt achtjährigen Pflichtschulzeit, die sich anschließende dreijährige Oberstufe besucht nur eine kleine Minderheit. Selbst bei abgeschlossener Schulausbildung werden den Jugendlichen keine Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt geboten, weil hier für einfachste Arbeiten schon hohe Schulabschlüsse verlangt werden, etwa eine 12-jährige Schulbildung für Straßen-

feiger oder Schaffner. Lobato selbst verfügt nur über wenige Arbeitsplätze, und für höher gestellte und besser bezahlte Arbeiten werden Qualifizierungen verlangt, über welche die Jugendlichen dieses Viertels zu einem Großteil nicht verfügen. Nur wenigen steht der Weg zu einem Hochschulstudium offen. Auch hier besteht erneut ein unüberwindlicher Teufelskreis.

Lobato – ein Viertel des *Suburbio* von Salvador

Im Anschluss an den Besuch der Schule machten wir, begleitet von den Schülerinnen und Schülern, einen kleinen „Rundgang“ durch Lobato. In den Interviews mit den Familien bestätigte sich das, was wir vorher durch die Lehrer und die Jugendlichen erfahren hatten.

Der Bau der Häuser wird weitgehend der Bevölkerung Lobatos überlassen, dementsprechend sind keine Fachkräfte an der Bauplanung beteiligt. Den Eigenbauhäusern fehlt es oftmals an Anschlüssen an das öffentliche Wasser-, Kanalisations- und Stromversorgungssystem; die Infrastruktur, insbesondere das



Abb. 3: Palafitas-Behausung in Uruguai/Novos Alagados

(Quelle: Stephan Treuke)

Straßen- und Abwassersystem weisen deutliche Defizite auf, so dass bei den periodisch auftretenden Regenfällen (Regenzeit je nach Jahresschwankung von Mitte Juni bis September) hohe Überschwemmungsgefahr besteht. Die oft in Hanglage konstruierten Häuser sind dabei besonders von Bodenerosion und Hangrutsch betroffen, Hilfe wird dabei von der Stadtregierung oft nur notdürftig geleistet – die Rettungsaktionen im Notfall erfolgen meist durch Bürgerinitiativen oder hilfsbereite Nachbarn. Wiederholt wurde in den Interviews die mangelnde Investition der öffentlichen Hand in den Bereichen Infrastruktur und Schaffung von Arbeitsplätzen in den Vororten beklagt. Charakteristisch für die urbane Gestaltung des Viertels sind die sog. „palafitas“ (Übersetzung etwa „Stelzenhäuser“), die man vor allem noch im benachbarten Viertel Uruguai/Novos Alagados findet. Es handelt sich dabei um auf dem Wasser gebaute „Stelzenhäuser“, die im Zuge der Wohnungsinvasion der Vororte Salvadors in Eigeni-

niative errichtet wurden und in denen auf ca. 15–20 qm eine sechs- bis achtköpfige Familie wohnt. Dabei dehnte sich die ursprünglich nur an den Ufern des Meeresarmes geplante Siedlung immer weiter Richtung Mitte aus, so dass eine komplexe Ministadt, bei welcher die einzelnen „Stelzenhäuser“ durch Holzplanken miteinander verbunden waren, entstand. Die Bewohner dieser ärmlichen Holzbauten siedelten sich in den 1960er Jahren in der Vorstadt von Salvador an, beseelt von der Hoffnung, in der petrochemischen Industrie des *Polo Petroquímico de Camaçari*, einen Arbeitsplatz zu finden. In Lobato selbst, wo sich der *Marco Zero*, d. h. die erste Erdölbohrstelle Brasiliens überhaupt (aus dem Jahr 1939) befindet, wurden diese Erwartungen geweckt, denen jedoch ein jähes Ende gesetzt war, als die Förderung des Erdöls bereits nach kurzer Zeit eingestellt wurde und sich der Schwerpunkt der brasilianischen Erdölförderung auf andere Gebiete Bahias und auf andere Bundesstaaten (São Paulo) verlegte. Somit degradierten die ohnehin schon



Abb. 4: Marco Zero: Erste Erdölbohrung Brasiliens, Lobato

(Quelle: Stephan Treuke)

stark von Wassererosion betroffenen *Palafitas* zu regelrechten Elendsquartieren.

Seit der ersten Amtsperiode des derzeitigen Präsidenten *Ignácio da Silva* (genannt *Lula*) wurde ein aufwändiges Reformprogramm zur Sanierung der *Palafitas* und der Umsiedlung der Bevölkerung in Mehrfamilienhäuser in Angriff genommen. Das Projekt ist bislang erfolgreich verlaufen, denn es existieren nur noch wenige *Palafitas* am Ufer der benachbarten Viertel *Uruguai* und *Novos Alagados*.

Projekte im Erziehungsbereich

Neben dem Besuch von *Lobato* lernten wir noch verschiedene andere soziale Projekte der Vorstadtviertel des *Subúrbio* kennen. Das PETI-Programm (*Programa de Erradicação do Trabalho Infantil*), eine *Creche* (staatlich geförderte Kinderkrippe), das *SOFIA*-Projekt (öffentliche Bibliothek mit Fortbildungsprogrammen) sowie diverse Initiativen des Staates und der dort arbeitenden Nichtregierungsorganisationen.

Das Hauptziel des PETI-Projekts in dem benachbarten Viertel *Alto do Cabrito* besteht darin, den Kindern (Altersgruppe 10–14) ein rudimentäres schulisch-praktisches Wissen zu vermitteln und ihnen diverse Tätigkeiten zu ermöglichen (Malen, Basteln, Tanzen, Wettbewerbe). Dabei wird den Eltern für jedes Kind, welches an dem PETI-Projekt erfolgreich teilnimmt, ein monatlicher Betrag ausbezahlt und den Kindern eine warme Mahlzeit gegeben.

Angesichts der Tatsache, dass die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen bereits in frühen Jahren formellen aber zum größten Teil informellen „Jobs“ nachgehen (unter anderem Prostitution, Drogenhandel und andere kriminelle Aktivitäten), soll mithilfe dieser schulbegleiteten Projekte versucht werden, dem „Teufelskreis“ des „Lebens auf der Straße“ ein Ende zu bereiten. Bedauerlicherweise stand das Projekt laut Aussage der zuständigen Koordinatorin kurz davor abgebrochen zu werden, da die Zahlung der Förderungsgelder (u. a. für Lehrmaterialien, Essen und die Gehälter der Mitarbeiter) bereits seit einem halben Jahr ausgeblieben war. Als Hauptgrund für die Veruntreuung der Gelder wurde von der Koordinatorin, die selbst bereits

seit mehreren Monaten kein Gehalt mehr erhielt, die Korruption der Stadtregierung genannt. Im Gegenzug dazu besuchten wir ein weiteres PETI-Projekt in *Lobato* und stellten fest, dass hier durchaus noch weiterhin finanzielle Hilfe von der Stadt *Salvador* geleistet wurde.

Ein weiteres staatliches Förderungsprogramm, diesmal zur beruflichen Erziehung der Jugendlichen, war das *SOFIA*-Projekt in *Escada*, einem Vorort nahe der alten Eisenbahnlinie, die von *Calçada* nach *Paripe* führt.

Mittels einer schulisch-praktischen Ausbildung soll hier Jugendlichen eine bessere Perspektive auf dem prekären Arbeitsmarkt *Salvadors* (mit der national höchsten Arbeitslosigkeitsquote) ermöglicht werden. Kernstück des Programms ist eine örtliche Bibliothek mit kostenlosem Zugang für alle Jugendlichen aus *Escada* und den benachbarten Vierteln. Was für uns wie eine Selbstverständlichkeit klingt, gilt in *Salvador* eher als eine Ausnahme, denn insgesamt steht der ärmeren Bevölkerung nur eine kleine Anzahl von öffentlichen Bildungsinstitutionen wie Bibliotheken o. ä. zur Verfügung.

Wissenschaft und Kunst in und um *Salvador*

Die zweite Woche unserer Exkursion war stärker akademisch orientiert. So besuchten wir unsere Partneruniversität *Centro Universitário Faculdades Integradas da Bahia* (*FIB*) sowie die *Universidade Católica do Salvador* (*UCSAL*) und die *Faculdade Zacarias de Góis* (*FAZAG*) in *Valença*. Hier hatten wir Gelegenheit, uns im lockeren Gespräch mit Dozenten und Studierenden der Erziehungswissenschaftlichen Fakultäten über unser Projekt in *Lobato* auszutauschen und an Seminarsitzungen zu entwicklungs- und erziehungsrelevanten Themen teilzunehmen.

Ein Bootsausflug von *Valença* zur idyllisch in Mangrovenwäldern gelegenen Insel *Cairú*, einer der ersten Kolonialsiedlungen der Portugiesen im Bundesstaat *Bahia*, sowie der Besuch eines Franziskanerklosters aus dem 17. Jahrhundert erlaubten uns einen Blick in die Kunst- und Kulturgeschichte: Die Barockkirche war

zur Zeit unseres Besuchs eine Baustelle und wurde unter Leitung von Pater Lucas Dolle (OFM) mit einer Finanzierung durch die Erdölgesellschaft PETROBRAS komplett renoviert. Die Kirche und Klosteranlage von Cairú gilt als Miniatur des berühmten Convento São Francisco in Salvador und hat einen hohen architektonisch-kunsthistorischen Stellenwert.

Fruchtbare Konsequenzen der Exkursion

Insgesamt bot uns die Exkursion einen Einblick v. a. in die Lebensverhältnisse des suburbanen Salvador da Bahia und von Teilen des Nordostens Brasiliens. Insbesondere die stadtplanerischen Instanzen stehen in Kürze vor der großen Herausforderung, den Bewohnern der Vororte eine angemessene Lebensqualität zu bieten. Obwohl bereits an vielen Stellen mit den Einwohnern Lobatos auf eine bessere sozioökonomische Gesamtsituation hingearbeitet

wird, bleibt jedoch das Gefühl für den Großteil der Bevölkerung, dass der Staat die Vororte im Stich lässt. Die soziale Ausgrenzung oder Marginalisierung der afro-brasilianischen Vorstadtbevölkerung war deutlich spürbar. In Anbetracht der Tatsache, dass ca. 90% der knapp vier Millionen Bewohner Salvadors im suburbanen Randgebiet der Stadt leben, wird sich die Regierung jedoch früher oder später mit dieser Thematik auseinandersetzen müssen. Ein Anfang ist bereits gemacht: Im Februar 2008 verkündete PETROBRAS die Förderung von Erdöl in Lobato wieder aufzunehmen und somit Arbeitsplätze zu schaffen. Ein historischer Moment, denn genau in diesem Viertel wurde vor rund 80 Jahren die erste Erdölbohrung Brasiliens erfolgreich durchgeführt, ohne dass dies jedoch den rechtmäßigen Eigentümern des Viertels zugute kam.

Die Exkursion war zugleich der Anfang eines intensiveren Kontakts und entwicklungsrelevanter Projekte im Erziehungsbereich, der sich vor allem



Abb. 5: Der Zug in die Vorstadt, Estação Calçada

(Quelle: Stephan Treuke)

in einer Vereinsgründung anlässlich der 400-Jahr-Feier der Justus-Liebig-Universität niedergeschlagen hat. Durch die Exkursion und die studentische Initiative in und um den Verein Foenix e.V. wurden in der Partnerschule Dr. Ailton Pinto de Andrade deutliche Akzente gesetzt: Für die Schüler wurden ein Gitarrenkurs und ein Workshop für Kunsthandwerk eingerichtet sowie der Grundstein für einen Heilpflanzengarten gelegt. Die Schule zog u.a. durch unseren Besuch die Aufmerksamkeit der Schulbehörde auf sich, die kurz darauf das längst überfällige Versprechen einer umfangreichen Renovierung und Sanierung der Schulgebäude einlöste.

Eine Bundestagsdelegation unter Leitung des Vize-Präsidenten Dr. Hermann Solms, begleitet von den Parlamentarischen Geschäftsführern der Parteien CDU (Bernhard Kaster), SPD (Ingeborg Gleicke) und FDP (Jörg van Essen) machte Lobato im März dieses Jahres zu ihrem erklärten Besuchswunsch innerhalb ihrer Reise durch Salvador und andere Regionen Brasiliens.

Es kam zu einem freudigen Empfang in unserer Partnerschule, die – noch in eine Baustelle verwandelt – stolz ihr neues Gesicht mit einem Gesangs- und Gitarrenkonzert sowie einer Ausstellung von selbst gefertigten Kunstschmuckstücken präsentierte. In der Begegnung mit Vertretern des Erziehungsministeriums, der Kirchen und Bürgerinitiativen sowie engagierten Bürgern kamen die Hoffnungen auf eine Besserung der Lebensverhältnisse zum Ausdruck, insbesondere angesichts der durch die Presse in Kürze angekündigten Wiederaufnahme der Erdölbohrungen in Lobato, deren Ertrag – laut der nationalen Erdölgesellschaft ANP – der Bevölkerung des Viertels zugute kommen soll.

Der Besuch führte die hochrangige Delegation zu den Sehenswürdigkeiten von Lobato, dem historischen *Marco Zero*, den Bahnhöfen der alten Eisenbahnlinie mit den restaurierten, Graffiti-gezierten Waggons des Vorstadtzugs aus dem 19. Jahrhundert, dem wichtigsten Transportmittel für die Arbeiter in den Fabriken der Vorstadt und nicht zuletzt auch zum Strand von Prainha, in früheren Zeiten einem der schönsten, von den reichen Bevölkerungsschichten begehrten Strände der Stadt, von wo aus sich heute der Blick auf die *palafitas* und nicht entsorgte Müllhalden öffnet.

Spenden-Aufruf

Aus aktuellem Anlass – anhaltende Regenfälle und Überschwemmungen im Nordosten Brasiliens – bittet

Foenix e.V.

Verein für Menschen im Umbruch,
Aufbruch und Wandel
Am Festplatz 17a, 35440 Linden

unter dem Stichwort „Soforthilfe Lobato“
um Spenden:

Kontonummer: 47971802

BLZ: 513 900 00

Volksbank Mittelhessen

Steuernummer: 20 250 6677 5-K 7

<http://fenixavis.com/index.html>



Jörn Ahrens, Jürgen Schraten

Kultur und Konflikt. Interdisziplinäre Analysen der Gegenwart

Öffentliche Ringvorlesung am Institut für Soziologie im WS 2008/09

Im Wintersemester 2008/09 hat das Institut für Soziologie eine Ringvorlesung „Kultur und Konflikt“ durchgeführt, die zehn in vier inhaltliche Teilbereiche gegliederte Veranstaltungen umfasste. Die Reihe wurde ermöglicht durch die großzügige finanzielle Unterstützung folgender Institutionen: Präsidium der Justus-Liebig-Universität Gießen, Hochschulgesellschaft Gießen e.V., Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Soziologie der Justus-Liebig-Universität Gießen (Lehrstühle Dubiel, Willems). Der Verlauf der Ringvorlesung lässt sich eindeutig als Erfolg klassifizieren und lädt zur Wiederholung ein. Die Ringvorlesung kann auf eine lebendige Diskussionskultur mit einer kontinuierlichen Zuhörerschaft von ca. 50 Personen verweisen, von denen sich ein großer Teil als Stammpublikum erwies.

Diese Form einer klassischen Ringvorlesung hat es am Institut für Soziologie über einen längeren Zeitraum hinweg nicht gegeben und war daher den Studierenden unbekannt. Durch die Einführung des BA-Studiengangs „Social Sciences“, der als Modul auch eine Ringvorlesung enthält, kennen Studierende das Format heute vor allem als eine Form der Vermittlung prüfungsrelevanten Wissens in der Lehre. Einer der Ausgangspunkte für die Initiierung einer eher forschungsorientierten Reihe war daher auch der Gedanke, diese klassische Form der Präsentation einer offenen, akademischen Debattenkultur am Haus zu etablieren. Damit sollte den Studierenden ein Forum geboten werden, das nicht nur das inhaltliche und methodische Spektrum des Faches repräsentiert, sondern insbesondere auch aktuell relevante Entwicklungstendenzen der soziologischen Gegenwartsanalyse aufzeigt. Die didaktische Absicht hierbei war es, die gesellschaftliche Bedeutsamkeit soziologischer Forschung und Erkennt-

nisse zu verdeutlichen und diese im interdisziplinären Gespräch mit anderen Disziplinen und externen Experten kenntlich zu machen. Die zweite leitende Intention der Ringvorlesung war es, einen Dialog des Faches Soziologie mit der Gesellschaft zu initiieren, die nicht nur ihr Untersuchungsgegenstand, sondern genauso auch Adressat ihrer Forschungsergebnisse ist. Soziologie findet ihre Legitimität nicht zuletzt in der aktiven Auseinandersetzung und Kommunikation mit der gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Aus diesem Grunde setzte die Reihe auf dialogorientierte Veranstaltungen, die jeweils mehrere Referenten zusammenführten. Entweder wurde eine interdisziplinäre Konstellation hergestellt oder aber soziologische Forschung mit Experten aus der Praxis konfrontiert. Aus diesem Grunde fiel auch die Entscheidung, mit dem Margarete-Bieber-Saal einen stadtnahen Veranstaltungsort zu wählen. Zwar war der Raum von seiner zentralen Lage her sehr gut gewählt, leider erwies sich der nur äußerst schlecht beheizbare Saal aber als nicht wintertauglich, was sich insbesondere im kalten Januar auch negativ auf die Teilnehmerzahl auswirkte.

Sowohl der interdisziplinäre als auch der öffentlichkeitsbezogene Ansatz haben sich weitgehend bewährt. Die Studierenden haben das Format angenommen und deutliches Interesse an einem solchen Angebot gezeigt. Für den Fall einer Verstetigung des Formats könnte sicher mit einem weiter anwachsenden Interesse unter den Studierenden gerechnet werden. Auch nicht-akademische Öffentlichkeit konnte für die Ringvorlesung gewonnen werden, die sich rege und kritisch an den Diskussionen beteiligte. Allerdings müssen wir einräumen, an diesem Punkt hinter unseren Erwartungen zurückgeblieben zu sein, gemessen an der breit gestreuten öffentlichen Bewerbung durch Pla-

kate und Flyer sowie der wiederholten, teilweise ausführlichen Veranstaltungsankündigung in der Lokalpresse.

Sehr gut bewährt hat sich auch der didaktische Ansatz, den fachwissenschaftlichen Diskurs gezielt für das Publikum zu öffnen. Die einzelnen Beiträge haben sämtlich auf hohem Niveau operiert und waren trotzdem allgemeinverständlich zugänglich. Die Konzeption der Reihe als diskursiver Zusammenhang hat in der vielschichtigen Zusammensetzung sowohl des Programms als auch der Podien sehr gut funktioniert und lädt zu Weiterentwicklung und Wiederholung ein. Aufgrund der sehr guten Erfahrungen mit dieser Form der Vermittlung seiner Inhalte und Kompetenzen plant das Institut für Soziologie in jedem Fall, künftig an die Ringvorlesung „Kultur und Konflikt“ anzuknüpfen. Wegen des hohen organisatorischen Aufwands und der gleichzeitig noch immer knappen Personalsituation im Haus war es aber nicht möglich, schon für das kommende Sommersemester eine Folgeveranstaltung vorzubereiten.

Die aus zehn Einzelveranstaltungen bestehende Vorlesungsreihe gliederte sich in vier Themenkreise, die aktuell zentrale Interessens- und Forschungsfelder der Soziologie fokussierten:

- Lebenswissenschaften,
- Ökonomie,
- Medialität und
- Konflikt.

In der Auftaktveranstaltung im Themenfeld **Lebenswissenschaften** zeigten Prof. St. Rixen, Kassel (Rechtswissenschaft), Prof. G. Gamm, Darmstadt (Philosophie), und Dr. St. Schaede, Heidelberg (Theologie), die Ambivalenz der Thematik, die allzu schnelle normative Positionierungen verbietet. Hingegen plädierten die Referenten weitgehend für die Implementierung einer differenzierten und offenen sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Thematik der modernen Biowissenschaften. Die zweite Veranstaltung griff die Debatte um die Sterbehilfe auf. Der Soziologe Prof. W. v. d. Daele, Berlin, die Rechtswissenschaftlerin Prof. G. Wolfslast, Gießen, und der Theologe PD Dr. W. Achtner, Gießen, legten eindringlich Intention und Legitimität von Patientenverfügungen dar.

Die Fragestellung nach der Steuerbarkeit einer globalisierten Ökonomie bestimmte die erste Veranstaltung des Themenkreises **Ökonomie**. PD Dr. A. Langenohl, Konstanz (Soziologie), legte dar, dass die Finanzmarktökonomie nicht etwa ungesteuert verläuft, sondern komplexe, durch Kommunikationsprozesse strukturierte Abläufe aufweist. Er verdeutlichte die Bedeutung soziologischer Analysen in diesem Feld. Die zweite Veranstaltung thematisierte mit der als krisenhaft erfahrenen Steigerung von Leistungsanforderungen an Erwerbstätige (Dr. habil. St. Voswinkel, Dr. G. Wagner; beide Soziologie, Frankfurt/M.) und mit gesellschaftlichen Kompensationsversuchen durch Konsummuster (Dr. J. Lamla, Soziologie, Gießen) unterschiedliche Facetten der Konstituierung von Subjekten im Kapitalismus.

Der dritte Themenbereich **Medialität** eröffnete mit einem Vortrag zur „Legitimität medialer Gewalt“ (Dr. A. Meteling, Köln, Literaturwissenschaft), der filmische Inszenierungen von Folter untersuchte. Die Geschäftsführerin der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft, Ch. v. Wahlert, erwies sich als ideale Gesprächspartnerin aus der Praxis. In der sechsten Veranstaltung lieferte PD Dr. M. Makropoulos (Soziologie, Berlin) eine furiose Lesart der Massenkultur als Artefaktkultur, kommentiert durch Prof. Th. Brüsemeyer, Gießen (Soziologie). Schließlich trug M. Butler, Berlin (Kulturwissenschaft), unter Rückgriff auf Medienbeispiele zum Bezug von Computerspielen zur Repräsentation von Gewalt vor. Kommentare erfolgten durch Dr. T. Bevc, Frankfurt/M. (Politologie), Prof. C. Gansel, Gießen (Germanistik), und Dr. Ch. Bieber, Gießen (Politologie).

Der Themenbereich **Konflikt** eröffnete mit zwei Vorträgen von Prof. T. Bonacker, Marburg (Soziologie), und Prof. M. Daxner, Oldenburg (Soziologie), zu den Ausführungen über konfliktuöse Auswirkungen eines „liberal peacebuilding“. Deutlich wurde, dass humanitäre Maßnahmen keineswegs das Ende, sondern häufig einen neuerlichen Ausgangspunkt von Konflikten bilden. Prof. Daxner konnte hier aus seinen Erfahrungen in Kosovo und Afghanistan berichten. In der neunten Veranstaltung fragten der Theologe Prof. L. Hauser, Gießen, die Kul-

turwissenschaftlerin apl. Prof. U. Brunotte, Berlin, sowie die Hamburger Filmmacher F. Papenbroock und P. Moers, inwieweit die „Rückkehr der Religionen“ ein Krisenprodukt und Ausdruck einer allzu entzauberten Welt sei. In der Abschlussveranstaltung thematisierten die Turkologin Dr. B. Henrich, Gießen, der

stellvertretende Vorsitzende des Ausländerbeirats der Stadt Gießen, M. Dossou, und Dr. G. Rakelmann, Gießen (Soziologie), vor dem Hintergrund einer in den Medien breit rezipierten Studie über angebliche Integrationsdefizite türkischer Migranten Strategien von Minderheiten in Mehrheitsgesellschaften.



Im Netz der Großkonzerne

Verlierer der fortschreitenden Globalisierung sind Bauernfamilien, Fischer, Arbeiter und Angestellte, die den Interessen der Großkonzerne zum Opfer fallen. Mit „Brot für die Welt“ unterstützen Sie die Armen und Benachteiligten in den Ländern des Südens.

Helfen Sie, weiterhin zu helfen.



Spendenkonto 500 500 500
Postbank Köln BLZ 370 100 50

www.brot-fuer-die-welt.de

Im Verbund der
Diakonie

50Brot
JAHRE für die Welt



Ivo Bischoff

„Ownership utility effect“ – eine experimentelle Studie

1. Fragestellung

Eine zentrale Voraussetzung für zielgerichtetes Handeln ist die Fähigkeit, den Nutzen alternativer Handlungsfolgen im Vorfeld richtig abschätzen zu können. Nur wer dazu in der Lage ist, kann seine Handlungen so ausrichten, dass sie ihm zum Vorteil gereichen. Erkenntnisse auf dem Gebiet der Behavioral Economics zeigen, dass diese Voraussetzung systematisch verletzt ist (vgl. Kahneman; Tversky, 2002; Bischoff, 2004). So messen Menschen Gütern einen höheren Wert bei, sobald diese in ihrem Besitz sind. Der Nutzen aus dem Besitz von Gütern wird vor Besitz des Gutes nicht antizipiert (vgl. Loewenstein and Adler, 1995). Dieser „ownership utility effect“ führt dazu, dass Menschen potenzielle Tauschgewinne verschenken und zu lange an einmal erworbenen Gütern festhalten (vgl. Knetsch, 1989; Bischoff, 2008).

Die bisherigen Experimente zum „ownership utility effect“ beziehen sich fast ausschließlich auf private Güter; Experimente zu öffentlich bereitgestellten Gütern sind rar. Theoretische Überlegungen stützen die Hypothese, dass der Effekt bei öffentlich bereitgestellten Gütern geringer ist als bei privaten Gütern. Diese Hypothese nährt sich vor allem aus der Tatsache, dass die Nutzer öffentlich bereitgestellter Güter keine exklusiven Nutzungsrechte an diesen haben, sondern nur das Recht besitzen, das Gut zusammen mit anderen zu nutzen. Dieser Unterschied lässt erwarten, dass Menschen öffentlich bereitgestellte Güter weniger stark zu ihrem eigenen Besitz zählen als private Güter (Bischoff, 2008). Zugleich lässt sich zeigen, dass es zu einem ineffizient hohen Angebot öffentlicher Leistungen kommt, wenn der „ownership utility effect“ bei öffentlichen Gütern weniger stark ausgeprägt ist (vgl. Bischoff; Meckl, 2008). Das von der Gießener Hoch-

schulgesellschaft geförderte Projekt beinhaltet eine experimentelle Studie, in deren Rahmen die Stärke des „ownership utility effect“ für private und öffentlich bereitgestellte Güter verglichen und so die oben genannte Hypothese getestet werden kann.

2. Aufbau

Der Versuchsaufbau orientiert sich an Bischoff (2008). Das Gut X, für das die Höhe des „ownership utility effect“ ermittelt werden soll, ist das Recht zur (kostenlosen) Teilnahme an einer Probeklausur zur Vorlesung „Ökonomische Entscheidungen und Märkte“ an der Universität Linz. Diese Vorlesung ist eine Pflichtveranstaltung für die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften. Die Probeklausur ist ein Zusatzangebot zum Zwecke dieses Experiments. Die Hörer der Veranstaltung stellen die Probanden des Experiments; die Teilnahme ist freiwillig. Das Experiment besteht aus zwei Teilen. Teil 1 wurde Ende Oktober 2007, Teil 2 Ende Oktober 2008 durchgeführt.

In Teil 1 werden die Teilnehmer der Vorlesung „Ökonomische Entscheidungen und Märkte“ in vier etwa gleich starke Gruppen aufgeteilt. Jede Gruppe wird einem anderen Treatment unterzogen (siehe Tabelle 1). Die Mitglieder der Gruppen 2 und 4 werden nach ihrer maximalen Zahlungsbereitschaft (willingness to pay; WTP) für das Gut X befragt. Die Mitglieder der Gruppen 1 und 3 erhalten das Gut kostenlos zur Verfügung gestellt und werden nach ihrer minimalen Entschädigungsforderung gefragt (willingness to accept; WTA). Letztere bezeichnen den Geldbetrag, für den ein Proband bereit ist, auf das Gut zu verzichten.

In Treatment 1 und 2 wird das Gut X als öffentlich bereitgestelltes Gut angeboten. Demnach erhalten alle Probanden innerhalb einer Grup-

Tab. 1: 4 Treatments in Teil 1 des Experiments

Angebot des Gutes X als	WTA /Gruppe	WTP/Gruppe
öffentlich bereitgestelltes Gut	1	2
privates Gut	3	4

pe das Gut X, wenn die durchschnittliche WTA bzw. WTP in der Gruppe höher als oder gleich den Pro-Kopf-Kosten für die Bereitstellung (C) ist. Dabei muss jeder Proband der Gruppe 2 den Betrag von C € für das Gut X bezahlen, auch wenn seine individuelle WTP < C ist. Ist die durchschnittliche WTA bzw. WTP hingegen geringer als C, erhält keines der Gruppenmitglieder das Gut X. Die Mitglieder von Gruppe 1 bekommen dann aber eine Pro-Kopf-Zahlung von C € als Entschädigung.

In Treatment 3 und 4 wird X als privates Gut angeboten. Demnach wird für jeden Beteiligten separat entschieden, ob er oder sie das Gut erhält. Maßgeblich ist der Vergleich zwischen der individuellen WTA bzw. WTP und den Pro-Kopf-Kosten C. Jeder Teilnehmer der Gruppe 3, dessen WTA \geq C ist, behält das Gut X. Jeder Teilnehmer der Gruppe 4, der eine WTP \geq C geäußert hat, erhält das Gut X und muss C € bezahlen. Teilnehmer der Gruppen 3 und 4, deren WTP bzw. WTA < C ist, erhalten Gut X nicht. Die Mitglieder von Gruppe 3, deren WTA < C ist, erhalten als Entschädigung für den Verzicht auf das Gut eine Pro-Kopf-Zahlung von C €. Die Pro-Kopf-Kosten C sind vorher fixiert worden; sie orientieren sich an den Pro-Kopf-Kosten aus dem Angebot der Probeklausur. Die Probanden kennen C nicht.

Im Folgejahr wird Teil 2 des Experiments durchgeführt. Wiederum werden die Besucher der Vorlesung „Ökonomische Entscheidungen und Märkte“ in vier Gruppen (1a, 2a, 3a, 4a) aufgeteilt. Diesen Gruppen werden die Spielregeln für die korrespondierende Gruppe aus Teil 1 vorgelesen. Ihre Aufgabe besteht darin, die durchschnittliche WTA bzw. WTP dieser Gruppe zu schätzen.

3. Hypothesen

Das Experiment soll untersuchen, ob der „ownership utility effect“ bei privaten und öf-

fentlich angebotenen Gütern gleich stark ist. Ein „ownership utility effect“ verlangt zunächst, dass die geäußerte WTA (Gruppe 1 und 3) in Teil 1 des

Experiments für beide Güterformen signifikant höher liegt als die geschätzte WTA (Gruppe 1a und 3a) in Teil 2 des Experiments. Die Differenz zwischen geäußelter und geschätzter WTA ist das Maß für die nicht antizipierte „ownership utility“ aus dem Gut X. Die Probanden in Gruppe 1 und 3 sind im Besitz des Gutes und berücksichtigen diesen Zusatznutzen bei der Nennung ihrer WTA. Die Probanden in Gruppe 1a bzw. 3a sind nicht im Besitz von Gut X und berücksichtigen den Zusatznutzen erwartungsgemäß nicht. Nachdem die Differenz für Treatment 1 und 1a bzw. Treatment 3 und 3a ermittelt wurde, können die beiden Differenzen verglichen werden. Zeigt sich eine identische Differenz für beide Treatments, so ist der „ownership utility effect“ für beide Angebotsformen des Gutes (privat versus öffentlich bereitgestellt) gleich groß. Den theoretischen Überlegungen von Bischoff (2008) sowie Bischoff und Meckl (2008) zufolge ist hingegen zu erwarten, dass die Differenz in Treatment 1 signifikant niedriger ausfällt als in Treatment 3.

4. Ergebnisse

Insgesamt haben 185 Studierende an Teil 1 und 118 Studierende an Teil 2 des Experiments teilgenommen. Die durchschnittliche WTP in Teil 1 lag bei 6,60 € für das privat und 6,89 € für das öffentliche angebotene Gut. Die durchschnittliche WTA in Teil 1 lag bei 20,09 € bzw. 20,31 €. Die Unterschiede zwischen WTP und WTA sind jeweils signifikant, aber es gibt keine signifikanten Unterschiede zwischen der WTP oder WTA für private und öffentliche angebotene Güter. Die in Teil 2 abgegebenen Schätzungen für die durchschnittliche WTP sind nicht signifikant verschieden von den in Teil 1 beobachteten Werten (Treatment 2/2a und 4/4a). Dagegen unterschätzen die Teilnehmer in Teil 2 die WTA der Teilnehmer aus Teil 1 signi-

fikant. Das gilt sowohl für die privat als auch für die öffentlich bereitgestellte Probeklausur (Treatment 3/3a und 1/1a). Die Schätzungen von 16,21 € bzw. 18,18 € und die dazugehörigen Schätzfehler sind nicht signifikant voneinander verschieden. Die in Abschnitt 2 formulierte Hypothese wird nicht gestützt.

5. Zwischenfazit

Theoretische Überlegungen legen die Hypothese nahe, dass der „ownership utility effect“ bei privaten Gütern stärker ausgeprägt ist als bei öffentlich angebotenen Gütern. In dem Fall existiert ein systematischer Bias in der Abschätzung von Nutzen aus öffentlich bereitgestellten gegenüber privaten Gütern; ein ineffizient hoher Anteil öffentlich bereitgestellter Güter ist die Folge. In unserem Experiment wird diese Hypothese nicht bestätigt. Dieses Ergebnis kann aber auch auf die geringe Probandenzahl

in Teil 2 zurückzuführen sein. Wir werden daher die uns noch verbleibenden finanziellen Mittel verwenden, um Teil 2 des Experiments mit einer neuen Gruppe von Studierenden zu wiederholen.

Ausgewählte Literatur:

- Bischoff, I. (2008): Endowment effect theory, prediction bias and publicly provided goods – an experimental study, in: *Environmental and Research Economics* 39: 283–296.
- Bischoff, I.; Meckl, J. (2008): Endowment effect theory, public goods, and welfare, in: *Journal of Socio-Economics* 37: 1768–1774.
- Bischoff, I. (2004): Inhalt und empirischer Gehalt der Rationalitätsannahme – ein Literaturüberblick, in: *Jahrbuch für Wirtschaftswissenschaften (Review of Economics)* 55: 196–221.
- Kahneman, D.; Tversky, A. (Hrsg.): *Choices, Values and Frames*. Cambridge 2002.
- Knetsch, J. L. (1989): The endowment effect and evidence of non reversible indifference curves, in: *American Economic Review* 79: 1277–1284.
- Loewenstein, G.; Adler, D. (1995): A bias in the prediction of tastes, in: *The Economic Journal* 105: 929–937.

Carsten Gansel, Norman Ächtler

Ikongraphie des Terrors? 30 Jahre „Deutschland im Herbst“. Formen filmischer Erinnerung an den Terrorismus in der BRD 1978–2008

**Filmreihe des Instituts für Germanistik in Zusammenarbeit mit
dem Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI) und
der Arbeitsstelle für Literatur- und Mediensozialisation (LIMES)**

Anlässlich des 30. Premierenjubiläums von „Deutschland im Herbst“ initiierten Prof. Dr. Carsten Gansel und Norman Ächtler vom Institut für Germanistik in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI) und mit freundlicher Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft im Sommersemester 2008 eine öffentliche Filmreihe, die sich den Formen künstlerischer Erinnerung an den Terrorismus der 1970er Jahre in der Bundesrepublik widmete. Die Veranstalter ließen sich dabei von der Überlegung leiten, dass die künstlerische Verarbeitung des Terrorismus eine gewisse Homogenität aufweist, deren wesentliche Entwicklungslinien ihren Ausgangspunkt in diesem ungewöhnlichen Film haben.

Im öffentlichen Diskurs erscheint der Terrorismus in der Bundesrepublik der 1970er Jahre noch heute, 30 Jahre nach der Kulmination der Konfrontation zwischen Staat und RAF, als ein umstrittenes Kapitel der jüngsten deutschen Geschichte. Das wurde u. a. deutlich in den Debatten um die Berliner RAF-Ausstellung 2005 und die vorzeitige Haftentlassung der Terroristen Brigitte Mohnhaupt und Christian Klar 2007. Zwar ist es dem kulturellen Diskurs gelungen, dem Kino entlehnte Syntagmen wie „Deutscher Herbst“, „Bleierne Zeit“ oder „Dritte Generation“ als Pathosformeln des kollektiven Gedächtnisses zu etablieren. Die andauernde Auseinandersetzung um die Deutungshoheit gegenüber den so bezeichneten Ereignisfolgen verweist jedoch darauf, dass sich im Umgang der deutschen Gesellschaft mit dem Terrorismus offenbar noch keine hegemoniale Vergangenheitsversion durchgesetzt hat.

Die Gemeinsamkeiten der filmischen und literarischen Aufarbeitung dagegen gehen auf die (mit Ricœur gesprochen) homogene kulturelle Präfiguration der Texte und Filme zum Thema zurück. Die Autoren und Filmemacher, die sich mit dem Gegenstand auseinandersetzten, rekrutierten sich zunächst aus dem Umfeld der Studentenbewegung oder sie standen dem linksintellektuellen Milieu nahe. Die Erinnerung an die Gewaltspirale der 1970er Jahre war somit stets auch eine Auseinandersetzung der Künstler mit der eigenen Vergangenheit. „Deutschland im Herbst“ ist das früheste und künstlerisch bedeutsamste Beispiel linksintellektueller Aufarbeitung des „Deutschen Herbstes“.

Noch im Herbst 1977, im Anschluss an die Ereignisse von Stammheim und Mogadischu, machte sich eine Gruppe herausragender Vertreter des Neuen Deutschen Kinos um Alexander Kluge, Volker Schlöndorff und Rainer Werner Fassbinder unter Beteiligung von Autoren wie Heinrich Böll und Wolf Biermann daran, die Ereignisse im Rahmen eines gemeinschaftlichen innovativen Filmprojekts zu reflektieren. Es ging den beteiligten Filmemachern darum, „Erinnerung – eine subjektive Momentaufnahme – festzuhalten“. Zu diesem Zweck montierten sie Reportage- und Spielszenen und durchbrachen damit herkömmliche Genre-grenzen. Der Verzicht auf ein (end)gültiges „Deutungsangebot“ zugunsten eines vielschichtigen und vielstimmigen Kreisens um das zentrale Ereignis stellte darüber hinaus eine bewusste Störung klassischer, auf Linearität angelegter Dramaturgie und ihres intendierten Rezeptionsverhaltens dar. Dieser Bruch mit medialen Konventionen macht „Deutschland im

Herbst“ zum Prestigeprojekt des Neuen Deutschen Kinos.

Der Generationenwechsel in Film und Literatur von den Zeitzeugen zu nachgeborenen Kulturschaffenden brachte seit den 1990er Jahren einen neuen Ansatz in der künstlerischen Erinnerungsarbeit mit sich, dem eine verstärkte Ablösung vom zeitgeschichtlichen Diskurs zu Eigen ist. Im Sinne einer romantisierenden „Westalgie“ werden die Terroristen nun retrospektiv zu Ikonen der Popkultur stilisiert, während der Terrorismus vermehrt prospektiv zur mythischen Vorlage für Sinnstiftungsversuche einer politisch orientierungslosen jungen Generation gerät.

Die Konzeption der Filmreihe sah vor, die Hauptströmungen filmischer Rezeption und Reflektion des Terrorismus nach dem „Deutschen Herbst“ aufzuzeigen. Zu diesem Zweck hatten die Veranstalter eine Auswahl repräsentativer Beispiele getroffen. Neben „Deutschland im Herbst“ waren dies zunächst „Messer im Kopf“ (1978) von Reinhard Hauff und Peter Schneider, „Die bleierne Zeit“ (1981) von Margarethe von Trotta und Hauffs „Stammheim“ (1985), sowie „Die innere Sicherheit“ (Christian Petzold, 2001), Christopher Roths „Baader“ (2002) und schließlich Hans Weingartners „Die fetten Jahre sind vorbei“ (2004).

Außerdem ging es darum, die Filmemacher in den Dialog einzubeziehen. Aus diesem Grund war langfristiger Kontakt zu den Regisseuren und Drehbuchautoren aufgenommen worden. Margarethe von Trotta, Reinhard Hauff, Christopher Roth sowie Christoph Busch, herausragende Vertreter des deutschen Films, sowie die Autoren Peter Schneider, Leander Scholz, Michael Wildenhain und Edgar Rai konnten für eine Teilnahme gewonnen werden. Werkgespräche und Podiumsdiskussionen bereicherten die Sichtungen nicht nur um die persönliche Perspektive der Filmemacher. Von den Veranstaltern zum Rückblick auf die 30 Jahre zurückliegenden Ereignisse angeregt, entwickelten sich aus den Gesprächen anregende Kontroversen über Fragen generationenspezifischer Erinnerungskultur und das nach wie vor aktuelle „Phänomen“ 1968.

Margarethe von Trotta und Reinhard Hauff, zwei Wegbereiter des Neuen Deutschen Kinos, stellten ihre Filme „Die bleierne Zeit“ und „Stammheim“ vor. Trottas Film lässt sich als ein psychologisches Kammerspiel beschreiben, das ein intimes, eng an die Biographien von Gudrun und Christiane Ensslin angelehntes Portrait zweier Schwestern bietet. Die Regisseurin schöpfte, wie sie im Gespräch ausführte, aus ihrem engen Kontakt zu Christiane Ensslin. Ebenfalls nahe an den Ereignissen bewegt sich Reinhard Hauffs „Stammheim“. Das von Stefan Aust verfasste Drehbuch extrahiert bezeichnende Ausschnitte aus den Tonbandprotokollen des RAF-Prozesses, rafft und montiert diese zu einem rasanten Schlagabtausch, dessen Authentizität, wie Hauff beschrieb, dem zeitgenössischen Publikum „wirklicher als die Wirklichkeit“ erschien.

Mit Christopher Roth war ein Vertreter des jungen Autorenkinos zu Gast. Als Nachgeborener wählte Roth für seinen Film „Baader“ einen gänzlich anderen Zugang. Nach eigenen Angaben wollte der 44-Jährige in seiner Baader-Figur den Terroristen so darstellen, wie dieser sich selbst gesehen und inszeniert hat. Roth interessierte dementsprechend weniger historische Faktizität als vielmehr der Nachvollzug jener (Selbst-)Mythisierung, die Baader letztlich zur Popikone des *radical chic* der 1990er Jahre werden ließ.

Als wichtige literarische Repräsentanten ihrer Generationen traten Peter Schneider, einst Aktivist der Studentenbewegung, und Leander Scholz, ein Vertreter der jüngsten deutschen Pöpliteratur, auf. Neben Schneiders Drehbuch zum Hauff-Film „Messer im Kopf“ (1978) war auch sein jüngst erschienener autobiographischer Rückblick auf die Zeit der Studentenrevolte („Rebellion und Wahn: Mein 68“, 2008) Gegenstand der Diskussion. Schneiders persönliche Erfahrungen mit dem bei einem Attentat schwer verwundeten Rudi Dutschke schlugen eine Brücke zwischen Film und Autobiographie. Der Autor schildert in seinem Rückblick u. a., wie er Dutschke bei der Rückgewinnung des Sprechvermögens unterstützte. Diese Erfahrung hatte er Jahrzehnte zuvor in seinem Drehbuch für „Messer im Kopf“ zu einem zentralen Erzählmotiv ausgestaltet.

Leander Scholz las aus seinem Roman „Rosenfest“, der 2001 durch seine provokant popliterarische Adaption des Baader-Ensslin-Stoffes für Aufsehen gesorgt hatte. Ähnlich wie Roth, so Scholz, habe auch er sich für die ikonischen Bilder und Szenarien interessiert, die zum nachhaltigsten Erbe der RAF gehören. Entsprechend gestaltet sich sein Roman auch als Folge literarisch ausgestalteter prägnanter Momentaufnahmen.

Scholz war als Philosoph an der Bauhaus-Universität Weimar auch Teilnehmer des internationalen wissenschaftlichen Workshops vom 23.–25. Juni 2008 im Gästehaus der JLU, mit dem die Veranstaltungsreihe abgeschlossen wurde. Bei der Konzipierung des zweitägigen Kolloquiums, das nun auch verstärkt literarische Texte zum Gegenstand der Analyse machte, gingen die Initiatoren Carsten Gansel und Norman Ächtler von der Überlegung aus, dass die Entwicklung im Umgang mit dem Terrorismus um die Jahrtausendwende mit der

Ablösung der Zeitzeugen durch eine junge Autorengeneration – und nicht zuletzt im Kontext der Anschläge vom 11. September 2001 – eine Richtungsänderung vornimmt: Linke „Trauerarbeit“ tritt zugunsten einer Verarbeitung des Sujets im Kontext der aktuellen Popkulturdebatte und aufgrund eines neuen Bedürfnisses nach gesellschaftlich wirksamer Aufstörung zurück.

Insgesamt blicken die Veranstalter auf eine ausgesprochen produktive, neue Facetten des Themas freilegende Veranstaltungsreihe zurück, die wichtige Impulse für die weitere Forschung gab. Die Reihe selbst fand in vielfältiger Weise in der regionalen Presse, aber auch im Hörfunk Beachtung. Die große Publikumsresonanz und die stets kontrovers geführten Podiumsdiskussionen verwiesen auf die Brisanz, die das Thema Terrorismus nach wie vor besitzt. Ein Band mit wissenschaftlichen Beiträgen und den Werkgesprächen wird Anfang 2010 bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erscheinen.



Thomas Groß

Chancen und Grenzen von sozialen Netzwerken im Web 2.0

Herbsttagung 2008 des Zentrums für Medien und Interaktivität zum Thema „Das Internet zwischen egalitärer Teilhabe und ökonomischer Vermachtung“

Das „Web 2.0“ ist das Internet, bei dem jeder, der will, zum Sender von Inhalten werden kann. Blogs, Wikis oder Videoplattformen ermöglichen eine egalitäre Teilhabe an diesem Medium – oder doch nicht? Erobern die Nutzer das Netz? Oder sind sie selbst und das, was sie beitragen, eher Objekte eines großen Fischzugs, der sich nach neuen Marktregeln abspielt?

Mit dem Schlagwort „Web 2.0“ wird der Beginn der Phase beschrieben, in der der eigene inhaltliche Beitrag einfacher Internetnutzer – der so genannte „user generated content“ – deutlich an Bedeutung gewonnen hat.

Seit einer Konferenz im Herbst 2004 wird der Begriff „Web 2.0“ verwendet, um neue Nutzungsmöglichkeiten des Internets zu beschreiben, die sich weniger durch grundlegend andere Techniken als vielmehr durch dezentrale Anwendungen auszeichnen, die den „user generated content“ in den Mittelpunkt stellen. Jeder Nutzer des Netzes wird gleichzeitig als potenzieller Produzent von Inhalten angesehen, der mit einfachsten Mitteln von ihm verfasste Texte, selbst hergestellte Filme, Fotos, Musik etc. in das Netz einstellen kann. Damit entfernt sich das weltweite Netz noch weiter von den klassischen Massenmedien, als es ohnehin in seiner interaktiven technischen Struktur angelegt ist. Der Begriff „Web 2.0“ ist aber unscharf und verdeckt, dass auch diese neuen Formen der Generierung und Verbreitung von Inhalten in soziale, ökonomische und juristische Strukturen eingebunden sind, die dem Ideal der egalitären Teilhabe aller Nutzer Grenzen setzen. Darüber diskutierte das Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI) der Justus-Liebig-Universität Gießen auf seiner Herbsttagung am 24./25. Oktober 2008 gemeinsam mit deutschen und internationalen Gästen.

Die Tagung wurde im Margarete-Bieber-Saal durch den Geschäftsführenden Direktor des ZMI, Prof. Dr. Henning Lobin, und den Veranstaltungsleiter, Prof. Dr. Thomas Groß (FB Rechtswissenschaft), eröffnet. Den Einführungsvortrag hielt Prof. Dr. Karl-Heinz Ladeur, Universität Hamburg/Bremen, der sich für mehr Selbstregulierung im Netz einsetzte. An verschiedenen Praxisbeispielen zeigte er, wie von den Nutzern selbst geschaffene Regeln staatliche Vorschriften überflüssig machen könnten. Seiner Auffassung nach sollten insbesondere die Gerichte solche Prozesse der autonomen Regelfindung anregen und unterstützen.

Die weiteren Vorträge und Diskussionen zum Tagungsthema fanden in vier Podiumsrunden statt. Panel eins stellte in einer politikwissenschaftlichen Perspektive den Netzverein gegen den traditionellen Ortsverein und hinterfragte damit die Zukunft politischer Partizipation. Die Runde, die von dem Gießener Politikwissenschaftler Dr. Christoph Bieber moderiert wurde, diskutierte kontrovers über die Potenziale des Bürgerjournalismus. Dr. Axel Bruns (Queensland University of Technology) sah hierin ein wichtiges Instrument zur Ergänzung der klassischen Printmedien. Andere Teilnehmer sahen eher die Gefahr, dass sie als neue Propagandainstrumente von Politikern dienen.

Die zweite Gesprächsrunde beschäftigte sich thematisch mit der soziologischen Frage nach Marketing und Verbrauchervernetzung und den damit eventuell einhergehenden kulturellen Spannungslinien. Dr. Jörn Lamla, Soziologe an der Universität Gießen, organisierte dieses Panel. Adam Arvidsson (Universität Mailand) gab durch seinen Beitrag über eine „ethische Ökonomie“ Anreize zu einer intensiven Diskussion, ob die Aktivierung der Verbraucher Ausdruck einer neuen egalitären Netzwerkökonomie ist oder eine geschickte Ausnutzung freiwilliger

unbezahlter Arbeit durch die Unternehmen. Andererseits wurden auch die Potenziale zur Einflussnahme von Verbrauchern auf die Geschäftspolitik großer Firmen durch netzbasierte Protestkampagnen beleuchtet.

Im Panel drei unter Leitung von Prof. Dr. Thomas Groß berichtete der US-amerikanische Rechtstheoretiker Prof. Lawrence Solum (University of Illinois) in fesselnder Form über die Transformation des Urheberrechts durch das Internet. Auch die anderen Teilnehmer übten Kritik an der mangelnden Anpassung des Schutzes des geistigen Eigentums an die neuen technischen Möglichkeiten des Netzes. Gleichzeitig wurden kollaborative Formen der Softwareentwicklung wie z. B. im Projekt Creative Commons als eine neue Art des Umgangs mit dem Urheberrecht vorgestellt.

Das abschließende Podium zum Thema „Persönlichkeitsentfaltung zwischen Eigenverantwortung, gesellschaftlicher Selbstregulierung und staatlicher Regulierung“ moderierte der Gießener Jurist Prof. Dr. Martin Eifert. Den Hauptbeitrag übernahm Prof. Dr. Alexander

Roßnagel (Universität Kassel), der neben der Selbstregulierung auch staatliche Regeln zum Schutz vor Cybermobbing für erforderlich hielt. Auch der Jugend- und der Datenschutz wurden als Beispiele für eine Kombination von staatlicher Aufsicht und Selbstkontrolle diskutiert.

Es wurde aber nicht nur über Web 2.0 gesprochen. Die Dokumentation der Tagung fand in zwei typischen Web 2.0-Formaten statt. Im Weblog (<http://web2null.zmi-giessen.de>) konnten erste visuelle Eindrücke verfolgt werden. Neben dem Weblog zur Tagung wurde speziell an beiden Veranstaltungstagen der Mikro-Blogging-Dienst „Twitter“ für eine Live-Berichterstattung genutzt und mit aktuellen Kurznachrichten von der Tagung gefüttert.

Über das Weblog können einige Präsentationen der Tagungsteilnehmer heruntergeladen werden. Ende des Jahres wird im Campus-Verlag ein Tagungsband mit weiterführenden Beiträgen der Tagungsteilnehmer erscheinen. Informationen dazu sind zu gegebener Zeit auf der Homepage des ZMI zu finden (www.zmi.uni-giessen.de).



Jan Philipp Hofmann, Herbert Over

Regionales Stipendiatentreffen des Fonds der Chemischen Industrie in Gießen

Der Fonds der Chemischen Industrie (FCI) fördert nach einem strengen Auswahlverfahren exzellente Absolventen der chemischen Fächer und ermöglicht den Doktoranden eine finanziell sorgenfreie Dissertationszeit unabhängig von einer Hochschul- bzw. Drittmittelfinanzierung. Am Freitag, dem 11. April 2008, trafen sich 13 FCI-Promotionsstipendiaten der Frankfurter, Gießener, Mainzer und Marburger Forschungseinrichtungen im Alexander-von-Humboldt-Gästehaus der JLU Gießen, um einander ihre Dissertationsvorhaben vorzustellen.

Die Präsentationen der Forschungsprojekte gestalteten sich interdisziplinär, da sich die Doktoranden in ihren wissenschaftlichen Arbeiten mit breit gestreuten Teilaspekten der Chemie befassen. So wurden sowohl Projekte aus der Biochemie als auch der synthetisch-organischen, der materialorientierten und physikalischen Chemie vorgestellt. Die einzelnen Projekte beinhalten unter anderem die Untersuchung einzelner Moleküle, ihrer Konglomerate und daraus gebildeter Materialien mit physikalisch-chemischen Methoden, die Synthese medizinisch relevanter Verbindungen sowie die Untersuchung von biochemischen Systemen wie Proteine und Peptide.

Für jeden Einzelnen war der Austausch mit interessierten gleichaltrigen Vertretern verschiedener Disziplinen der Chemie vergleichbarer Qualifikation eine Bereicherung. Bemerkenswert war, dass alle Arbeiten trotz der Förderung durch einen Industrie-Fonds starke Merkmale der Grundlagenforschung aufwiesen.

Als ehemaliger Fonds-Stipendiat unterstrich der Chairman des Treffens, Prof. Dr. Peter Schreiner, bei der Eröffnung die Nützlichkeit dieses Förderinstruments und informierte über die Bandbreite weiterer Fördermöglichkeiten durch den FCI. Schreiner betonte die Wettbewerbsvorteile, die mit der Auszeichnung durch FCI-Stipendien in Verbindung stehen. So bekleide heute jeder seiner damaligen Mitstipendiaten eine verantwortungsvolle Stellung in der Industrie oder an einer Hochschule. In seinem Schlusswort lobte Prof. Schreiner die ausgezeichnete Qualität aller Vorträge und der geführten Diskussionen und stellte fest, dass das Treffen in seiner Gesamtheit für alle Beteiligten wissenschaftlich äußerst anregend war. Für die hervorragende Organisation des Treffens dankte er Frau Adelina Nemirowski und Frau Doris Verch.



Michael Krawinkel, Stephan Nolte

Bericht von der 27. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Tropenpädiatrie, Gießen, 30. 1.–1. 2. 2009

Die 27. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Tropenpädiatrie (ATP) fand mit Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft vom 30. 1. bis 1. 2. 2009 in Gießen im Hörsaal der Chirurgie statt. Vorgeschaltet war eine Fortbildung in Pädiatrischer Reisemedizin: Zum Diarrhoe-Management unter den Aspekten Rehydratation, diätetischen und medikamentösen Maßnahmen und der Rotavirus-Impfung referierte Prof. Klaus-Peter Zimmer, Gießen; zur Differentialdiagnose von Fieber nach Tropenreisen berichtete Prof. Gerd Dieter Burchard, Hamburg. Dr. Stephan Heinrich Nolte, Marburg, erläuterte die in der Pädiatrie sehr individuelle reisemedizinische Beratung; besonders wies er auf die Bedeutung der Unfallverhütung hin.

Die Eröffnung der Tagung in der Aula der Universität wurde umrahmt von dem Chor „Stimme Afrikas“ kamerunischer Studierender in Gießen. Prof. Zimmer begrüßte insbesondere die ausländischen Gäste und wies auf die Bedeutung „großer Gießener“ hin, wie den Namensgeber der Universität, Justus Liebig, mit seiner „Suppe für den Säugling (1866)“ und Hans E. Köppe, der 1912 hier Leiter der ersten hessischen Kinderklinik wurde, aber auch auf den langjährigen Vorsitzenden der ATP, Helmut Wolf. Auch der Präsident der Universität schlug den Bogen von Liebig zur ATP, indem er auf die Erfolge in der Hungerbekämpfung im 19. Jahrhundert durch die Verbindung von Grundlagenforschung und ihre Umsetzung auf aktuelle Probleme einging.

In seinem Festvortrag stellte Prof. Krawinkel die Frage, was die Pädiatrie zum Erreichen der Millennium-Entwicklungsziele wie Armut- und Hungerbekämpfung, Zugang zu Bildung und anderem beigetragen hat und beitragen kann. Global gesehen sind trotz örtlicher großer Fortschritte die Bemühungen zur Verbesserung der Ernährungssituation in Entwicklungsregionen

noch sehr dürftig; auch in der Bildungspolitik ist das subsaharische Afrika weit zurück. Die AIDS-Pandemie macht viele Fortschritte zunichte; die Zahl HIV-infizierter Kinder steigt weiter an und dürfte bei 2 Mio. liegen, wenn auch die Zahl der Neuinfektionen leicht zurückgeht. Was kann die Pädiatrie tun? Stillen fördern, Moskitonetze, Zufütterungsprogramme, Hygieneverbesserung, Impfprogramme, Orale Rehydratation, Antibiotika für Sepsis/Pneumonie, Malariaerapie sind plausible und überzeugende Maßnahmen. Kinderärztinnen und -ärzte sind prädestiniert, als Anwälte für Kinder aufzutreten und Aufmerksamkeit in Politik und Öffentlichkeit einzufordern.

Der erste Programmpunkt war dann einem Jubiläum gewidmet: 30 Jahre Primary Health Care. Dr. Joachim Schürmann, Frankfurt, sprach über die wachsende Bedeutung des Privatsektors für die Gesundheitsversorgung in Entwicklungsländern und gab einen Überblick zu den Entwicklungen seit der Formulierung der Primary Health Care-Ziele in Alma Ata 1978. Die Gesundheitsausgaben pro Person betragen im globalen Mittel 639 US-\$, von 6103 \$ (USA) bis 2,9 \$ (Burundi). Gerade in armen Ländern müssen die meisten Kosten von den betroffenen Familien direkt aufgebracht werden. Es wird angenommen, dass sich die weltweiten Gesundheitsausgaben in den nächsten zehn Jahren unter Stärkung des Privatsektors verdoppeln werden.

Kathrin Müller-Wielsch, Genf, stellte die Bedeutung der Sauerstoffgabe mit besonderem Fokus auf die Basiskrankenhäuser vor: Lungenentzündungen stellen eine der häufigsten Todesursachen bei Kindern dar; bei fast der Hälfte der Patienten findet sich eine die Mortalität erhöhende zu niedrige Sauerstoffsättigung. Aber in fast der Hälfte der Krankenhäuser steht kein Sauerstoff zur Verfügung.

Dr. Mark Swai, Moshi/Tanzania, erläuterte die AIDS-Problematik seines Landes und machte sich für eine familienzentrierte Sichtweise und Therapie stark. Da in Afrika die heterosexuelle Transmission die Regel ist, sind Kinder am häufigsten über die Mütter infiziert, diese wiederum über den Vater, so dass man von einer Familienerkrankung sprechen muss. In einem familienzentrierten Ansatz können die Betroffenen gemeinsam behandelt werden. Anhand der „child centered family care clinic“ zeigte er, wie dies den Zielen und Mitteln von Primary Health Care entspricht.

In einer Sitzung über „exotische“ Infektionen gab Prof. Usa Thisyakorn, Bangkok/Thailand, einen Überblick über die Vogelgrippe: Man rechnet mit 100.000.000 Toten für den Fall einer Pandemie durch das H5N1-Virus. In Thailand gibt es in allen Regionen einen „Mr. Avian Flu“ zur Koordination der Maßnahmen. Nationale und globale Kooperation in der Impfstoffentwicklung, der Bevorratung von antiviralen Medikamenten, der Grundlagenforschung und der Epidemiologie sind notwendig. Prof. Rayeshwar Dayal, Agra/Indien, gab einen Überblick über Lepra, welche die weltweit höchste Inzidenz in Indien hat. Die Tröpfchen-Übertragung scheint der Hauptübertragungsweg zu sein. Die Krankheit entwickelt sich langsam, meist verhindert die Immunabwehr eine Manifestation. Im Gegensatz zur Tuberkulose hat eine HIV-Infektion keinen Einfluss auf die Lepra. Heute konzentriert sich die Forschung auf die Diagnostik mittels molekularbiologischer Verfahren. Prof. Mortada El-Shabrawi, Kairo/Ägypten, führte in die spezifische Problematik der Hepatitis-C-Infektionen in Ägypten ein. Das Hepatitis-C-Virus ist erst seit 20 Jahren identifiziert. Nordägypten hat weltweit die höchste Prävalenz der Infektion. Ein Zusammenhang wird mit der früheren Verbreitung der parenteralen Bilharziose-Behandlung in den 60er Jahren gesehen. Damals wurden mit einer großen Spritze nach Abwischen der Nadel jeweils zehn Patienten behandelt. Damit stellt diese Hepatitis-C-Epidemie möglicherweise die bedeutendste iatrogene Krankheitsverbreitung überhaupt dar!

Tropenmedizin in Deutschland: Fast ein Viertel der deutschen Bevölkerung hat einen Migrati-

onshintergrund. Dr. Michael Knipper, Gießen, beleuchtete als Medizinethnologe die soziokulturellen Aspekte von Krankheit und Gesundheit bei Migranten und sprach über die Bedeutung von Kultur und kulturellen Unterschieden für die Medizin. Die Indikation, Risiken und Nebenwirkungen des Begriffs „Migrant“ müssen betrachtet werden; so sprach man bis etwa 2005 von Ausländern (ca. 9%), aber seit 2005 von Menschen mit Migrationshintergrund. Die Verbreitung von Tradition, Anpassung und Neuidentifikation ist heterogen und bietet spezifische Krankheitsrisiken. Für die Versorgung sind kulturelle Stereotypen und die Fokussierung auf das Auffällige ein Grund für Missverständnisse; dabei wird die Respektierung von Anders-Sein häufig vergessen. Partizipative Ansätze ermöglichen eine adäquate Gesundheitsbetreuung.

Dr. Yasar Bilgin, Gießen, bemängelte, dass nur ein Prozent der Kinderärzte in Deutschland Türken sind und eine angemessene Betreuung der zahlreichen Familien nicht möglich ist. Bei sprachlichen Unzulänglichkeiten der Familie kann es dazu kommen, dass türkischen Kindern Therapien verweigert werden. Ein Modellversuch „Frühstart – Deutsch und interkulturelle Bildung im Kindergarten“ mit Sprachförderung und Elternarbeit wird von dem Verein bereits in zehn deutschen Städten angeboten. Aus dem „Flüchtlingslager vor der Stadt“ berichtete Matti Köhler, Würzburg, über die ambulante medizinische Versorgung von Kindern und Jugendlichen in der Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber Würzburg. Nach dem Asylbewerbergesetz dürfen nur Behandlungen für akute Erkrankungen und Schmerzzustände, Hilfe für Schwangere und Wöchnerinnen sowie Schutzimpfungen und Vorsorgeuntersuchungen angeboten werden; dieser eng gesteckte Rahmen muss durch sozialpädiatrische Leistungen und allgemeine Hilfestellungen unter Berücksichtigung psychischer Belastungen und Traumafolgen erweitert werden. Mangel an Arbeit und Einkommen, Angst und Hoffnungslosigkeit prägen das Heimleben.

Weitere praktische Vorträge zur Tropenpädiatrie wurden von Angela Forero, Würzburg, mit einer Studie zum Erfolg einer antiviralen

HIV-Behandlung im ländlichen Zimbabwe eingeleitet. Dr. Robin Kobbe, Hamburg, zeigte Daten zur intermittierenden präventiven Malaria-Behandlung bei Säuglingen anlässlich der Routineimpfungen. In einer Studie wurde bei jeweils einer Dosis mit drei, neun und 15 Monaten eine 20%ige Reduktion der Malariaepisoden erreicht. Aus einem Projekt zur Betreuung und Frühförderung von Kindern mit – meist mehrfachen – körperlichen und geistigen Behinderungen aus sehr armen Familien in Arequipa/Peru berichtete Friederike Flögel, Medizinstudentin aus Gießen. Durch Ganztagsbetreuung und gezielte Maßnahmen können die Kinder gefördert und die Familien entlastet werden. Frau Dr. Johanna Goldbach berichtete über ihre langjährige pädiatrische Arbeit in Botswana von 1972 bis 2003. Besonderen Wert legte sie auf die Kontinuität in der Betreuung der Kinder sowie die pädiatrische Ausbildung.

Über Meningokokken-Infektionen und neue Impfstoffentwicklungen referierte Prof. Heinz-Josef Schmitt, Marburg: Weltweit treten jährlich 500.000 Fälle mit 50.000 Todesfällen und ebenso vielen bleibenden Behinderungen auf. Die meisten Patienten sind im ersten Lebensjahr; ein zweiter, kleinerer Gipfel findet sich bei Jugendlichen. Bezüglich der individuellen Empfänglichkeit für Meningokokken-Infektionen sind noch viele Fragen offen, aber die

Impfung bei Reisen wird empfohlen.

Neu auf der Tagung war eine Präsentation von Nichtregierungs-Organisationen, bei der aus der Arbeit der „Ärzte ohne Grenzen“, der studentischen Aktion „Globalisation and Health Initiative (GandHi)“, „medico international“ sowie „Foring“, eines internetbasierten Forums für Internationale Gesundheit, und „Ärzte für die Dritte Welt“ berichtet wurde.

Die Welt-Ernährungssituation war das letzte Thema der Tagung. Prof. Ernst-August Nuppenau, Gießen, beleuchtete die Frage, ob Bioenergie eine Konkurrenz für die Nahrungproduktion darstellt. Besteht eine Flächenkonkurrenz zwischen nutritiver und bioenergetischer Landnutzung? – Im abschließenden Vortrag stellte Prof. Krawinkel, Gießen, klar, dass allein eine Ausweitung der globalen Nahrungsmittelproduktion die Ernährungsprobleme nicht lösen kann. Besondere Sorge macht zunehmend das Nebeneinander von Mangel und kalorischer Überversorgung. Dies begünstigt bereits einen immensen Zuwachs von Menschen mit Diabetes mellitus Typ II. Eine Chance für die diätetische Behandlung all derer, die sich keine Medikamente leisten können, könnte Gemüse zukommen, die antidiabetische Wirkung entfalten.

Mit einem Dank an Referenten, Diskutanten, das Gießener Organisationsteam und nicht zuletzt die Unterstützer ging die Tagung zu Ende.



Stefan Ottersbach, Universitätsmusikdirektor

Semesterabschlusskonzert am 21. und 22. Juni im Audimax der Justus-Liebig-Universität Gießen

Die Aufführung von Gustav Mahlers „*Symphonie der Tausend*“ durch das Universitätsorchester Gießen unter der Leitung von Universitätsmusikdirektor Stefan Ottersbach zum Universitätsjubiläum 2007 stellte in der Nutzung des Audimax der Universität als Konzertraum und durch die große Anzahl der beteiligten Orchestermusiker, Chorsänger und Solisten ein absolutes Novum dar: 400 Musiker zum 400. Geburtstag der Universität. Beide Aufführungen waren mit jeweils 800 Besuchern komplett ausverkauft. Die Begeisterung nicht nur beim Publikum und den anwesenden Kritikern, sondern auch bei den beteiligten Chören legte eine Fortsetzung dieses Gemeinschaftsprojekts nahe. Da nach dem Mahler-Projekt aus sicherheitstechnischen Gründen die komplette Beleuchtungsanlage des Audimax stillgelegt werden musste, war seitens der Universität erst einmal eine nicht unbeträchtliche Investition nötig, um den Saal wieder als Veranstaltungssaal nutzbar machen zu können. Nachdem dies in die Wege geleitet war, konnten zeitgleich die Proben für das neue Gemeinschaftsprojekt beginnen. Stefan Ottersbach hatte sich mit seinem Universitätsorchester und den wiederum beteiligten Chören der Petruskantorei, der Johanniskantorei und dem Kinderchor des Stadttheaters die „*Carmina Burana*“, komponiert 1934–36 von Carl Orff (1895–1982), vorgenommen. Um dieses überaus bekannte Werk möglichst reflektiert aufführen zu können, entschied sich Ottersbach, den *Carmina* die ungefähr zur selben Zeit entstandene 2. Sinfonie, komponiert 1933, von Kurt Weill (1900–1950) voranzustellen.

Licht- und Videoinszenierung

Um die inhaltliche Dimension der beiden musikalischen Werke, die in ihrer Kompositions-

struktur zuerst einmal gegensätzlich erscheinen, auf einer weiteren Ebene fruchtbar zu machen und die beiden Werke miteinander zu verbinden, wurde das Konzert durch eine Licht- und Videoinszenierung erweitert, die das musikalische Programm auf visueller Ebene weiterführen sollte. Neben der für das Konzert notwendigen Beleuchtung wurden durch Licht- und Videoprojektionen inhaltliche Bögen gespannt, Atmosphären verdeutlicht, aber auch Erwartungshaltungen konstruktiv gebrochen. Durch das Öffnen von Assoziationsräumen wurden neue Höreindrücke ermöglicht, die jenseits des stereotypen Bildes gerade von Carl Orffs „*Carmina Burana*“ stehen. Ähnlich wie bei den Videoprojektionen beim Uni-Theater-Ball 2007 sollten durch die Arbeit mit Licht und Video sowohl das Audimax in seiner spezifischen Architektur thematisiert und neu „beleuchtet“ werden als auch die Bildinhalte durch die Verbindung mit dem Raum eine neue Dimension erhalten.

Der Gedanke, die „*Carmina Burana*“ nicht allein konzertant aufzuführen, wird schon durch die von Orff selbst gewählte Bezeichnung „Szenische Kantate“ nahegelegt. Die ersten Aufführungen des Stücks waren sehr viel häufiger szenischer Natur. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich die ausschließlich konzertante Aufführungsart des Werks durch.

Für die Licht- und Videoinszenierung zeichneten Christian Grammel und Janosch Pomerenske, Studenten am Institut für Angewandte Theaterwissenschaften, sowie Oliver Behnecke verantwortlich. Beteiligt waren außerdem Jean-Noel Lenhard (Videodesign), Sebastian König (Licht), Björn Deigner (Audio-Collage) und Elena Bedtke (Inspizienz). Die Umsetzung der Licht- und Videoinszenierung wurde unter anderem durch die großzügige Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft möglich.



Semesterabschlusskonzert im Audimax der JLU Gießen. Aufnahme vom 21. Juni 2008

Warum diese beiden Werke?

Kurt Weill wurde am 2. März 1900 als Sohn des jüdischen Kantors Albert Weill in Dessau geboren. Sein Kompositionsstudium absolvierte er bei Engelbert Humperdinck und Ferruccio Busoni. Die Zeit bei Busoni war für Weills Opernästhetik wegweisend. Wie sein Lehrer lehnte auch er die „Arie“ als wesentlichen Opernbestandteil ab. Im Gegensatz zu seinem Lehrer war er allerdings auf der Suche nach einem adäquaten Ersatz. So erfand Weill stattdessen den „Song“. In seiner Zusammenarbeit mit Georg Kaiser, Yvan Goll und natürlich Bertolt Brecht entstanden zahlreiche solcher Songs. Neben Paul Hindemith galt Kurt Weill in der letzten Dekade der Weimarer Republik als der führende Komponist; bis heute gelten Werke wie die „Dreigroschenoper“, „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ oder auch „Die sieben Todsünden“ als Klassiker. Seine 2. Sinfonie schrieb Weill 1933 in dem festen Bewusstsein, emigrieren zu müssen. Die Komposition begann er noch in Berlin, sie wurde aber erst in Paris vollendet, kurz bevor Weill endgültig nach Amerika auswanderte. Das Werk wurde am 11. Oktober 1934 in Amsterdam vom Concertgebouw Orchester unter der Leitung von Bruno Walter uraufgeführt. Nach seiner Emigration schrieb Weill nahezu ausschließlich kommerzielle Musik für den Broadway, aus dem naheliegenden Grund, Geld verdienen zu müssen. Außerdem hatte er den Anspruch, ein so guter Amerikaner wie möglich werden zu wollen, was 1943 zum Erhalt der amerikanischen Staatsbürgerschaft führte. Man kann sagen, dass die 2. Sinfonie Kurt Weills Abgesang auf die mitteleuropäische Musikkultur ist.

Zur gleichen Zeit versuchte ein schon damals 38-jähriger Komponist namens Carl Orff (geb. 1895), sich einen Namen im Münchner Musikleben zu machen. Er selbst hatte bei Anton Beer-Wallbrunn und Herrmann Zilcher studiert und lebte seit 1919 als freier Komponist in München. 1934 entdeckte er die 1847 im Druck erschienenen „*Carmina Burana*“ aus dem 12. Jahrhundert und beschloss, sie zu vertonen. Die Komposition, die daraus entstand, hatte in ihrer Klangästhetik mit den vorherigen

Werken Orffs nichts gemein. Der große Erfolg, gerade auch bei den Kulturfunktionären der neuen Zeit, brachte Orff zu der Entscheidung, die Verbreitung und Aufführung aller seiner Werke, die vor 1936, also vor den „*Carmina Burana*“ entstanden waren, zu verbieten. Die „*Carmina Burana*“ galten fortin als Orffs erstes Werk.

Carl Orffs Verhalten in der Zeit des Dritten Reichs ist in den letzten Jahren verstärkt in die Diskussion gekommen, besonders durch die Veröffentlichungen des kanadischen Historikers Michael H. Kater. Es ergibt sich das Bild eines unpolitischen, auch nicht an Politik interessierten Komponisten, der es allerdings vortrefflich verstand, sich mit den Machthabern zu arrangieren, um ungehindert seinen künstlerischen Weg gehen zu können, und der es genoss, als bedeutender Komponist seiner Zeit hofiert zu werden. Zur Absicherung seiner Position nahm er sogar zwei Kompositionsaufträge der Machthaber an: Sein „Olympischer Reigen“ wurde zur Eröffnung der Olympischen Spiele 1936 in Berlin aufgeführt, sein „Sommernachtstraum“, der zwar schon 1917 komponiert worden war, nun 1939 aber gründlich revidiert wurde, sollte als Ersatz für Mendelssohn-Bartholdys Komposition herhalten, da dieser als Jude geächtet war. Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte Carl Orff sich gegenüber der Entnazifizierungskommission als Mitglied der „Weißen Rose“ darzustellen, da er persönlicher Freund von Kurt Huber, einem der Gründer der „Weißen Rose“, war. Dies entsprach nicht der Wahrheit. Der Tatsache, dass mit Newell Jenkins einer seiner ehemaligen Schüler sein Vernehmungs-offizier war, hatte es Orff zu verdanken, nur als Mitläufer eingestuft zu werden und damit seinen Beruf wieder ausüben zu dürfen. Im Münchner Musikleben spielte er sofort nach dem Krieg die gleiche wesentliche Rolle wie zuvor. Insofern kann man die „*Carmina Burana*“ als Geburtsstück einer Komponistenkarriere ansehen, der wechselnde politische Systeme nichts anhaben konnten.

Die Gegenübersetzung dieser beiden Schlüsselwerke für Weill und Orff machte zusammen mit der sie verbindenden Licht- und Videoinsze-

nierung den Reiz des Konzertabends aus. Neben den schon erwähnten Verantwortlichen für die Licht- und Videoinszenierung waren auf der musikalischen Seite beteiligt: Sybille Plocher, Sopran, Frank Schiller, Bariton, Martin Gärtner, Tenor, die Petruskantorei Gießen (Leitung: Her-

fried Mencke), die Johanniskantorei Gießen (Leitung: Christoph Koerber), der Kinderchor des Stadttheaters Gießen (Leitung: Martin Gärtner) sowie das Universitätsorchester Gießen. Die musikalische Gesamtleitung hatte Universitätsmusikdirektor Stefan Ottersbach.

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Ablehnung von Rufem

Prof. Dr. phil. *Markus Knauß* (Allgemeine Psychologie) an die Universität Bamberg.

Prof. Dr. phil. *Christoph Schuster* (Psychologische Methodenlehre) an die Humboldt-Universität Berlin.

Prof. Dr. rer. nat. *Jürgen Janek* (Physikalische Chemie) an die Universität Karlsruhe.

Prof. Dr. rer. nat. *Bernd Smarsly* (Physikalische/Anorganische Chemie) an die Universität Marburg.

Prof. Dr. med. *Volker Roelcke* (Geschichte der Medizin) an die Universität Erlangen-Nürnberg.

Annahme von Rufem

Prof. Dr. iur. *Richard Giesen* (Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Sozialrecht) an die Universität München.

Juniorprofessur Dr. phil. *Marian Füßel* (Kulturwissenschaften mit dem Schwerpunkt Kulturgeschichte) an die Universität Göttingen.

Prof. Dr. theol. *Ferdinand Rupert Prostmeier* (Bibelwissenschaften mit dem Schwerpunkt neutestamentliche Exegese) an die Universität Augsburg.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Sozial- und Kulturwissenschaften

W2-Professur auf Zeit für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politisch-soziales System Deutschlands/Vergleich politischer Systeme:

Prof. Dr. rer. pol. *Julia von Blumenthal*, vorher Vertreterin einer Professur an der Universität Lüneburg.

W2-Professur auf Zeit für Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialisation und Bildung:

Prof. Dr. phil. *Thomas Brüsemeister*, vorher Vertreter einer Professur an der FernUniversität Hagen.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Schul- und Unterrichtsforschung:

Prof. Dr. phil. *Hermann Josef Abs*, vorher Projektleiter am Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF), Frankfurt/Main.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Weiterbildung:

Prof. Dr. rer. nat. *Michael Schemmann*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bochum.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Empirische Bildungsforschung:

Prof. Dr. phil. *Ludwig Stecher*, vorher Wissenschaftlicher Projektkoordinator am Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF), Frankfurt/Main.

W2-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Pädagogik der Kindheit:

Prof. Dr. phil. *Norbert Neuß*, vorher Professor an der Fachhochschule Hildesheim/Holzminde/Göttingen.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W1-Juniorprofessur für Kulturwissenschaften (Schwerpunkt Kulturgeschichte):

Juniorprofessor Dr. phil. *Hubertus Büschel*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Potsdam.

Sprache, Literatur, Kultur

W3-Professur für Neuere englische und amerikanische Literaturen:

Prof. Dr. phil. *Ingo Berensmeyer*, vorher Professor an der Universität Gent.

W3-Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Joachim Jacob*, vorher Professor an der Universität Augsburg.

W3-Professur auf Zeit für Tanzwissenschaft mit dem Schwerpunkt Choreographie und Performance:

Prof. Dr. phil. *Gerald Siegmund*, vorher Assistenzprofessor an der Universität Bern.

Psychologie und Sportwissenschaft

W2-Professur für Pädagogische Psychologie mit dem Schwerpunkt Schulische Prävention und Evaluation:

Prof. Dr. phil. *Marco Ennemoser*, vorher Juniorprofessor an der Universität Gießen.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W3-Professur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Algebra:

Prof. Dr. rer. nat. *Bernhard Mühlherr*, vorher Professor an der Université Libre, Brüssel.

W3-Professur für Didaktik der Mathematik mit dem Schwerpunkt Primarstufe:

Prof. Dr. *Josephus Klep*, vorher Mitarbeiter am Niederländischen Institut für Curriculumentwicklung, Enschede.

W3-Professur für Informatik mit dem Schwerpunkt Formale Methoden:

Prof. Dr. rer. nat. *Markus Holzer*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität München.

W1-Juniorprofessur für Theoretische Physik, insbesondere kondensierter Materie:

Juniorprofessor Dr. rer. nat. *Christian Heiliger*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter am National Institute of Standards and Technology, Gaithersburg (USA).

W3-Professur für Physische Geographie mit dem Schwerpunkt Klimageographie:

Prof. Dr. phil. nat. *Jürg Luterbacher*, vorher Lektor an der Universität Bern.

Biologie und Chemie

W2-Professur für Biologiedidaktik:

Prof. Dr. rer. nat. *Hans Peter Ziemek*, vorher Professor an der Technischen Universität Dortmund.

W3-Professur für die Chemie von Lebensmitteln und Zusatzstoffen:

Prof. Dr. rer. nat. *Holger Zorn*, vorher Professor an der Technischen Universität Dortmund.

Veterinärmedizin

W3-Professur für Krankheiten der Vögel und Hygiene der Geflügelhaltung:

Prof. Dr. med. vet. *Michael Lierz*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität Berlin.

W1-Juniorprofessur für Bioinformatik mit dem Schwerpunkt Modellierung biologischer Strukturen:

Juniorprofessor Dr. rer. nat. *Thomas Lütke*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der University Utrecht.

Medizin

W3-Professur für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin:

Prof. Dr. med. *Markus A. Weigand*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Heidelberg.

W3-Professur für Herz-, Kinderherz- und Gefäßchirurgie:

Prof. Dr. med. *Andreas Böning*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Gießen.

W3-Professur für Dermatologie:

Prof. Dr. med. *Matthias Goebeler*, vorher Professor an der Universität Heidelberg.

W3-Professur für Klinische Psychosomatik und Psychotherapie:

Prof. Dr. med. *Johannes C. Kruse*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Düsseldorf.

W3-Professur für Neuropathologie:

Prof. Dr. med. *Till Steffen Acker*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Frankfurt/Main.

W2-Professur für Kardiovaskuläre Zellphysiologie:

Prof. Dr. phil. nat. *Heinrich Stefan Sauer*, vorher Professor auf Zeit an der Universität Gießen.

W2-Professur für Molekularphysiologie des Herzens und der Blutgefäße:

Prof. Dr. med. *Susanne Rohrbach*, vorher Juniorprofessorin an der Universität Halle-Wittenberg.

W2-Professur für Biochemie mit dem Schwerpunkt Molekularbiologie:

Prof. *Ritva Tikkanen*, Ph.D., vorher Juniorprofessorin am Universitätsklinikum Frankfurt/Main.

W2-Professur für Kinderzahnheilkunde:

Prof. Dr. med. dent. *Norbert Krämer*, vorher Professor an der Technischen Universität Dresden.

Zu außerplanmäßigen Professorinnen und Professoren wurden ernannt

Privatdozent Dr. med. *Christoph Arens*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, für das Fachgebiet Hals-Nasen-Ohrenheilkunde.

Privatdozentin Dr. med. *Ulrike Bockmühl*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Klinik für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, für das Fachgebiet Hals-Nasen-Ohrenheilkunde.

Privatdozent Dr. med. *Thorsten Dill*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kardiologischen Abteilung der Kerckhoff-Klinik, Bad Nauheim, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Martin Eggert*, Laborleiter bei der Firma Biomedro GmbH, Rostock, für das Fachgebiet Genetik.

Privatdozent Dr. med. *Philipp D. K. Hardt*, Wissenschaftlicher Assistent an der Medizinischen Klinik und Poliklinik, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Christian Heiß*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik und Poliklinik für Unfallchirurgie, für das Fachgebiet Chirurgie und Unfallchirurgie.

Privatdozent Dr. med. vet. *Andreas W. Herling*, Leiter der Abteilung Pharmakologie bei der Sanofi-Aventis Deutschland GmbH, Siegen, für das Fachgebiet Pharmakologie und Toxikologie.

Privatdozent Dr. med. *Clemens J. J. Jaeger*, Chefarzt der Medizinischen Klinik II des Krankenhauses Bad Soden, Kliniken des Main-Taunus-Kreises GmbH, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Alexander C. Langheinrich*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Radiologie, für das Fachgebiet Diagnostische Radiologie.

Privatdozentin Dr. rer. nat. *Sybille Mazurek*, Leiterin der Abteilung Tumor-Stoffwechsel ScheBo Biotech AG, Gießen, für das Fachgebiet Physiologische Chemie.

Hochschuldozent Dr. rer. nat. *Michael Niepmann*, Biochemisches Institut, für das Fachgebiet Biochemie und Molekularbiologie.

Privatdozentin Dr. rer. nat. *Dagmar Nolte*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Humangenetik, für das Fachgebiet Molekulare Humangenetik.

Privatdozent Dr. med. *Bernhard Rosengarten*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fachgebiet Neurologie.

Privatdozent Dr. phil. *Lothar Schneider*, Vertreter einer Professur an der Universität Gießen, für das Fachgebiet Neuere deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft.

Privatdozent Dr. med. *Marcel Verhoff*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Rechtsmedizin, für das Fachgebiet Rechtsmedizin.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. rer. pol. *Andreas Barckow*, Partner und Leiter des IFRS Centre of Excellence, Deloitte & Touche GmbH, Frankfurt/Main.

Dr. phil. *Eckhard Nordhofen*, Leiter des Dezernates Bildung und Kultur des Bistums Limburg.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. phil. *Raimund Borgmeier* (Neuere Englische und Amerikanische Literatur) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. rer. nat. *Gerald Fleischer* (Hörforschung) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. phil. *Wolfgang Floeck* (Hispanistik-Literaturwissenschaft) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. phil. *Gerd Fritz* (Deutsche Philologie; Sprachwissenschaft mit den Schwerpunkten Geschichte der deutschen Sprache und Grammatik des Deutschen) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. phil. *Klaus Fritzsche* (Politikwissenschaft) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. phil. *Petra Halder-Sinn* (Psychologische Diagnostik) zum 31. 3. 2009.

Prof. Dr. med. Dr. h.c. *Gunter Hempelmann* (Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. rer. pol. *Wilfried Krüger* (Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Unternehmensführung und Organisation) zum 31. 3. 2009.

Prof. Dr. theol. *Wolfram Kurz* (Didaktik des Religionsunterrichts) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. rer. nat. *Volker Metag* (Experimentalphysik) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. rer. pol. *Martin Morlock* (Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Risikomanagement und Versicherungswirtschaft) zum 31. 3. 2009.

Prof. Dr. phil. *Peter Nitsche* (Musikwissenschaft) zum 31. 3. 2009.

Prof. Dr. rer. soc. *Bruno W. Reimann* (Soziologie) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. med. *Andreas Schulz* (Pathologie) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. phil. nat. *Franz Georg Timmesfeld* (Mathematik, Schwerpunkt Algebra) zum 30. 9. 2008.

Prof. Dr. med. dent. *Willi-Eckhard Wetzel* (Kinderzahnheilkunde) zum 30. 9. 2008.

Biographische Notizen

Prof. em. Dr. Helmut Berding, geb. 1930 in Quakenbrück; 1945–1959 Ausbildung zum Großhandelskaufmann, Auslandsaufenthalte (Schweden, Schweiz, Frankreich); Braunschweig-Kolleg, Abitur. 1959–1965 Studium der Geschichte, Philosophie und Pädagogik in Göttingen und Köln; 1966 Promotion; 1967–1971 Forschungsauftrag am Leo-Baeck-Institut New York, Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft; 1972 Habilitation für Mittlere und Neuere Geschichte in Köln; von 1972 bis zur Emeritierung 1998 Professor für Neuere Geschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen; 1985/86 Directeur d'Etudes an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris.

Forschungsschwerpunkte:

Französische Revolution und ihre Auswirkung auf Deutschland; Napoleonisches Herrschaftssystem und Rheinbund; Sozialer Protest und staatliche Reformen im 19. Jahrhundert; Geschichte des Antisemitismus in Deutschland, Verfassungsgeschichte Hessens nach 1945.

Buchpublikationen u. a.:

Rationalismus und Mythos (1969), Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik (1973), Moderner Antisemitismus (1988), Aufklären durch Geschichte (1990), Die Entstehung der Hessischen Verfassung. Eine Dokumentation (1996). Mitherausgeber von „Geschichte und Gesellschaft“ (bis 1998) und der „Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft“.

Prof. Dr. Britta Bannenberg, Jg. 64; Studium der Rechtswissenschaften an der Georg-August-Universität Göttingen; 1. jur. Staatsexamen 1989; Promotion Göttingen; Dissertation zum Thema Täter-Opfer-Ausgleich: Wiedergutmachung in der Strafrechtspraxis, 1993; 2. jur. Staatsexamen in Hessen 1994; 1995–2001 wissenschaftliche Assistentin bei Prof. Dr. Rössner an der Martin-Luther-Universität Halle/Saale und an der Philipps-Universität Marburg; Habilitation Dezember 2001. Habilitationsschrift: Korruption in Deutschland und ihre strafrechtliche Kontrolle, eine kriminologisch-strafrechtliche Analyse, Luchterhand 2002, BKA Bd. 18 (Reihe Polizei und Forschung).

April 2002–Februar 2008 Professorin für Kriminologie, Strafrecht und Strafverfahrensrecht an der Universität Bielefeld. Seit Februar 2008 Professorin für Kriminologie in Gießen.

Forschungsschwerpunkte:

Korruption und Wirtschaftskriminalität – Ursachen, Strukturen, Täter, Prävention, Compliance-Systeme; Gewaltkriminalität und Kriminalprävention, Täter-Opfer-Ausgleich; Gewalt an Schulen; so genannte Amokläufe und Bedrohungen insbesondere an Schulen; Fragen der Prävention und Eskalation von Gewalt in Beziehun-

gen; Kriminalprävention in problematischen Stadtteilen; Kriminalität von Migranten und Spätaussiedlern; Untersuchungen zu Ehrenmord und Zwangsheirat; wirksame kriminalpräventive Maßnahmen.

Kontakt: britta.bannenberg@recht.uni-giessen.de

Prof. Dr. Raimund Borgmeier, geb. 1940, Studium der Fächer Anglistik, Latinistik und Philosophie in Münster und Exeter, England, 1965 Staatsexamen; Wiss. Assistent an der neu gegründeten Ruhr-Universität Bochum bei Prof. Dr. Ulrich Suerbaum; 1967 Promotion mit einer Arbeit über die deutschen Übersetzungen von Shakespeares Sonetten; 1968/69 Lektor an der Universität St. Andrews, Schottland; 1974 Habilitation in Bochum; seit 1975 Professor für neuere englische und amerikanische Literatur an der JLU. 1982, 1992, 1997 und 2000 Gastprofessuren an der University of Wisconsin Milwaukee; 1988 und 2003 Gastprofessuren an der University of Wisconsin Madison. Vorsitzender des Gesch. Ausschusses der Dt. Shakespeare-Gesellschaft West (1982–1994). Viermal Dekan; Mitarbeit und Leitung in verschiedenen Univ.-Kommissionen, zuletzt Gemeinsame Kommission Geisteswissenschaften. 2000 geehrt durch Festschrift Lineages of the Novel, hrsg. Bernhard Reitz und Eckart Voigts-Virchow. Emeritiert SS 2008.

Forschungsschwerpunkte:

Shakespeare; 18. Jh./Romantik; Roman des 20. Jh., speziell Sondergattungen (Science Fiction, Kriminalliteratur).

Prof. Dr. Christian Diller, Professor für Kommunale und Regionale Planung am Institut für Geographie der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Beruflicher Werdegang:

1990 Dipl.-Ing. Stadt- und Regionalplanung, TU Berlin 1990–1995 Wiss. Mitarbeiter am Institut für Stadtforschung Berlin

1996–2000 Wiss. Mitarbeiter am Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin

2000 Dissertation TU Berlin

2001–2006 Referatsleiter Grundlagen der Landes- und Regionalplanung im Innenministerium Schleswig-Holsteins

2005 Habilitation TU Berlin

Seit 2007 Professor für Kommunale und Regionale Planung am Institut für Geographie der JLU Gießen

Arbeitsschwerpunkte:

Stadt- und Regionalplanung, Stadtforschung, Stadtgeographie

Jüngere Publikationen:

Evaluierungen von und in „Regional Governance“ – grundsätzliche Überlegungen und drei Beispiele, in: Zeitschrift für Evaluation, Heft 2, 2008, S. 273–301.

Integrierte Schulentwicklungsplanung in ländlichen Regionen (mit Keno Frank und Bernd Wolfgang Hawel), in: *RaumPlanung* 138/139, 2008, S.135–140.

Metropolregion Hamburg Plus: Ansatzpunkte einer Großräumigen Leistungspartnerschaft zwischen der Metropolregion Hamburg und den peripheren Landesteilen Mecklenburg-Vorpommerns und Schleswig-Holsteins (mit Peter Hajny und Ute Herrmann), in: *Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung DASL* (Hrsg.). *Metropolregionen. Neue Dimensionen der Europäischen Stadt* (Almanach 2007/2008), Berlin 2008, S. 236–249.

Regionalplanung und Klimawandel (mit Jan Hebecker), in: *Standort 2*, 2008.

Regionalisierung in Schleswig-Holstein (mit Markus Hirschfeld), in: *Neues Archiv für Niedersachsen* 2, 2007, S. 56–77.

Metropolregionen in Nordwestdeutschland (mit Ralf Baumheier, Jörg Knieling u.a.), ARL Hannover 2007.

Durchaus lernfähig: Ein Rückblick auf die Debatten um Strategien zur Bewältigung des demografischen Wandels in Deutschland, in: *vhw-Forum Wohneigentum* 3, 2007.

Kontakt: Christian.Diller@geogr.uni-giessen.de

Prof. Dr. Wilfried Floeck, geb. 1943 in Pommern, aufgewachsen an der Mosel; 1962–1968 Studium der Romanischen Philologie und Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Tübingen, Grenoble und Bonn; 1968 dort Promotion zum Dr. phil.; 1978–1980 Wiss. Assistent und Oberassistent an den Universitäten Mainz und Göttingen; 1977 dort Habilitation; 1980 Professor für Spanische und Französische Literatur an der Universität Mainz; 1990 Professor für Hispanistik an der Universität Gießen; 2003–2007 Vorsitzender des Deutschen Hispanistenverbandes.

Forschungsschwerpunkte:

Spanische Literatur der Aufklärung, spanisches Theater, französisches, spanisches, portugiesisches und lateinamerikanisches Theater des 20. und 21. Jahrhunderts, Erinnerungskulturen in der spanischen und lateinamerikanischen Literatur (Conquista, Bürgerkrieg, Franco-Zeit), Postmoderne und Theater, Interkulturalität und Hybridisierung in der lateinamerikanischen Literatur.

Dr. Irene Häderle, Studium der Amerikanistik und Geschichte an der Freien Universität Berlin; Studium „American Studies“ an der State University of New York at Buffalo (SUNY), USA. 1988: Abschluss „Master of Arts“ (USA). 1995: Promotion am Institut für Geschichtswissenschaft, Technische Universität Berlin, Thema der Dissertation: „Deutsche kirchliche Frauenvereine in Ann Arbor, Michigan, 1870–1930. Eine Studie über die Bedingungen und Formen der Akkulturation deutscher Einwanderinnen und ihrer Töchter in den USA“. Kontaktstudium „Marketing“ an der Fachhochschule für Wirtschaft Berlin (3-semestriges Abendstudium). 1998–2004: Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, HABERENT BauTräger GmbH, Berlin. 2000–2005: Geschäftsführerin der Kunsthalle Vierseithof in Luckenwalde/Brandenburg. Seit April 2007: Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Büro der Frauenbeauftragten der JLU Gießen.

Publikationen:

Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008, hrsg. von Marion Oberschelp, Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, Carsten Lind, Gießen 2008.

Irene Häderle, *Deutsche kirchliche Frauenvereine in Ann Arbor, Michigan, 1870–1930. Eine Studie über die Bedingungen und Formen der Akkulturation deutscher Einwanderinnen und ihrer Töchter in den USA*, Stuttgart 1997.

Irene Häderle, *Women and Lay Activism: Aspects of Acculturation in the German Lutheran Churches of Ann Arbor, Michigan, 1870–1917*, in: *The Michigan Historical Review*, Spring 1999, S. 25–43.

Irene Häderle, *Einwanderinnen und ihre Töchter: Deutsche kirchliche Frauenvereine und ihre Akkulturation in Ann Arbor, Michigan, 1870–1930*, in: *Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte*, 1997, S. 59–70.

Dipl.-Geogr. Jan Hebecker, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kommunale und Regionale Planung am Institut für Geographie der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Beruflicher Werdegang:

2001 Dipl.-Geograph, Humboldt-Universität zu Berlin 2001–2007 Projektmitarbeiter DaimlerChrysler Entwicklungsgesellschaft für Immobilien mbH

Seit 7/2007 Dozent am Lehrstuhl für Kommunale und Regionale Planung am Institut für Geographie der JLU Gießen mit dem Themenschwerpunkt: Projektmanagement in der Stadt- und Grundstücksentwicklung

Seit 4/2008 Referent für den nicht konsekutiven Studiengang MSc Projektentwicklung und Immobilienmanagement an der HafenCity Universität Hamburg
Dissertationsvorhaben zum Thema „Nutzungsstrukturen städtebaulicher Großvorhaben des Stadumbaus“

Arbeitsschwerpunkte: Stadt- und Regionalplanung, Projektmanagement und Stadtentwicklung.

Kontakt: Jan.Hebecker@geogr.uni-giessen.de

Prof. Dr. phil. Hans-Dietrich Kahl, geb. 1920. Als Gymnasiallehrer 1959 aufgrund vorgelegter Publikationen Gelegenheit zur Habilitation auf einer Assistentenstelle in der Sektion für Geschichte und Sprachen des damaligen Instituts für Kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung in Gießen. 1961/62 erste Lehrveranstaltungen nach dem Krieg für Mittelalterliche Geschichte in Gießen (Lehrauftrag). 1965–1970 Dozent, 1970–1986 Professor für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Institut. Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeiten als Emeritus.

Unter anderem Korrespondierendes Mitglied der Polnischen und der Slowenischen Akademien der Wissenschaften und Künste zu Krakau bzw. Ljubljana/Laibach. 1983–1995 Mitglied, 1991–1995 Leiter des Geistigen Rates der Deutschen Unitarier Religionsgemeinschaft.

Prof. Dr. Peter Winker, 1985 bis 1991 Studium der Mathematik und Volkswirtschaftslehre in Konstanz und Paris. Promotion 1996 als wissenschaftlicher Mitarbeiter im SFB 178 „Internationalisierung der Wirtschaft“ an der Universität Konstanz. Von 1997 bis 2000 als wissen-

schaftlicher Assistent am Lehrstuhl von Prof. Dr. Wolfgang Franz an der Universität Mannheim tätig, dort 2000 Habilitation mit der Arbeit „Optimization Heuristics in Econometrics“ für das Fach Volkswirtschaftslehre und Ökonometrie. 2001 bis 2002 zunächst Associate Professor of Economics and Quantitative Methods an der International University in Germany, im Oktober 2002 Annahme eines Rufs auf die Professur für Wirtschaftswissenschaften, insbesondere Ökonometrie (C4) an der Universität Erfurt. Im Januar 2006 Ernennung zum Universitätsprofessor (W3) an der JLU Gießen. Mitherausgeber der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik und Associate Editor von Computational Statistics und Data Analysis und des Central European Journal of Economic Modeling and Econometrics, sowie Elected Council member of the European Regional Section der International Association for Statistical Computing (IASC) im International Statistical Institute (ISI); seit Dezember 2006 außerdem Coordinator des Marie-Curie Research and Training Networks COMISEF. *Forschungsschwerpunkte* im Bereich der rechnergestützten Verfahren in der Statistik und Ökonometrie sowie in Anwendungen ökonomischer Verfahren für Finanzmarktdaten und makroökonomische Zeitreihendaten. Durchführung der teilweise durch DFG, DAAD, EU, Fritz-Thyssen-Stiftung und Schweizer Nationalfonds geförderten Projekte in enger Kooperation mit

Wissenschaftlern aus vielen Ländern, darunter Großbritannien, Hong Kong, Indien, Italien, Schweiz und USA. *Wichtige Publikationen:*
 C. Gatu, E.J. Kontoghiorghes, M. Gilli, P. Winker (2007): An Efficient Branch-and-Bound Strategy for Subset Vector Autoregressive Model Selection, in: Journal of Economic Dynamics and Control 32, S. 1949–1963.
 M. Gilli, P. Winker (2007): Editorial – 2nd Special Issue on Applications of Optimization Heuristics to Estimation and Modelling Problems, in: Computational Statistics and Data Analysis, 52, 1, 2–3.
 E.J. Kontoghiorghes, B. Rustem, P. Winker (Hrsg.) (2008): Computational Methods in Financial Engineering, Springer, Heidelberg.
 B. LeBaron, P. Winker (2008): Introduction to the Special Issue on Agent-Based Models for Economic Policy Advice, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 228/2+3, S. 141–148.
 D. Maringer, P. Winker (2009): The Convergence of Estimators based on Heuristics: Theory and Application to a GARCH model, in: Computational Statistics (im Druck).
 P. Winker (2007): Empirische Wirtschaftsforschung und Ökonometrie, Springer, Heidelberg (2. Aufl.).
 P. Winker, D. Maringer (2007): The Hidden Risks of Optimizing Bond Portfolios under VaR, in: Journal of Risk 9, 4, S. 1–17.

